# Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band VII

# Dorf-
# geschichten

F.F.&Co

F. Fontane & Co.
Berlin

# Wilhelm von Polenz

## Dorf=
## geschichten

F. Fontane & Co.
Berlin

# Wie die Ehrenwolmsdorfer zu ihrem Pastor gekommen sind.

---

In Ehrenwolmsdorf war Pfarrvakanz eingetreten. Der alte Pastor Riehle war einem Schlaganfall erlegen. Nun galt es, einen neuen Geistlichen für die erledigte Stelle zu wählen. Drei Probepredigten waren bereits gehalten worden, aber die Kirchenväter hatten sich bisher noch für keinen der Kandidaten entscheiden können. Die Wahl war keine kleine Sache! Es konnte doch niemandem in der Gemeinde gleichgültig sein, welcher Art der Mann sei, der künftighin Predigt und Sakrament zu verwalten hatte. Es durfte doch auch keinen guten Christen kalt lassen, wie der neue Pastor aussah, wie er sich benahm, wie er sprach und sang, ob er verheiratet war oder ledig — kurz, aus welchem Holze der Mann geschnitzt sei, der von der Gemeinde ein jährliches Gehalt von achthundert Talern bezog und überdies noch den Ertrag des Pfarrackers.

Die Ehrenwolmsdorfer bildeten sich etwas auf ihr großes, erst kürzlich mit nicht unbeträchtlichen Kosten restauriertes Gotteshaus ein und taten sich etwas auf den regen Kirchenbesuch, der in ihrer Gemeinde von alters her üblich war, zugute. Seit Menschengedenken aber war die Kirche nicht so voll gewesen wie zu den Probepredigten, die an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen im Monat Juli stattgefunden hatten. Niemand wollte da gerne fehlen. Denn wenn auch nur wenige Auserlesene berechtigt waren, den neuen Pfarrer zu wählen, so wollte doch ein jeder gern sein Wörtlein

sagen zu dieser allgemein interessierenden Angelegenheit. Auf dem Heimweg vom Gottesdienste wurde denn auch eifrig hin und her geredet, Männer und Frauen teilten einander ihre Ansicht mit über die Predigt, und welchen Eindruck der „Heutge" auf sie gemacht habe.

Am ersten Sonntage war einer dagewesen, ein hagerer Mann, mit hohlen Wangen und dunklen, tiefliegenden Augen, nicht mehr ganz jung, — sein Scheitel begann sich zu lichten. Er war als erster Geistlicher bereits anderwärts in Amt und Würden; aber, wie es hieß, hatte er sich mit seiner jetzigen Gemeinde veruneinigt und sich darum weggemeldet. Seine Predigt war eindringlich. Er mahnte mit tiefer Grabesstimme zur Buße, Einkehr und Fleischabtötung. Er heizte der armen Seele tüchtig die Hölle. Seine Worte machten unverkennbaren Eindruck. Sich einmal als Sünder 'runtermachen zu lassen, das hatten die Ehrenwolmsdorfer gar nicht ungern. Wenn der Prediger so recht donnerte und wetterte auf der Kanzel und bei den Kraftstellen auf das Brustbrett schlug, da lief ihnen ein angenehmer Schauer über den Rücken. Und nun gar erst, wenn einer es verstand, die ewigen Strafen auszumalen, wie dieser hier! — „Der Pfarr verstieht's!" sagten die Väter des Ortes zueinander, als sie sich vor der Kirche trafen. Dann holte einer nach dem anderen seine Schnupftabaksdose aus dem langschößigen Kirchenrocke und nahm seine Prise zur Stärkung, nach so angenehmer Aufregung. — Auch auf die Frauen hatte der Pastor den besten Eindruck gemacht. Die hatten bei dieser Bußpredigt noch ihre besonderen Hintergedanken gehabt — wie sie Frauen wohl immer haben. Sie dachten bei sich, daß es ganz gut sein möchte, wenn mal einer käme, der ihren Männern die Leviten tüchtig

läse. Denn es muß gesagt werden, in letzter Zeit hatten sich die Sitten in Ehrenwolmsdorf recht gelockert. Der selige Pfarrer war mit dem Alter etwas bequem geworden, er war nur noch selten gegen Trunk, Spiel, Schlägerei und sonstige Laster von der Kanzel aus zu Felde gezogen. Aber der Mann hier mit seinen durchbohrenden Augen, die einem von weitem schon Angst machen konnten, würde alten und jungen Sündern in der Gemeinde schon den Kopf zu waschen verstehen. So kam es, daß jener Bußprediger den weiblichen Teil der Bevölkerung ganz auf seiner Seite hatte.

Aber die Frauen, obgleich sie in Ehrenwolmsdorf, wie anderwärts, ihr Teil mit darein zu reden hatten, durften doch nicht mit wählen. Unter den Kirchenvätern aber waren einige räudige Schafe, die sich durch die Bußpredigt dieses Pastors doch allzu unsanft aus ihrer Gewissensruhe aufgeschreckt gefühlt hatten; kurz, sie wußten dieses und jenes an ihm zu bemängeln. Man beschloß, die Wahl vorläufig noch auszusetzen und sich den nächsten anzuhören, der sich zu der Stelle gemeldet hatte.

Das nun war ein Mann von ganz anderem Kaliber: ein kleines, bewegliches Männchen mit einem Milchgesichtchen. Er war noch nicht allzulange ordiniert und als Vikar in einem Nachbardorfe zur Aushilfe. Er sprach hastig und mit vielen Gesten, bald warf er sich gegen die Kanzelbrust, bald riß er sich empor, bald wies er mit den kurzen Ärmchen gen Himmel, bald nach unten — als wolle er den alten Frauen dort etwas anhaben, die ganz harmlos unter der Kanzel saßen. Dabei hatte er eine hohe, krähende Stimme. Und als er am Altare stand, die Liturgie zu singen und dabei seine kleine Person reckte und streckte, da machte

er ganz den Eindruck eines jungen Hähnchens, das sich im Krähen übt.

Das war nichts für die Ehrenwolmsdorfer. Schon auf dem Rückwege von der Kirche wurde sein Urteil gesprochen. Die quecksilbrige Unruhe dieses Männchens war nicht nach dem Geschmacke der Bauern. Außerdem erschien er ihnen viel zu klein. Für so viel Geld, wie sie ihrem Pastor gaben, konnte man doch wenigstens eine Persönlichkeit verlangen, die etwas Platz einnahm und nicht vollständig in der großen Kirche verschwand.

Nun wartete man erst recht die dritte Probepredigt ab, und die Spannung der Gemüter war groß, wie dieser letzte Bewerber seine Sache wohl machen werde. — Das war ein mittelgroßer, vierschrötiger Mann mit breiter Brust, starkem Genick und braunroten Wangen, ein Bild der Kraft und Gesundheit. „Die reine Prostemahlzeit", hatte schon der Küster verkündet, der ihn zuerst von allen gesehen. Er war Diakonus, von ziemlich weither zugereist, um sich um die renommierte Ehrenwolmsdorfer Stelle zu bewerben. Er hatte ein volltönendes, weithin vernehmliches Organ, das auf der obersten Empore und in den entferntesten Winkeln des Schiffes verstanden wurde. Die Abkündigung der Geburts- und Sterbefälle, der Taufen, Verlobungen und Trauungen verlas er langsam und mit der Bedeutung, die einer so wichtigen Sache zukommt. Das gewann ihm sofort alle Herzen. Denn die Abkündigungen waren für manchen doch das Wichtigste am ganzen Gottesdienste. Seine Predigt hatte drei Teile, war nicht zu kurz und auch nicht zu lang, und es war alles darin, was in eine richtige Predigt hineingehört: etwas vom Wetter und vom Ackerbau, über den Himmel 'was und auch über die Hölle, einige Sprüche und Verse.

Strafendes sowohl wie Tröstendes und Erweckendes, für jedermann das, was er seiner Lage und seiner Seelenstimmung nach gerade nötig hatte. Und am Altare sang der Mann den Segen mit einer Stimme, die aus kräftiger und geschulter Kehle kam und der Gemeinde zu Herzen sprach.

„Das is a Pfarr-fir uns!“ war die Losung, die man nach beendigtem Gottesdienste vor allen Kirchentüren hören konnte. Selbst der Ruhm des ersten Predigers war durch diese Leistung in Schatten gestellt worden. Die Meinung in der Gemeinde drängte allgemein darauf, den dritten — Hegewald war sein Name — zum Pfarrer zu küren.

Als es aber schließlich zur Wahl kam, konnten sich die Kirchenväter doch nicht einigen. Eine stürmischere Sitzung hatte wohl noch nicht im Gemeindekirchenrat von Ehrenwolmsdorf stattgefunden als diese. Es fehlte nicht viel und aus der Pfarrerwahl wäre die schönste Prügelei entstanden. Es hatten sich nämlich zwei Parteien gebildet, die einander ziemlich die Wage hielten. Die einen waren für den Pastor eingenommen, der als erster seine Probepredigt gehalten hatte; an der Spitze dieser Partei stand der reiche und einflußreiche Fiedlerbauer. Leute, welche die Familienverhältnisse dieses Mannes näher kannten, wollten behaupten, daß hinter dem Eifer, mit welchem Fiedler für seinen Kandidaten eintrat, niemand anderes stecke als die Bäuerin, der es der bleiche Bußprediger mit seinen Schilderungen von der Höllenpein angetan hatte. — Wie dem auch sei! Jedenfalls hielt der Fiedlerbauer mit Hartnäckigkeit an seinem Manne fest, und da er nicht ohne Anhang war in der Gemeinde, erschien dieser Umstand gefährlich für das Durchkommen Hegewalds. Der Fiedlerbauer wußte

allerhand Gründe wider den Gegenkandidaten vorzubringen. Hegewald sei ein Trinker und Schlemmer, hieß es. Diese Anklage wurde damit begründet, daß der Diakonus am Nachmittage nach seiner Probepredigt, nachdem er noch einige Taufen und die Katechismusunterredung mit der weiblichen Jugend erledigt, in der Kirchschenke gesehen worden sei. Man wollte ihn da etwelche Glas Bier haben trinken sehen.

Über die Zahl der von dem Diakonus geleerten Schoppen entbrannte also der Streit. Der Fiedlerbauer und seine Partei übertrieben wohl, wenn sie von einer Mandel und mehr sprachen. Feststellen ließ sich der Sachverhalt übrigens schwer, denn der Wirt der Kirchschenke — bei dem man tagte — konnte sich, als Zeuge angerufen, der vertilgten Biermenge nicht mehr genau entsinnen. Übrigens war er höchstwahrscheinlich Partei in der Sache und jedenfalls auf Seite des Diakonus, in dem er einen guten Kunden für die Zukunft wittern mochte. — Der Fiedlerbauer und sein Anhang blieben darauf bestehen, daß in der Trinklust des Diakonus Hegewald eine große Gefahr für das Seelenheil der Gemeinde zu erblicken sei. Es wurde zur Entschuldigung Hegewalds vorgebracht, daß er mehrere Stunden lang hintereinander habe sprechen müssen und daß es ein heißer Tag gewesen sei. Der Fiedlerbauer wandte dagegen ein, von einem Geistlichen könne man verlangen, daß er auch am heißesten Tage nüchtern bleibe. Die Gegner warfen ihm vor, er tränke manchmal auch über den Durst und kümmere sich nicht darum, ob es heiß oder kalt sei. Darüber erboste sich nun der Bauer, wie begreiflich, und der Krakeel war fertig. Eine Einigung schien nicht mehr möglich, denn nunmehr war es gleichsam zur Ehrensache für die Parteien geworden,

ihren Mann durchzubringen, den Bußprediger oder den Biertrinker.

Aber zu einem Entschluß mußte es kommen, das sagten sich alle. In der Ferne drohte nämlich ein hohes Konsistorium. Man wußte, daß das nicht lange zu fackeln pflegte; wenn sich der Gemeindekirchenrat nicht einigen konnte in der Pfarrerwahl, dann setzte die Behörde den ersten besten hin, der stellenlos war und untergebracht werden sollte. So war es schon einmal einer Nachbargemeinde ergangen. Das wollten die Ehrenwolmsdorfer auf keinen Fall. Dagegen bäumte sich ihr Selbstgefühl auf, das nicht gering war. Sie wollten sich ihren Pastor selbst wählen, und wenn's ihnen hätte blutige Köpfe kosten sollen. — Und so wogte der Kampf denn unentschieden weiter.

Endlich blitzte in einem erleuchteteren Kopfe ein Gedanke auf, der in der so verfahrenen Angelegenheit einen Ausweg zu bieten schien. Der Gemeindevorstand nämlich meinte, man solle einen Vertrauensmann in das Dorf entsenden, wo der fragliche Diakonus amtiere; der Abgesandte möge dort erkunden, wie es um Gesinnung und Lebenswandel dieses Mannes eigentlich bestellt sei. Dann erst, wenn man sichere Kunde über diesen Punkt habe, solle man sich entscheiden. Der Vorschlag gefiel allgemein und wurde von beiden Parteien gutgeheißen. Als es aber dazu kam, eine Person auszuwählen für diese Mission, fand es sich, daß niemand sich der Mühe dieser Reise unterziehen wollte. In der Erntezeit von Haus und Hof weggehen, und dann in der wildfremden Gemeinde die heikle Erkundigung — danach sehnte sich keiner. Aber auch hier wurde Rat geschafft. Einem der Kirchenväter fiel es zur rechten Zeit ein, daß sich ein Ehrenwolmsdorfer Kind gar nicht

weit von dem Orte, wo Diakonus Hegewald angestellt war, gerade jetzt aufhalte. Es war dies ein gewisser Anton Schniebs, im ganzen Orte unter dem Namen Papp-Anton bekannt, weil er sein Haus, das ihm der Sturmwind abgedeckt, mit einem Pappdach versehen hatte. Dieses Pappdach war das einzige in seiner Art in Ehrenwolmsdorf — Grund genug, den Besitzer danach zu benennen. — Papp-Anton war seines Zeichens ein Viehhändler und eben zum Einkaufe von Jungvieh auf Reisen. Daß Papp-Anton ein geriebener Bursche war, davon wußte mancher, den er beim Viehhandel übers Ohr gehauen hatte, ein Lied zu singen. Zwar besaß Anton nur das rechte Auge — das linke hatte er schon als Knabe durch einen Steinwurf eingebüßt —, aber mit dem einen Auge blickte er verschmitzter drein als mancher andere mit zweien. — Man war allgemein der Ansicht, Papp-Anton sei wie auserlesen für diesen Zweck. Er verstand es, kannte vom Viehhandel her seine Geschäftskniffe. Wenn man ihm eine entsprechende Entschädigung versprach, würde er die Sache gewiß gern besorgen.

Man beriet sofort ein Schreiben an Papp-Anton, das der schriftführende Schulmeister aufsetzen mußte; darin wurde der Viehhändler beauftragt, unverweilt nach Nickelsgrün zu fahren und sich nach dem dortigen Diakonus zu erkundigen. Aber um keinen Preis solle er sich etwas anmerken lassen von dem, was er wissen wolle, fügte man dem Briefe noch vorsichtshalber hinzu.

Anton war zunächst etwas verblüfft, als er diesen Brief aus der Heimat erhielt. Er kratzte sich hinter den Ohren. Junge Ferkel besorgen, Vieh zur Mast ankaufen, einen Zuchtbullen aussuchen, das hätte er zur Zufriedenheit ausführen wollen; aber einen Pastor . . .

Doch beschloß er, nach einigem Überlegen, die Sache zu machen.

Gegend Abend kam er bei schlechtem Wetter in Nickelsgrün an. Der Ort war langgedehnt und die einzelnen Häuser und Gehöfte unregelmäßig im Tale hin verstreut. Da war nun guter Rat teuer. Was sollte er hier eigentlich anfangen? In das erste beste Haus gehen und anfragen, was der hiesige Diakonus für ein Mann sei? Die Leute würden ihn schön angeguckt haben! Außerdem war ihm ja auf die Seele gebunden, er dürfe sich nichts anmerken lassen von dem, was er wissen wolle. Das war eine schwierige Sache! Er sah sich die Häuser und Gehöfte von außen an. Besonders die Stallungen beschäftigten ihn; was mochten sie wohl für Vieh drin haben? Er konnte der diplomatischen Mission, in der er hier war, zum Trotze doch seinen Beruf nicht vergessen. Wenn sich's doch nur um ein Gespann Ochsen gehandelt hätte! Selbst ein Kalb zum Anbinden würde er lieber besorgt haben, obgleich damit nicht viel zu verdienen war.

So schritt denn Anton bei strömendem Regen durch das lange Dorf, grüßte die wenigen Menschen, die ihm begegneten, und wurde wiedergegrüßt. Dann bat er jemanden um Feuer für seine Pfeife, fragte dabei nach dem Wege, hauptsächlich, um eine Unterhaltung anzuknüpfen; aber der Befragte ging nach kurzem Bescheid, des schlechten Wetters wegen, in ein Haus. Des Viehhändlers Laune verschlechterte sich mehr und mehr. Auf diese Weise wurde nichts, das war klar! Er beschloß, in den Gasthof zu gehen; dort würde man vielleicht jemanden treffen. Beim Glase pflegten die Leute ja auch meist gesprächig zu sein. Es sollte ihm nicht darauf ankommen, die Zungen durch

einen Freitrunk geläufiger zu machen; die Heimatgemeinde bezahlte ja!

Es gab verschiedene Gasthöfe im Orte. Anton ging in den größten, ein stattliches, viereckiges Gebäude, mit vielen Fenstern, dessen sich eine Stadt nicht hätte zu schämen brauchen. Er begab sich in das bessere Zimmer. Der Auftrag, in dem er hier war — der ihn im Grunde doch mit Stolz erfüllte — erforderte, so meinte Anton, daß er sich als feiner Mann geriere. Darum bestellte er ein Glas Bayrisch, während er sich auf seinen gewöhnlichen Handelsreisen mit Einfachbier und Schnaps zu begnügen pflegte. Dann erkundigte er sich, was es in der Küche gebe; er wollte sogar warm essen. Das Fräulein nahm seine Bestellung mit zweifelnder Miene entgegen. Der kleine, häßliche, einäugige Mensch, mit struppigem Bart und wenig sauberer Kleidung imponierte ihr nicht besonders; sie mochte wohl bei sich denken, daß der füglich hätte im großen Zimmer Platz nehmen können. Anton versuchte es, sich mit der vermeintlichen Kellnerin auf vertraulichen Fuß zu setzen; aber da kam er an die Falsche. Sie gab ihm zu verstehen, daß sie die Tochter des Hauses sei, und daß sie sich nur aus Gefälligkeit um ihn bekümmere. Anton bat um Entschuldigung; er sah das Mädchen nun mit anderen Augen an. Sie war eine große, blonde Person, mit frischem, hübschem Gesichte, dunkel gekleidet, das Haar aufgesteckt, wie eine Dame. Dem Viehhändler gefiel das Mädchen, je länger er sie ansah, je besser. Ihm blitzte bald der Gedanke auf, von diesem Mädchen könne man am Ende etwas erfahren. Er beschloß, recht schlau von hinten herum zu kommen. Es fiel ihm nicht ein, ohne weiteres nach dem Diakonus zu fragen, bewahre! So wollte er nicht mit der Türe ins Haus

fallen. Erst sprach er von der Feldwirtschaft, erkundigte sich nach den Brot- und Butterpreisen, nach den Vereinen des Ortes, nach Lustbarkeiten, Schützenfest und wie oft hier Tanz sei. Auch nach den Verhältnissen des Gasthofes fragte er und erfuhr, daß der Vater des Mädchens außerdem noch ein Bauerngut besitze mit zehn Kühen und zwei Paar Pferden. Nachdem man vom letzten Schweineschlachten gesprochen hatte, faßte sich Anton ein Herz, um mit kühnem Gedankensprunge vom Wurstfest auf den Diakonus überzugehen. Die Jungfrau dabei mit seinem einen Auge vertraulich anzwinkernd, fragte er im besten Hochdeutsch, dessen er fähig war: „Kennen Sie am Ende den Diakonus Hegewald, Freilein?" Das Mädchen erhob sich, purpurrot, und raffte seine Näherei zusammen. Anton fügte noch schnell hinzu: „Ich bin nämlich ganz fremd hier; und da fragt man ebenso nach diesem und jenem, Freilein!" — Sie ging aus dem Zimmer, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Anton war ratlos. Was war denn mit dem Frauenzimmer? Er hatte die Sache seiner Meinung nach doch so schlau eingefädelt. Irgendwas hatte sie ihm übelgenommen! Das mußte er wieder gut machen. Er beschloß bei sich, eine halbe Flasche Wein zu bestellen und rief deshalb: „Wirtschaft!" — Aber diesmal kam nicht die Dame, sondern ein halbwüchsiger Junge zu seiner Bedienung herbei. Anton überlegte, ob er nicht doch in die vordere Stube gehen solle. Dort waren Leute, er hörte das Lachen und Durcheinander der Stimmen. Dort konnte er seine Aushorcheversuche vielleicht mit besserem Erfolge erneuern. Da tat sich die Tür von der anderen Seite des Zimmers auf, und ein Mann trat ein.

Der neue Gast wünschte „guten Abend!“ und meinte, es sei schlechtes Wetter draußen. Gleichsam zur Bekräftigung seiner Behauptung ließ er das Wasser von seinem Schlapphut auf die Zimmerdiele laufen. Unter dem Überzieher blickten ein Paar starke Schaftstiefel vor; der Fremde hatte nämlich die Beinkleider in die Stulpen gesteckt. Nachdem er den Mantel abgelegt und aufgehängt hatte, vertrat er sich die Füße und rieb sich die Hände. — Anton betrachtete den Fremden mit Interesse. Er machte ihm mit seinem blühenden Gesicht, seiner breiten, kräftigen Gestalt einen vertrauenerweckenden Eindruck. Was der Mann auch immer sein mochte in seinem Berufe, der konnte zugreifen, das sah man. Seinem Benehmen nach schien er hier gut bekannt zu sein; durch die halbgeöffnete Tür rief er in das vordere Zimmer: „Minchen!“ Auf diesen Ruf erschien die Tochter des Hauses. Anton horchte scharf auf die halblaut geführte Unterhaltung. Er konnte nur so viel verstehen, daß der fremde Herr sich ein Abendessen bestellte, dann verschwand das Fräulein wieder. Ein Glas Bayrisch war inzwischen für den neuen Gast hereingebracht worden, das auf einen Absatz bis zur Hälfte geleert wurde. Der Herr meinte scherzend, daß Feuchtigkeit von außen auch Feuchtigkeit von innen verlange. Anton stimmte dem bei. Der Fremde gefiel ihm; er war so recht, was man bei uns einen „gemeinen Mann“ nennt. Der sieht nicht danach aus, als ob er mir Auskunft verweigern werde, dachte der Viehhändler im stillen. Der Herr fragte, ob es erlaubt sei, an dem gedeckten Tische Platz zu nehmen; auch er wolle nämlich warm essen, fügte er erläuternd hinzu. Anton war es natürlich recht. Nun saß man einander gegenüber, und ein Gespräch war schnell im Gange. Mit dem

Manne unterhielt es sich mal gut! Er war, wie Anton vermutet hatte, hier vom Orte. Ein grundgescheiter Mann mußte er sein, das merkte man aus allem, was er sagte. Übrigens schien er kein Bauer zu sein, wie man seinen Händen ansah. Dem Biere sprach er tüchtig zu, das mußte man sagen! Anton sah sein blaues Wunder. Die Art und Weise, wie dieser Mensch das volle Glas erst gegen das Licht hielt, mit liebevollem Blicke betrachtete, dann mit einer gewissen Weihe zum Munde führte, ansetzte, kippte und nun mit langsamen, gleichmäßigen, tiefausholenden Zügen den Inhalt leerte, dann das Glas kräftig auf den Filz niedersetzte — das war doch noch einer, dem es schmeckte! — „Das Echte habe ich hier eingeführt," sagte der Herr nach dem dritten Glase, „früher gab es nämlich bloß Einfaches und Lager hier." Seine Art zu trinken hatte etwas Ansteckendes. Anton vertilgte auch sein Teil. Er wollte diese Gelegenheit ausnutzen; die Gemeinde mußte ihm ja alle notwendigen Auslagen wiedererstatten. Ja, sein Auftrag! Er zerbrach sich den Kopf. Wie sollte er's nur anfangen! Die soeben mit dem Mädchen gemachte Erfahrung hatte er nicht vergessen. Inzwischen kam auch das Essen. Während der andere mit vollen Backen kaute, überlegte Anton. Das beste Mittel blieb am Ende immer noch, er fragte ganz ohne Umschweife. So platzte er denn auf einmal los: Der Herr wisse ja über alles so gut Bescheid, ob er ihm nicht sagen könne, was für ein Mann der hiesige Diakonus eigentlich sei. Der andere hatte gerade ein Schweinsrippchen vor, das Knochenende guckte ihm aus dem Mundwinkel. Bei Antons Frage blieb sein Gesicht für einige Augenblicke in dieser Verfassung stehen. Dann kaute er das Stück zu Ende, entfernte den Knochen, nahm einen kräftigen

Schluck, wischte sich den Mund und fragte, wieso der Herr dazu käme, sich um den hiesigen Diakonus zu bekümmern? — Anton meinte verlegen: „Nur so!" weil er gerade auf der Durchreise hier wäre; er interessiere sich für die Geistlichkeit. Im übrigen hätte er nur gefragt, weil's ihm gerade so in den Kopf gekommen. — Aber so sehr er sich auch bemühte, die Sache harmlos hinzustellen, man merkte ihm die Verwirrung doch allzu deutlich an. Er hatte sich da richtig verhettert und verhaspelt. Der andere meinte: „Ach so — hm!" und betrachtete sich sein Gegenüber etwas schärfer. Gleich darauf trat das Fräulein wieder ins Zimmer. Der Herr rief ihr entgegen: „Minchen, denke dir mal, hier ist jemand, der will mich über unseren Diakonus aushorchen!" — Das Mädchen antwortete: „Ja, mich hat er vorhin auch schon gefragt!" Darauf der Herr: „Da sind Sie ja gerade an die rechte Quelle gekommen! Hier das Fräulein kennt nämlich unseren Diakonus gut — recht gut sogar — nicht wahr? Da lassen Sie sich mal von der was erzählen, was für ein schrecklicher Mensch das ist." — Das Mädchen lachte und kicherte, aber mit der Sprache wollte sie nicht heraus, sie lief schließlich unter Gelächter von dannen.

„Na, dann will ich Ihnen was über unseren Diakonus erzählen!" sagte der Herr zu Anton. „Ich kenne ihn nämlich auch; ja, ich kann sagen, er ist mein intimster Freund!" — Dabei zündete der Mann sich eine Zigarre an und bot auch seinem Gegenüber eine aus seiner Tasche an. Der Viehhändler meinte, lange kein so gutes Kraut geschmeckt zu haben.

„Na, also unser Diakonus Hegewald!" — begann jener, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blies den Zigarrenrauch in schönen, gleichmäßigen Ringen zur

Decke empor. „Der ist mein Kamerad gewesen von früher Jugend auf. Ich kann sagen, ich habe ihn gekannt von dem Augenblicke an, da ich zum Selbstbewußtsein erwacht bin. Tadeln möchte ich ihn nicht gern, denn seine dummen Streiche sind auch die meinen gewesen. Ihn zu loben, geniere ich mich eigentlich, denn was er Gutes vollbracht hat in seinem Leben, daran habe ich Anteil gehabt. Sie müssen nämlich wissen guter Mann, daß wir dieselbe Schulbank gedrückt haben Hegewald und ich. Wir haben auch gemeinsam die Universität bezogen, dieselben Kollegien besucht, und manchmal auch nicht besucht. Und schließlich sind wir auch gemeinsam ins Examen gegangen und haben es mit Gottes Hilfe schlecht und recht bestanden." — Hier stärkte sich der Sprecher durch einen tiefen Schluck, ließ eine Pause eintreten und blickte nach der Decke; dabei lächelte er, als gedenke er in Freuden der mit dem Freunde durchlebten Jugendzeit. Dann fuhr er, immer lächelnd, fort: „Wenn Sie nun etwas Näheres über den Charakter meines Freundes Hegewald wissen wollen, dann muß ich Ihnen im voraus sagen, daß ich einen mir so nahestehenden Mann nur mit größter Nachsicht beurteilen kann. Ich stehe für Hegewald ein wie für mich selbst. Aber so viel will ich Ihnen sagen: es ist ein Kerl, an dem etwas ist, im wirklichen und bildlichen Sinne gesprochen. Zwar ‚wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes'... Sie wissen — das gilt ja auch von ihm. Aber ‚Gott der Herr ist in dem Schwachen mächtig!' Guten Willen hat mein Freund Hegewald, er liebt sein Amt, ist voll Eifer, und wird die Herde, die ihm der liebe Gott einmal anvertrauen will, am Herzen tragen. Seine Gottesfurcht und sein Glaube sind festgegründet, wie Fels. Er arbeitet an

sich und kämpft gegen die Sünde, die in ihm mächtig ist. Dabei ist er aber durchaus kein Duckmäuser. Er meint nicht, daß wir, weil dieses Leben eine Vorbereitung ist für ein besseres Jenseits, die Köpfe hängen lassen und traurig sein sollen — nein! Der liebe Gott hat seine Gaben wachsen lassen für die Menschenkinder, daß sie sich daran erfreuen und laben mögen. Hegewald liebt einen guten Trunk, gerade wie ich; aber nie werden Sie es erleben, daß er mehr tränke, als er vertragen kann — allerdings will ich nicht in Abrede stellen, daß das ein erkleckliches Quantum ist. Mein Freund und ich, wir vertragen ungefähr dasselbe. Wer dem anderen über ist, das ist überhaupt noch nicht entschieden worden. Und noch eins, um das Bild meines Freundes vollständig zu machen: Sie kennen Doktor Martin Luthers Wort: ‚Ein Priester soll unsträflich sein, eines Weibes Mann!' — Nun, so denkt Hegewald auch! Darum hat er sich eine Braut auserlesen — und was für eine! — ein Mädel . . . na! — In vierzehn Tagen soll Hochzeit sein." . . . Bei den letzten Worten war der Redner aufgestanden; er schien es auf dem Stuhle nicht mehr auszuhalten. „Jawohl, in vierzehn Tagen, lieber Mann!" Dann griff er nach dem Schoppen, es war nur noch eine kleine Neige darin. Fast bedauernd betrachtete er sich den schäbigen Rest, spülte ihn aber doch hinunter. „Für heute abend ist's genug! Nun, mein Lieber, ist hoffentlich Ihre Wißbegier befriedigt. Noch eines wird Sie vielleicht interessieren: Hegewald hat eine alte Mutter von siebzig Jahren, deren ganzer Stolz er ist. Die alte Frau hat keinen sehnlicheren Wunsch, als den Sohn vor ihrem Ende, das in Gottes Hand steht, noch als selbständigen Pfarrer im Amte zu sehen. Und nun guten Abend und Gott befohlen!" —

Papp-Anton war nicht mehr ganz nüchtern, als der Herr ging, und er wurde es auch nicht an diesem Abende. Am nächsten Morgen aber reiste er in die Heimat zurück. Vor den Ehrenwolmsdorfern tat er sich nicht wenig darauf zugute, wie schnell und geschickt er seinen Auftrag ausgeführt habe. Von Diakonus Hegewald wußte er Wunderdinge zu berichten. Der sei der beliebteste Mann in ganz Nickelsgrün. Alle, die er gesprochen habe, alt und jung, vornehm und gering, Frauen und Männer, waren seines Ruhmes voll gewesen. Er konnte sich gar nicht genug tun im Erzählen. Vor Papp-Antons Bericht mußten nun freilich die Verdächtigungen der Gegner, des Fiedlerbauern und seiner Sippe, schweigen. Mit Majorität wurde Diakonus Hegewald aus Nickelsgrün zum Pfarrer in Ehrenwolmsdorf gewählt.

Sechs Wochen später sollte der neue Pfarrer sein Amt antreten. Der Gemeindekirchenrat, die Gemeindeältesten, Vereine, Schulen, die Jugend beiderlei Geschlechts zogen ihm mit Musik entgegen bis zur Grenze des Kirchspiels. Papp-Anton marschierte mit den Honoratioren vorn an. Er war heute eine wichtige Person; denn er hatte ja der Gemeinde den neuen Pastor verschafft. Es war ein Ehrentag auch für ihn. Aber im geheimen bedrängte ihn so etwas wie Gewissensbisse. Wenn der neue Pastor nun ganz anders war als er ihn dargestellt, wenn er nun schlecht einschlug — würde dann nicht alle Schuld auf sein Haupt kommen? Er hatte doch eigentlich nur das Zeugnis eines einzigen Menschen über den Geistlichen gehört, und ganz nüchtern war er dabei auch nicht gewesen; wenn ihm der Herr, dessen Namen er nicht einmal wußte, nun etwas vorgeflunkert hatte! — Die Sache war nicht unbedenklich.

Papp-Anton war ja gerade kein Fanatiker der Wahrhaftigkeit — im Viehhandel jedenfalls hatte er seine Moral für sich —, aber schließlich eine ganze Gemeinde hinters Licht führen und noch dazu in geistlicher Angelegenheit, dazu langte sein Mut doch nicht aus. Niemand sah dem neuen Pastor mit so ängstlicher Spannung entgegen als der Einäugige.

Endlich zeigte sich der Wagen in der Ferne. Man sah ihn schon eine ganze Strecke von Krumm-Bartelsdorf her durch die Felder heraufkommen. Der Kantor verteilte die Zettel unter die Schulkinder; denn es sollte ein Lied zum Willkommen gesungen werden. Der Gemeindevorstand blickte noch einmal in seinen Zylinder, ob auch die Rede, die er halten wollte, an ihrem Platze, nämlich am Hutfutter, sei. Ein Böllerschuß fiel, und darauf begannen in Ehrenwolmsdorf die Glocken zu läuten. Pfarrer Hegewald hatte seine Parochie erreicht.

Papp-Antons eines Auge vergrößerte sich vor Schreck und Staunen, als er den neuen Pastor dem Wagen entsteigen sah. Während der Gemeindevorstand seine Ansprache hielt — wobei er nicht den Pfarrer, sondern den Hut ansah —, hatte Anton Zeit, sich etwas von seiner Bestürzung zu erholen. Das war also der Diakonus selber gewesen! Der Halunke! Ihn so aufs Eis zu locken. Jetzt aber nur nichts merken lassen den anderen gegenüber; das war die Hauptsache! Der Pastor da würde schon auch so schlau sein und den Mund halten — der Halunke, der! . . .

Nachdem der Gemeindevorstand seinen Hut wieder aufgesetzt, ertönte Gesang aus Kindermund. Der Pastor hörte zu, mit freundlich-ernster Miene, sichtlich ergriffen von der Bedeutung des Augenblickes. Er hatte einem kleinen Mädchen, das gerade vor ihm stand und kaum

bis an den untersten Knopf seines langen Rockes reichte, die Hand auf den blonden Scheitel gelegt. Einen Blumenstrauß, der ihm von einer Weißgekleideten überreicht wurde, gab er lächelnd in den Wagen hinein. „Für meine Frau!" Papp-Antons eines Auge folgte seiner Bewegung und musterte die weibliche Gestalt im Wagen. „Dunnerwetter!" In diesem einen Worte stauten sich alle seine Gefühle. Das war die neue Pastorin! Wie hatte er sie dort doch gleich rufen hören? „Minchen!" Die Tochter aus dem großen Gasthofe. Außerdem das Bauerngut des Vaters mit zehn Kühen und zwei Paar Pferden. Na ja! diese Pastoren wußten schon, wo sie blieben. Das war auch so ein ausgefeimter, der neue! Einen Dummen wenigstens hatte er der Gemeinde nicht verschafft. —

Als Ansprachen und Gesänge vorüber waren, mischte sich der Pastor unter die Leute. Er sah sich um, als suche er jemanden. Endlich hatte er den gefunden, den er suchte. Er ging auf Papp-Anton zu: „Grüß Sie Gott, lieber Freund! Wir kennen einander ja schon! Nun, Pfarrer Hegewald wird halten, was Ihnen Diakonus Hegewald von sich berichtet hat. — Mit Gottes Hilfe!"

# Bezahl's Gott!

Die reichste Frau des Dorfes, die Kuhbichbäuerin, war gestorben. Kinder hatte die Witwe nicht hinterlassen. Das Bauerngut, in das sie vor Jahren hineingeheiratet hatte, fiel daher an die nächsten Blutsverwandten des frühzeitig hingeschiedenen Kuhbichbauers zurück.

Es gab, wie man bei uns zu sagen pflegt: „eine schöne Leiche". Die Erben hatten sich nicht lumpen lassen wollen. Nach dem Begräbnisse wurden im Gasthof — der zu solchen Zwecken recht bequem in nächster Nähe des Kirchhofs gelegen war — Erfrischungen gereicht: Kaffee, Kuchen, Butterbrot, Wurst, Käse, Bier und vor allem Schnaps. Es ging lebhaft her in der Schenkstube. Von Trauer um die Verstorbene war nicht viel zu spüren. Die ganze Zunft der Klageweiber fehlte hier vollständig. Die Anverwandten verlangten keine Trauerbezeugungen von seiten der „Leichengäste". Nur ein paar ganz alte Weiblein weinten, wohl zu ihrem eignen Vergnügen, ganz still für sich hin. Eine Ausnahme von der allgemeinen Gleichgültigkeit machte Toni, die Magd der Verstorbenen; das Mädchen heulte, bis sie schließlich der Bock stieß. — Eine Tatsache, die viel bemerkt wurde und manches Kopfschütteln erregte. Denn die Verstorbene war für ihre Härte dem Gesinde gegenüber bekannt gewesen.

Überhaupt folgte der Kuhbichbäuerin kein guter Leumund nach. Ihr Geiz war berüchtigt. Ihr herrisches,

rauhes Wesen hatte sie unbeliebt und gefürchtet gemacht bei Nachbarn und Dienstboten. Mit der Sippe ihres Gatten hatte sie von alters her auf Kriegsfuß gestanden. Die protzige Vetternschaft konnte es ihr nicht vergeben, daß sie, ein blutarmes Ding, das nichts besessen, als ihren kerngesunden Leib und ihre kräftigen Arme, den reichen Kuhbichbauer geheiratet hatte, der von Jugend auf schwächlich und ein Schwindsuchtskandidat gewesen war. Auf diese Weise war den habsüchtigen Anwärtern das große Bauerngut entgangen, das man schon als sichere Beute anzusehen sich gewöhnt hatte. Zwei Generationen waren darüber ins Grab gesunken, bis endlich durch den Tod der lebenszähen Bäuerin das Besitztum an die Familie zurückfiel.

Eigentlich hätten die Erben nur Grund zur Dankbarkeit gehabt gegen die Verewigte. Sie hatte das Ihre vortrefflich zusammenzuhalten verstanden; Haus und Hof waren in tadellosem Zustande, Weg und Steg beschickt, der Wald geschont, die Felder in gutem Dung, die Wiesen gepflegt, der Viehbestand vollzählig, die Scheune voll Stroh und Heu, und auf dem Getreideboden lagerten Vorräte auf viele Jahre hinaus. Dabei war das Gut schuldenfrei und auch noch bar Geld übrig. Die Tote erstattete der Familie mit Zinsen zurück, was sie sich, vor jetzt nahezu sechzig Jahren, erheiratet hatte.

Für sich selbst hatte die sparsame Frau nicht viel mehr als Nahrung und Kleidung gebraucht. Weggegeben an die Armen hatte sie nichts. Gestohlen war ihr kaum etwas worden, denn die Kuhbichbäuerin hatte ein paar scharfe Augen im Kopfe, und in ihrer guten Zeit war sie zu allen Tag- und Nachtstunden in Haus, Keller, Stall und Scheune umhergegangen, aufpassend,

daß ihr nichts abhanden komme. — Zu alledem lag vor der Haustür ein bissiger Kettenhund, der jedem Bettler in die Beine fuhr. Aber ärger noch als dieser Wächter konnte die Bäuerin selbst zufahren. So kam es, daß der einsam gelegene Bauernhof in Verruf kam bei den Landstreichern und Bummlern, weit und breit. Während man das ganze übrige Dorf, Haus für Haus, abgraste, mochten die Bewohner noch so arm sein, ließ man die Behausung der anerkannt reichsten Frau im Orte verschont; so gefürchtet war ihre und ihres Hofwächters Bissigkeit.

„A staatsches Weibsbild“ war sie gewesen in ihrer Jugend, das konnte sich jeder sagen, der die Alte mit ungebrochenem Rückgrat, mit ihren knochigen Armen, die sie bei jedem Wetter bis über die Ellenbogen bloß trug, mit ihrem langen, scharfgeschnittenen, durchs Alter ausgetrockneten Gesichte, steif und gerade auf ihrem Besitztum einherschreiten sah, mit herrischer Miene, wie sie mit blecherner Greisenstimme ihre Befehle austeilte.

Der Kuhbichbauer, auf den sich die älteren Dorfgenossen noch recht wohl besinnen konnten, war so ziemlich in allem das gerade Gegenteil seiner Ehehälfte gewesen, schwächlich, schüchtern, kümmerlich, „a kleener Karle!“ wie im Volksmunde derartige von der Natur spärlich bedachte Persönlichkeiten heißen. — Kinder waren aus diesem Bunde nicht hervorgegangen.

Manches wurde dieser Frau nachgesagt; und vieles davon mochte leeres Gerede sein.

Ob, wie die Dorffama behauptete, die Bäuerin ihre „größere Forsche“ dazu benutzt hatte, dem Ehemanne ihr Übergewicht handgreiflich fühlbar zu machen, soll dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß die „Kuhbchen“, wie sie genannt wurde, die Hosen angehabt und daß

sie auch nach ihres Mannes Tode in ihren vier Pfählen das Regiment mit eiserner Hand geführt hatte, unbeliebt und einsam; bis schließlich ein wirklich Starker über sie kam, vor dessen Hauche auch ihr wettergebräuntes zähes Bauerngesicht erbleichte. — — —

Die alte Frau lag kaum eine Stunde im Grabe, noch schaufelte der Totengräber Erde und richtete den Hügel über der Grube, da war man schon drüben im Gasthof eifrig am Werke, ihren Ruf zu verderben und allerhand plumpe Witze über ihre Eigenheiten zum besten zu geben.

Mit erhitzten Gesichtern saßen die Bauern da, in jener halbstädtischen Tracht, die den Landleuten so schlecht steht, die ihre Vorzüge: derbknochige Kraft und sehnenzähe Festigkeit verhüllt und ihre groben Nachteile doppelt hervortreten läßt. Schon waren einige der jungen Leute stark angetrunken. Niemand konnte wissen, wie dieses Trauerfest enden würde. — Die gesetzteren und vorsichtigeren Leute begannen, nachdem sie die günstige Gelegenheit benutzt hatten, ihren Appetit zu stillen, sich langsam zu entfernen.

Ein paar ältere Frauenspersonen verließen selbander den Gasthof. Die eine war eine behäbige Bauersfrau, die „Hoppebäuerin". Ihre Begleiterin eine ältere Jungfrau, bekannt im Dorfe unter dem Spitznamen: „Betjulchen". Diesen Namen führte Julchen, weil sie von Jugend auf eine fleißige Kirchgängerin und Besucherin des Katechismusunterrichts und der Betstunden gewesen war. Betjulchen stellte sich als eine mittelgroße, schwächliche Mädchenerscheinung dar, von schwer zu bestimmendem Alter. Ihr äußerer Mensch hatte wenig Dörfisches an sich. Auffällig stach die wächsern durchsichtige Farbe ihres verwelkten Gesichtes von den

apfelroten Pausebacken der kugelrunden Hoppebäuerin ab. Ihre Feinde, deren sich Betjulchen trotz ihrer christlichen Gesinnung doch auch einige gemacht hatte, schalten sie eine „Petistin“ und behaupteten, sie befasse sich mit Aufhetzen der Leute und allerhand Stänkereien. Andere wieder hielten große Stücke auf sie, priesen ihre Frömmigkeit und ihr gebildetes, „betuliches“ Wesen. Ihr Vater war Dorfschulmeister gewesen und war, nachdem er pensioniert worden, im Dorfe haften geblieben. Von ihm hatte Julchen den Hang zum Lehrhaften und das salbungsvolle Wesen geerbt. Sie war eine Meisterin in allerhand schönen Künsten. Viele eigenartige Dinge wußte sie herzustellen: Brautkränze, Grabkränze, Blumensträuße für die verschiedensten Zwecke, Patenbriefe, Hochzeitsgedichte, Liebesbriefe. — Sie war im Besitze eines Briefstellers, in dem Vorlagen für alle erdenklichen Lebenslagen vorhanden waren; aber das wußten ihre Kunden nicht. Im Dorfe glaubte man allgemein, daß die schwungvollen und feingedrechselten Briefe, die Julchen für ein geringes Entgelt lieferte, Erzeugnisse ihrer eigenen Phantasie seien. — Auf diese Weise verdiente sich das alte Mädchen ihren Lebensunterhalt. Sie zeichnete sich durch besondere Sauberkeit der Erscheinung aus. Da sie die gröberen Arbeiten scheute und nur den höheren Künsten des Dichtens, Briefschreibens und Kränzewindens oblag, wurde es ihr nicht schwer, stets mit gutgehaltenen Kleidern und weißen Händen einherzugehen. Ihr ganzes Auftreten hatte, ihrer höheren Bildung entsprechend, etwas Besonderes, Verfeinertes, Durchgeistigtes. Sie sprach ziemlich dialektfrei und bevorzugte die gewählteren Redewendungen, häufig flocht sie auch ein biblisches Zitat oder eine Strophe aus dem Gesangbuch in ihre

Rede ein. Ihre Beredsamkeit wurde viel bewundert und geschätzt. Bei keinem Frauenkaffee im Dorfe durfte das Betjulchen fehlen, denn sie hatte immer diese oder jene Neuigkeit auf Lager, und in der Kunst, eine Geschichte vorzutragen, übertraf sie so leicht niemand. —

Die beiden Frauen schritten den Kirchsteg hinauf, der parallel der Dorfstraße an den hinteren Breitseiten der verstreuten Gehöfte entlangführt. Es hatte geregnet. Der Pfad war noch feucht, und die beiden hatten daher vorsorglicherweise ihre Feiertagskleider emporgerafft, so daß die Unterröcke zutage traten. Die Hoppebäuerin trug einen gelbroten Unterrock, Betjulchen, ihrer ernsteren Richtung gemäß, einen kaffeebraunen. Beide hielten Gesangbücher in den Händen, unter denen die unentfalteten Taschentücher lagen. Zu welchem Zwecke diese Tücher eigentlich den Weg zum Kirchhofe und zurück mitgemacht hatten, wäre schwer zu sagen gewesen. Zu welchem Zwecke sie nicht verwendet wurden, konnte man schon eher feststellen, wenn man sah, wie sich die Hoppebäuerin dessen entledigte, was bekanntlich der König einsteckt, während es der Bettler wegwirft. —

Die Hoppebäuerin spann das Gerede, das sie im Wirtshause über die Verstorbene mit angehört hatte, weiter. — Was „die Kuhbchen" von all ihrem Geize gehabt hätte, philosophierte sie. Nun sei sie tot, und in ihre harten Taler teilten sich die lachenden Erben. Es sei doch eine Schande gewesen für den ganzen Ort, wie sie's getrieben hätte.

Das Betjulchen hörte sich solche Reden eine Weile mit an, mit der überlegenen Miene einer Person, die tieferen Einblick in den Zusammenhang der Dinge be-

sitzt, und die vorläufig ihr Urteil noch mit guter Absicht zurückhält.

Die Hoppebäuerin rief schließlich mit der Miene der moralisch Entrüsteten: „Die is duch, wie a Heidenmensch gesturben, was de Kuhbchen war. Daß die salig wirde, wie der Pfarr vorden meente, das kannch in Labn ne gleben — su a meschantes Weibsbild, wie das war.“

Hier wurde sie von ihrer Begleiterin unterbrochen: „Sagt das nicht, beste Frau Hoppe! das können wir armen blöden Menschenkinder niemals wissen, in unserer Blindheit, hienieden. — Die Verewigte hat auch ihre guten Seiten gehabt. Der liebe Herrgott, der die Herzen kündigt, wird das zutage bringen.“

„Ihren Mann hat se unger de Arde geargert — und gepriegelt hat se'n och! Lehmekarle, was der Nubber is, hat's gehiert, wie der selge Kuhbich nächtens gebrillt hat und gegurgelt, su hat se'n verdruschen. — Su en kranken Mann, das is duch ne racht! — Ne, ne, die is ne salch gesturben; das wir duch keene Gerachtigkeet ne!“

„Mitnichten, Frau Hoppe! — Ernestine Kuhbich ist in Frieden dahingeschieden, versöhnt und im Glauben an ihren Heiland, und auf dem Totenbette ist auch noch eine schöne Handlung der Barmherzigkeit von ihr ausgegangen, für die ihr im Jenseits reichlicher Lohn ausgezahlt werden wird.“

„Die hätte was gutts gestiftet — de Kuhbchen! — Nu, das wern Se mer duch ne vorraden, Julchen!“

„Da muß man eben höhere Einsichten zu Hilfe nehmen, Frau Hoppe! ‚Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet‘ .... Aber — wie gesagt — das ist nicht jedermann gegeben ....“

Die Bauersfrau sah ihre Begleiterin mit offenem Munde an, ob dieser Rede. Betjulchen wußte sich öfters solch ein geheimnisvolles Wesen zu geben, das seine Wirkung auf die einfältigen Dorfleute selten verfehlte.

„Es ist dies wiedermal eine jener höheren Schickungen," fuhr Julchen fort, „welche uns belehrt, daß wir über keinen unserer Mitmenschen vor seinem Ende den Stab brechen sollen."

Sie machte eine Pause, seufzte und fuhr dann im Predigertone fort: „Ja, ich darf wohl sagen, ich habe an diesem Sterbelager wieder einmal einen tiefen Einblick in die Rätsel der menschlichen Seele getan, und gesehen."

„Und was han Se denne gesehen?" fragte die Hoppebäuerin, die neugierig geworden war.

„Sie wissen doch wahrscheinlich, Frau Hoppe," begann Julchen, „daß es mit dem Lesen und Schreiben der verewigten Frau Ernestine Kuhbich nicht weit her war; ja, man darf wohl sagen — ohne der Verstorbenen damit Unrecht zu tun —, sie verstand davon so gut wie gar nichts."

„Nu se war ja och nur su ne halbe Grußemagd gewasen, eh' der Kuhbichbauer se nahm."

„Ich wurde deshalb öfter von ihr herbeigezogen, um ihr bei Erledigung ihrer intimeren Familienangelegenheiten behilflich zu sein. Die Verewigte bewies immer ein besonderes Zutrauen zu mir und hat mir mancherlei anvertraut; ja, ich darf wohl sagen, ich war ihre einzige Freundin und Vertraute."

Die Sprecherin ließ hier eine bedeutungsvolle Pause eintreten. Die Hoppebäuerin war ganz Ohr. Sie kannte Betjulchen zur Genüge, um aus ihrer ganzen Art und Weise mit Sicherheit zu schließen, daß sie etwas Interessantes im Hinterhalt habe.

„Ernestine Kuhbich fing in der letzten Zeit an recht schwach zu werden. Und wenn es ihr gar so bange wurde ums Herz, dann schickte sie nach mir, damit ich ihr christlichen Trost spenden möchte. Ich habe oftmals mit ihr gebetet, und sie sagte immer, das täte ihr so besonders wohl."

„Nu worim tat denn die nich nach an Pfarrn schicken?"

„Oft genug habe ich ihr dazu geraten. ‚Liebe Frau Kuhbich,' sagte ich, ‚lassen Sie doch den Pastor holen!' aber damit wollte sie sich nicht befreunden. ‚Dazu is später immer noch Zeit,' sagte sie. Sie war darin so ein eigentümlicher Charakter; ich vermute, sie dachte, das könne wohl gar ihr Ende beschleunigen, wenn sie den Herrn Pastor rufen ließ."

„Und das wollt Ihr an salgen Tud nennen, Julchen, ohne an Herrn Paster?"

„Hört mich nur aus, Frau Hoppe! .... Ich merk es ja den Menschen immer gleich an, was sie im Herzen haben. Die Verewigte pflegte oft so tief zu seufzen, als hätte sie eine große Last auf dem Gewissen. Nun — vor mir bleibt ja sowas nicht lange im Verborgenen. ‚Liebe Frau!' sagte ich, ‚Ihr habt etwas auf dem Herzen — ich weiß es — sagt mir's nur! Erleichtert euch! — Ich sag es keiner Menschenseele weiter!' — Da erleichterte sie denn ihre Brust und sagte mir alles."

„Woas — woas hat se der denne da derzahlt?" fragte die Bäuerin, vor Ungeduld zitternd.

„Es war nichts Außergewöhnliches, wenigstens für den nicht, der sich auf dergleichen versteht. Eigentlich war es mehr eine Art von Einbildung, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf."

„'s biese Gewissen tat se wuhl duch zwicken, uf de latzt — wegen an Kuhbichbauer — woas?"

„Nein, durchaus nicht! — Kennen Sie einen gewissen Kießlich, der mit Besen hausiert, Frau Hoppe?"

„Nu, ich wer duch an Besenlobel kennen. Aber zun Schwerenschock, woas soll denne mit den sein, hier derbei?"

„Gedulden Sie sich nur, liebe Frau Hoppe! Sie werden gleich hören. Der Herr hat seine eigenen Wege und Umwege, die er uns Menschen führt." ...... Hier seufzte das Betjulchen, bedeutungsvoll mysteriös. „Also, selbiger Besenlobel war vor einigen Monaten bei der verstorbenen Frau Ernestine Kuhbich gewesen — an einem Montage, um zu betteln."

„Nu die gab doch in Leben nischt, woas de Kuhbchen war" — rief die Bäuerin. „Do sind zwee richtge anenander gekumma — denn dan Besenlobel sei Maulwerk müß doch och noch ämal abbarte tutgeschlogen wern — Besenlobeln seis. — Dan hat wuhl de Kuhbchen ne schlacht zum Hofe nausgepfeffert — woas?"

„Die verstorbene Frau Ernestine Kuhbich erklärte, daß sie nichts gäbe. Und da wird doch der freche Mensch zu ihr sagen: eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr, ehe daß ein Reicher ins Himmelreich käme. — Solche blasphemische Redensarten führt der Mensch ja immer im Munde. Die Verstorbene meinte darauf, der Teufel würde ihn schon noch holen kommen. Da lacht der Lobel und sagt, da wär er ja in guter Gesellschaft, denn sie — nämlich die Frau Kuhbich — könnte ja auch nicht in den Himmel rein, denn sie hätte in ihrem ganzen Leben kein ‚Bezahl's Gott!' gesagt gekriegt. — ‚Ich hätte kein Bezahl's Gott?' ruft da die Frau. ‚Ich habe wohl eins; daß Ihr's nur wißt!' —

‚Eins is noch nicht genug!' sagt da der Lobel. ‚Es müssen ihrer drei sein, sonst werdet Ihr nicht reingelassen.' Damit war er gegangen, der Lobel —"

„Saht ämal an, Julchen! — Also, man käme ne rei in Himmel, wemmer nich" . . . . . . Die Hoppebäuerin wurde ganz nachdenklich und schien auf einmal zu rechnen.

„Jawohl, Frau Hoppe! das ist so eine Rede unter den Leuten. Ich habe neulich mit dem Herrn Pfarrer darüber Rücksprache genommen, der meinte, es läge manchmal ein gar tiefer Sinn in solchen alten ehrwürdigen Legenden."

„Also Sie meenen och, das wäre asu, Julchen?"

„Nun — man kann jedenfalls das Gegenteil nicht beweisen. — Wunderbar sind des Herren Wege — — und ‚es werden nicht alle, die zu mir sprechen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen!' Wir Menschenkinder leben in großer Sicherheit dahin! Man kann nicht wissen!" —

Betjulchen machte ihr geheimnisvollstes Gesicht. Die behäbige Bäuerin sah sie von der Seite an, dann bat sie, Julchen möge doch weiter erzählen, wie das mit der Kuhbichbäuerin noch geworden sei.

„Die verstorbene Frau Ernestine Kuhbich gestand mir, daß es ihr seit diesem Erlebnis mit dem Besenlobel schlecht gehe, es sei ihr damals gleich in die Beine gefahren, so daß sie sich hätte setzen müssen, sowie der Mensch aus dem Hofe gewesen. Und von da an hätte sie's auf der Brust, und sie könnte des Nachts nicht mehr schlafen, als ob sie von dem Menschen behext worden wäre. Der Besenlobel hätte nämlich so fürchterlich dabei ausgesehen, wie der Leibhaftige in eigner Person. Und in der Nacht wäre er ihr auch schon ein

paarmal erschienen und hätte ihr immer ins Ohr geschrien, daß sie sich nur nicht einbilden sollte, sie käme in den Himmel, denn sie hätte ja keine drei ‚Bezahl's Gott!' Und seitdem müßte sie sich so fürchten und fände gar keine Ruhe mehr. — — Ich sah natürlich sofort, wie die Dinge lagen, und sagte zu ihr: ‚Werte Frau Kuhbich, sagen Sie mir doch, von wem haben Sie eigentlich das eine ‚Bezahl's Gott!', von dem Sie vorhin sprachen?' — Da wurde sie ganz weich und sagte, das hätte sie von ihrem seligen Manne bekommen. Auf dem Sterbebette nämlich hätte der gesprochen: Bezahl dir's Gott, liebe Frau, alles was du Gutes an mir getan hast! Das sind seine letzten Worte gewesen."

„Woas? Kuhbichbauer sull zu dar gesogt han: ‚Bezahl's Gott!' Kuhbichernst, dan se su gepriegelt hoat bei Labzeiten. — ‚Hol dich dar Teifel!' wird dar iber se gesogt han; wenn ar sich's ack getraut hätte."

„Liebe Frau Hoppe! Sagen wir das nicht. ‚Denn wir fehlen alle mannigfaltiglich', wie geschrieben stehet."

„Nu das wire duch! Ich meente ack . . ."

„Hören Sie nur an, wie wunderbar der Herr das hinausgeführt hat, wie er durch mich dieses trotzige Herz hat rühren lassen. — Also, nachdem sie mir das erzählt hatte von ihrem Manne, sage ich zu ihr: Ein Bezahl's Gott habt Ihr nunmehr bereits, Frau Kuhbich, zum zweiten kann am Ende auch noch Rat werden. ‚Wie könnte das geschehen?' sagt sie. Da stehe ich auf, reiche ihr die Hand und spreche: Liebe Frau, bezahl's Euch der liebe Gott, in jener Welt, was Ihr hienieden Gutes an mir getan habt, Amen! ‚Wofür dankt Ihr mir denn, Julchen?' fragt sie da, und macht ein ganz verwundertes Gesicht. Es ist freilich schon manch liebes Jahr her, liebe Frau, da habt Ihr mir

eine Wohltat erwiesen, sage ich. ‚Was wäre denn das gewesen, Julchen?‘ fragt sie. Dazumal hatte ich eines Nachts so fürchterlichen Zahnschmerz, daß ich nicht mehr wußte, wo ein und aus. Da lief ich zu euch rüber, und der Herr rührte euer Herz und Ihr gabt mir, um was ich bat, nämlich einen Tropfen Öls. Und von Stund an wurde es besser. — Dafür sage ich euch hiermit: ‚Bezahl's Gott!‘ — ‚Das wird doch auch Geltung haben da oben, Julchen?‘ fragt sie darauf. Gewiß! erwiderte ich. Denkt doch an das Wort unseres Heilands, liebe Frau: ‚Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan!‘ Da wurde die Frau ganz nachdenklich, ergriff meine Hand und dankte mir.“

„Nu und dernoa, 's dritte ‚Bezahl dersch Gott‘, hat se denn das och noch derwischt?“ fragte die Hoppebäuerin mit gespannter Miene.

„Gewiß! Noch ein halb Dutzend und mehr hat sie bekommen vor ihrem Ende.“

„Deixel och! Wie is denn das nu zugegangen?“

Betjulchen nahm eine jener schlau selbstzufriedenen, gottergebenen Mienen an, wie sie im ganzen Kirchspiele nur allein ihr zu Gebote standen. Dann sprach sie: „Es ist nicht christlich, viel Rühmens von dem zu machen, was man Gutes gestiftet hat, Frau Hoppe! Und ich will mir ja auch kein Verdienst weiter daraus zurechnen. Aber ich darf wohl sagen, daß ich ein Werkzeug gewesen bin in der Hand eines Höheren.“

Betjulchen räusperte sich hier und führte ihr Taschentuch für einen Augenblick an die Nase. Nicht etwa, daß sie sich geschnaubt hätte! Sie stärkte sich nur an dem Wohlgeruch des Tuches, das bei Thymian und Lavendel gelegen und davon einen starken Duft angezogen hatte.

„Wie Ihnen bekannt sein wird, Frau Hoppe, lebte im Hause der Verewigten eine Magd, ‚Toni' mit Namen."

„Das gruße Madel. — Die heite su flennen tat?"

„Die nämliche! Dieses Mädchen also is schon seit drei Jahren bei der Verstorbenen in Diensten und war versprochen mit einem Kleber, Höhnekarln, der jetzt bei den Soldaten ist. Die zweie gehen nämlich schon lange miteinander, und er will die Toni auch heiraten. Die Toni hat sich auch manchmal wegen Briefeschreiben vertrauensvoll an mich gewandt; daher weiß ich's ganz genau. — Aber das nebenbei! — Ich spreche also zu der Verewigten: Liebe Frau Kuhbich, Sie haben da eine Magd im Hause, Toni mit Namen, ein braves Mädchen und arbeitsam . . . ‚Nun ich bezahle sie auch dafür!' ruft die Kranke gleich dazwischen. Ein tüchtiger und getreuer Dienstbote ist in unseren Tagen eine seltene Gabe Gottes, liebe Frau! sage ich dagegen. Wollen Sie dem braven Mädchen denn nicht etwas zuwenden? Sie hat sich's um Sie verdient. — Da meinte sie: ‚um's an die Dienstboten wegzuwerfen, hätte sie's nicht.' Liebe Frau! sage ich, ‚schnell tritt der Tod den Menschen an!' — Bedenken Sie doch nur, daß die Frist vielleicht eine gar kurze ist, wo Sie noch Gelegenheit haben, Gutes zu tun, auf dieser Welt. Wenn es dann im Jenseits heißen wird: ‚Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset, ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränket' usw. Wird dann der Herr auch zu euch sagen: ‚Ich bin ein Gast gewesen und ihr habt mich nicht beherberget, ich bin nackend gewesen und ihr habt mich nicht bekleidet' usw. Und wie es weiter heißt im Evangelium: ‚Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in

das ewige Leben.' — Da wurde die Verewigte ganz ängstlich und fragte: ‚Meinen Sie wirklich, Julchen, daß danach gefragt werden wird da oben?' — So steht's in der Bibel, sage ich, im Matthäusevangelium, und was in der Bibel steht, ist wahr! Das machte doch Eindruck auf ihren verstockten Sinn. Freilich ihre Seele hing noch immer an der irdischen Habe, und es bedurfte viel Gebets und frommer Worte, um sie auf den Heilsweg zu führen. Ich stellte ihr auch vor, daß es doch viel besser sei, wenn sie das arme Mädchen, das in ihrem Dienste stand, glücklich mache, als daß die Verwandten nach ihrem Tode alles erbten. Und sehen Sie, Frau Hoppe, das leuchtete ihr ein. Wenn sie die Erben ärgern könne, indem sie der Magd was vermachte, da wollte sie's tun, meinte sie, und ich mußte gleich Papier nehmen und schreiben. Zweihundertundfünfzig Taler vermachte sie der Toni, damit sie heiraten könne, und die Erben sollten dem Mädchen das auszahlen. —"

„Zweihundertfunfzig Taler!" Die dicke Hoppebäuerin mußte halt machen, so gewaltig imponierte ihr die Summe. „Zweihundertundfunfzig Taler!"

„Ja, ihr Testament hatte sie schon früher gemacht; aber wenn man so etwas nachträglich schreibt, das gilt auch. — Ehe ich nun fortging, rief ich mir die Toni ran; die war gerade beim Träbern im Stalle. — Toni! sag ich, die Bäuerin hat dir was vermacht. ‚Was?' ruft die, und will's nicht glauben. ‚Meine Frau — mir was vermacht!' — Ja, ja! sag ich, damit du heuern kannst. Zweihundertundfünfzig Taler! — Das wollte dem Mädel natürlich nicht gleich in Kopf. Da sage ich: Höre mal, Toni, der liebe Gott hat das Herz deiner Herrin gerührt, und du nimm es mit dankbarem

Gemüte an, was dir wird, und forsche nicht danach, woher es kommt; aber eins vergiß nicht, wenn die Bäuerin dir's sagen wird, was sie Gutes mit dir vorhat, dann sprichst du zu ihr: ‚Bezahl's Gott!' verstehst du, vergiß mir's nicht: ‚Bezahl's Gott!' — Aber sag's nicht, daß ich es gewesen bin, die dich das geheißen." —

„Asu!" rief hier die Hoppebäuerin. „Asu! — Nu merkch was. So rim! — Ihr seid aber ene ausgefeimte, Julchen!"

Betjulchen ging auf diese Bemerkung nicht ein, sondern fuhr in mildem Predigertone also fort:

„Am nächsten Tage ging ich beizeiten wieder zu der Kranken. Ich fand sie gänzlich verändert, man könnte sagen, sanfte Verklärung lag über ihrem ganzen Wesen. ‚Nun kann ich in Frieden sterben!' sagte sie. So! sage ich, und stelle mich, als wüßte ich von nichts. Da erzählte sie mir denn, daß sie mit der Toni gesprochen und wie das Mädel gerufen hätte, als sie ihr das von den zweihundertfunfzig Talern gesagt: ‚Bezahl's Gott!' — Das ist brav von dem Mädchen, sage ich, und ein Zeichen frommer Gesinnung; und ich dächte, liebe Frau, zur Belohnung dafür könntet Ihr der Toni noch etwas darauf geben. — ‚Das habe ich auch schon gedacht, Julchen!' sagte sie da, ‚und ich habe dem Mädel gesagt, sie solle auch noch ein vollständiges Bett, und einen Kleiderschrank und eine Kommode dazu bekommen, obendrein. Eh daß ich's den Erben gönne, da soll's doch lieber noch die Toni haben, die dankt mir's doch wenigstens. Und denken Se nur, Julchen, als ich das mit dem Bette und dem Kleiderschranke und der Kommode raus hatte, da wird doch das Mädel, die Toni, von neuem über mich sprechen: ‚Bezahl's Gott, Bäuerin — bezahl's Gott!' . . . . . und so in einem-

fort: ‚Bezahl's Gott!‘ Als ob se überhaupt nichts anderes mehr wüßte. Nanu hab ich er wohl ein ganzes Dutzend zusammen. Das muß doch nun langen? —‘“

„Ne wirklich! 's is de Meglichkeet!“ rief die Hoppebäuerin, und es war schwer aus ihrem Mienenspiel zu lesen, ob sie sich über das Gehörte freue, oder ob es sie nicht im Grunde wurme, daß die Verstorbene so billig zur Seligkeit gelangt sei.

„Ja,“ sagte das Betjulchen, „und ein paar Tage darauf ist dann Frau Ernestine Kuhbich selig entschlafen — im freudigen Vertrauen auf die Gnade des Erlösers.“

Die beiden Frauen gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Die Hoppebäuerin sann offenbar dem Ebengehörten nach. Eine Lücke schien ihr der Vorgang doch noch zu haben. Das breite Gesicht der Bauersfrau nahm einen dummdreist verschmitzten Ausdruck an, als sie fragte:

„Und woas hat Ihr denne dervon gehoat, Julchen? Imsonst hat Ihr der Kuhbichen de ewge Seligkeet doch och nich verschafft? — he!“ —

Da verfärbte sich Betjulchens Gesicht. Ärgerlich meinte sie, das ginge niemanden nichts an.

---

# Die Zielbewußten.

Dudel-Karle saß in der großen Gaststube des Kretschams ganz allein am Tische, vor sich ein Viertelfläschchen, in welchem Kümmel gewesen war.

Die Öllampe, die von der Decke herabhing, brannte matt. An der Wand neben dem Schenktisch klebte ein Plakat; auf dem blauen Papier stand in fetten Buchstaben zu lesen: „Heute große sozialdemokratische Volksversammlung in Kotzendorf. Landtagsabgeordneter Raupe, Referent über: Güterverteilung im Zukunftsstaate.“ —

Die Versammlung war längst aus. Der Referent und einige seiner Freunde aus der Stadt saßen noch mit den zielbewußten Parteigenossen des Dorfes im Honoratiorenzimmer in ernster Beratung beisammen. —

Dudel-Karle döste vor sich hin. Schon seit einer Stunde mochte er den Mund nicht mehr aufgetan haben. Er wartete auf seinen Herrn, den Fiedler-Bauer, der mit im Honoratiorenzimmer saß. Jetzt räusperte sich das kleine dürre Männchen mit dem schiefen Birnengesichte und schneuzte sich in Ermangelung eines Taschentuches, die Hand schwebend über der Nase haltend, mit zwei Fingern die Seitenwände zusammenpressend. — Dann sichtlich erleichtert legte er sich zurück, blinzelte mit den schlauen Äuglein nach dem Schenktisch hinüber, wo in der einen Ecke der Wirt, in der anderen das verschlafene Schenkmädel lehnte und fragte:

„Wirt, im a welche Zeit miegen mersch denne anu schun hoan?"

Der Wirt brauchte längere Zeit, bis er seine Uhr unter der blauen Schürze hervorgebracht und die Blechkapsel geöffnet hatte. — „Dreie is es," meinte er dann und gähnte.

„Dunnerschlag, um a dreie schun!" brummte Dudel-Karle. „Warn denn die nu bale fartch warn mit ihrn Pulitisiern, doe drinne. Ich hoe meine Achsen no ne gefittert."

Der Knecht kraute sich den kahlen Kopf und wollte wieder in die vorige Apathie versinken.

Aus dem Nebenzimmer erklang eben wieder lautes Perorieren. „Die soziale Frage — meine Herren —" schrie eine heiser schnarrende Stimme. — Dudel-Karle schüttelte den Kopf und nahm eine philosophische Miene an. —

„Nimmst de nich noch eenen, Karle?" fragte der Wirt, herantretend, und setzte ein neues Fläschchen mit heller Flüssigkeit auf den Tisch.

Dudel-Karle liebäugelte mit dem Fläschchen, schien aber unsicher, ob er zugreifen solle.

„Der Fiedler-Bauer bezahlt's ganze heute."

„Nu dernoa. — Worim denn ne!"

Und Dudel-Karle führte das Fläschchen an die Lippen, die Augen schließend. Nachdem er sich darauf den Mund mit dem Handrücken gewischt, erkundigte er sich, eine pfiffige Miene annehmend:

„Ar is wuhl siere besuffen, dar Bauer — woas?"

„Se haben en tichtg eigeseeft, euren Bauer, de Sozialschen," erwiderte der Wirt und setzte sich mit an den Tisch, dem Knechte gegenüber. „Zum Vertrauensmann haben se'n ernannt für'n ganzen Ort, den Fiedler-

Bauer. Ich war vorhin drinne, und hab mer's Ding so a Brinkel mit angehört. Der Raupe sagte über euren Bauer, er wäre der eenzige ‚zielbewußte Mann' im ganzen Durfe. Und unterschrieben hat er ooch was. — A sozialscher Bauer — so'n dummer Karle! — Ja, wenn a Waber sozialsch is, oder a Handwerker, a Auszieglер — oder sunst a Klenner — aber a Großbauer. Der klenne Redakteur mit der Brille meente och über Fiedler-Bauern, er wäre ene ‚rühmenswerte Ausnahme im Bauernstande'. Raupe hat ordentlich auf en geredt vorhin und a Hoch ausgebracht auf den Bauer; er sagte, das wäre ein ‚bemerkenswertes Zeichen' — wie er sich ausdrückte —, daß es nu och schon in den Bauernköpfen helle zu werden anfinge. — Na, ich danke! A sozialscher Bauer. — Das is och was Neies. — Sag mer nur mal, Karle, was is denn eegentlich in euren Bauer gefahren? Der muß doch nich mehr richtg in Koppe sein. —"

„Das will'ch der darzahlen, Wirt. Dar Bauer hot duch an Krakeel gehoat mit dar Amtshauptmannschaft — 's ging ack wiegen seener Mistpfütze — verstiehst de! — De Mistpfütze, hotten se rausgefunden, hielt ne mihr de Jauche. Se lief dan Leiten wetter runger ein Durfe in de Schepplöcher — nämlich de Jauche. Die taten sich nu beschwern, de Leite, weil's Wasser bei Tauwatter un Regenwatter gur su dreckch war vun dar Jauche. — Aus den Bauer seener Mistpfütze lief's en ei de Schepplöcher — verstiehst de! — Ar sillte ane urdentliche Abzicht bauen, oder 's Ding mauern lassen, seuten de Leite über'n. Dodervune wullte mei Fiedler-Bauer natirlich nischt ne wissen; wenn se 's 'n bezohlen wullten, ju, dernoe wullt ar bauen. Schun bei seenen Voater selg, warsch den Leiten

wetter runger in de Schepplöcher gelofen — worim bauten se ihre Heisel dohie — ar hätt se's ne geheeßen. Un wenn's en ne racht wier dan Leiten, kennten se ju ausziehn. — Dos ging nu su a Juhre drei viere hie und har, und als nischt ne wurde, verklagten 'n de Leite bein Amtshauptmanne. — Nu koam de Amtshauptmannschaft und untersuchte das Ding. Dar Bauer sullte ane urdentliche Abzicht bauen ein de Durfbach meenten se. Mei Bauer wurde fuchswilde und wullte schweren, aber mit Schweren wor do nischt — ar sullte ack bauen, 's gab nischt ne zu schweren dohie, meente de Amtshauptmannschaft. — Aber dar Bauer war foalsch und ging vur de Kreishauptmannschaft — verstiehst de! Und do wurd ar erscht racht verdunnert, und ar mußte de Abzicht bauen. — ‚Nu war 'ch sozialsch!' seut er. Siehst de, Wirt, su is doas Ding gewurn."

„Und der Mann war doch früher ganz vernünftig."

„Nu freilch! — Ar wur ju ein Gemeinerate. Un a jeden Sunntch ging ar ei de Kirche. Itze spuckt ar aus, wenn ar 'n Pfarrn ack nur von weiten kummen sieht. — Friher, oan Wohltoge, verstiehst de — wenn mer für'n Reichstog wahln mußten —, do gab ar an jeden vun ins an Zattel ei de Hand für'n Kunservativen — verstiehst de! — Und dann seut er über uns: ‚Ihr Luder!' seut er, ‚daß der mir dan Zattel richtg abgabt. Wenn 'ch derfohren sullte, und ener vun eich wahlt mer sozialsch, ich gih und schmeiß en zun Hause naus.' — Su seut ar dozumolen. — Mir Knechte toaten ins nu ne wetter ferchten und wahlten duch sozialsch. 's sieht's ju kenner, wan mehr wahlt; vun außen sein de Zattel enner wie der andre, und reigucken derfen se duch ne. — Ich hoe immer sozialsch gewahlt. Denn siehst de, Wirt, was die eegentlich wulln, de

Sozialschen und de Kunservativen, und wie die nu olle heeßen miegen, doas verstieht unser enner do ne. Aber suviel is nu duch Gewißheet: de Grußen missen dan Grußen waln und de Klennen missen dan Klennen waln." —

Im Nebenzimmer rückte man jetzt mit den Stühlen. Der Wirt eilte hinüber. Dudel-Karle holte unter seinem Stuhle eine Laterne hervor, strich ein Zündholz an dem ledernen Hosenlatze an und brachte den Docht zum Flammen. Dann knöpfte er die gewirkte Jacke über der mageren Brust zusammen, fuhr mit den blaubestrumpften Füßen in die Holzpantoffeln, die er beiseite gestellt hatte, hinkte der Tür des Honoratiorenzimmers zu, und nahm dort mit geduldiger Miene Aufstellung, die Laterne in der Hand.

Die Tür flog auf. Es erschienen einige städtisch gekleidete Herren. Ein wohlbeleibter mit rotem Bart, der nach der Uhr sah und fluchte.

„Sie können im ganzen mit dem Resultat zufrieden sein, Herr Raupe," meinte ein kleiner Blasser mit einer Brille auf der Nase zu dem Wohlbeleibten.

„Ja, ja, im allgemeinen! — Der Bauer ist uns wertvoll. — Daraus muß Kapital geschlagen werden."

„Versteht sich," raunte der Kleine. „Ich werde das verwerten im ‚Volksberater'. — Über den Fortschritt der sozialdemokratischen Weltanschauung im Bauernstande. — Gar kein übler Leitartikel — was, Herr Raupe?" —

Der Dicke rief nach dem Schenktisch hinüber: „Jetzt machen Sie uns mal Kaffee, aber recht starken!"

Inzwischen war auch der Fiedlerbauer ins Zimmer getreten. — Eine große, knochige Bauernerscheinung; das bartlose Gesicht hochgerötet bis unter das strohdach-

artige, gelbgraue Haupthaar. Die Mütze saß ihm querletsch, er hob den Fuß beim Überschreiten der Türschwelle, als gelte es, über einen Gartenzaun zu steigen. Unsicher blickte er aus stieren Augen um sich.

Dudel-Karle machte sich ihm bemerklich. „Eire Frue meente, ich sullte ack uf Eich warten, Bauer! Hie bi'ch mit der Laterne."

„Dummas Luder!" war die Antwort. „Ich war wul meinen Weg alleene finden. Denkt'r etwa, ich bi besuffen, ihr Karle!" Er schwankte nach vorwärts und machte Miene, sich zu den Herren zu setzen.

„Es wäre wohl an der Zeit, daß der Bauer fortkommt. Schließlich heißt's noch, wir hätten ihn betrunken gemacht, um ihn einzufangen," meinte der Kleine.

Raupe erhob sich und ging auf den Bauer zu.

„Gute Nacht, Herr Fiedler, gute Nacht!" Er schüttelte dem Alten die Hand. „Es bleibt also bei dem, was wir verabredet haben."

„Ju, ju! A Wurt, a Moan. — Ich bi dar Fiedlerbauer, dar grießte Bauer ein Urte. Übersch Juhr wahlt ganz Kutzendurf sozialsch. Dafür bi ich. — Ich wor's dar Regierung schu weesen — wenn se denken und se bandeln mit mir oan. — Meine Mistpfitze, die is übergelofen, so lange ich denken koan, schun bei meinen Vater selch is die übergelofen — und de Leite hoan nischt ne geseut, weil se's ne woagten. Und itze uf eemol do heeßt's —"

Er wollte seine Geschichte vielleicht zum fünften Male in dieser Nacht erzählen, aber die Herren ließen es nicht dazu kommen.

Er sei völlig in seinem Rechte, hieß es, ihm sei empörendes Unrecht geschehen; aber nun habe er seine Klage ja vor das richtige Forum gebracht. Die Partei,

der er nunmehr angehöre, dulde keinerlei Ungerechtigkeiten. —

„Gute Nacht, Herr Fiedler — gute Nacht! — Den ‚Volksberater‘ bekommen Sie von nächster Woche ab in zehn Exemplaren zugeschickt, wie Sie gewünscht haben. — Im übrigen bleibt es bei dem Verabredeten. — Gute Nacht! — Sie werden mit uns zufrieden sein. — Schon gut — schon gut! — Sie sind ein zielbewußter Sozialdemokrat, wir wissen das. — Jawohl — gute Nacht.“ —

Draußen stand der Bauer vor dem Kretscham. Unfehlbar wäre er die drei steinernen Stufen hinabgestürzt, wenn ihn nicht sein vorsichtiger Knecht am Kragen des schafwollgefütterten Rockes festgehalten hätte. Es hatte auf den alten Schnee frisch geschneit, während der Nacht. Himmel und Landschaft schwammen ineinander, milchgrau.

Schwerfällig knarrten die Stiefeln des Bauern über den frischgefallenen Schnee; nebenher humpelte der Knecht, mit den Holzpantoffeln klappernd. Getreulich machte er die Bogenlinien mit, in denen sein Herr vorwärts schritt, und trug Sorge dafür, daß ein Lichtschimmer aus der Laterne stets vor ihre Füße auf den Weg fiel.

Hier und da in den Hütten an der Dorfstraße erglänzte ein mattes Lichtchen: das Lämpchen fleißiger Webersleute, die schon zu so früher Stunde die Tagesarbeit vorbereiteten.

Der Weg ging in vielen Windungen sanft lehnan, dem Laufe des Wassers entgegen. Das Bauerngut lag am obersten Ende des Dorfes, dort, wo der Bach als schwaches Wässerchen eintritt. Der Bauer ächzte und stöhnte, er litt an kurzem Atem. Häufig mußte er

halt machen und sich verschnaufen. Die Morgenkälte wirkte ernüchternd auf seine erregten Lebensgeister. —

Herr und Knecht standen ungefähr in gleichem Alter. Dudel-Karle war im bäuerlichen Dienste aufgewachsen. Seinen eigentlichen Namen kannten die wenigsten; den Spitznamen hatte er angeblich daher, daß sein Großvater mütterlicherseits mit dem Dudelsacke von Ort zu Ort gezogen war. Er lahmte; schon in der Jugend hatte ihm ein Pferdetritt das Schienbein zerschmettert. So war er vom Militär und auch vom Heiraten freigekommen. Seiner Gutmütigkeit wegen war er im ganzen Dorfe beliebt. Für zehn Pfennige, aber ebensowohl auch für ein paar gute Worte, fand man ihn zu jedem erdenklichen Dienste bereit. Schreiben und Lesen hatte er längst verlernt, aber dumm war Dudel-Karle durchaus nicht.

Heute saß ihm der Schalk im Nacken. Er kannte seinen Herrn. Mit der Faust war der Bauer stark, das hatte der Knecht schon manches liebe Mal am eigenen schwächlichen Leibe verspürt; aber mit dem Kopfe, da war er, Dudel-Karle, seinem Herrn um ein gut Teil überlegen.

Es reizte ihn, mit dem Bauer ein politisches Gespräch anzufangen.

„Bauer," meinte er, „dar Raupe, dus is aber a heller Kupp, dar seut's den Leuten urdentlich, wie's zugit ei dar Welt. — Dunnerschlag nuch ees, dar giet's dan Grußen urdentlich uf de Keppe. Das is a heller Kupp!"

„Dummer Karle! — Was weeßt denn du! — Du kunst och woas Gescheiters machen, als ei de Versammlung lofen."

„Nu, worim denn ne, Bauer! 's wor duch ane Vulksversammlung."

„Du dummer Karle, wos hoast denn du ei dar Vulksversammlung zu suchen. De Pulitik is ak für da gebildten Leite. Bleib du ak bei deene Uchsen, wu de hie geharst."

„Bauer, ich bi duch och a Wahler."

„Du wärscht mer a Wahler!"

„Nu hoa'ch ne meinen Zattel oan Wohltage, su gut wie Ihr, Bauer? — Oan Wohltage sen mer alle gleich, de Grußen wie de Klennen. Gerade asu wie's oan jüngsten Tage sein wird."

Der Bauer wollte etwas erwidern, fand aber nicht die rechte Antwort. Dudel-Karle war fix mit der Zunge, das wußte er; er hatte den Knecht manchmal um sein Maulwerk beneidet. Am liebsten hätte der Bauer gesagt, das allgemeine gleiche Wahlrecht sei ein verdammter Unsinn; aber da fiel ihm noch zu guter Zeit ein, daß er ja jetzt „sozialsch" sei; da durfte er so etwas doch wohl nicht äußern. In dem unbehaglichen Gefühle, mit sich selbst in Widerspruch geraten zu sein, und ärgerlich gestimmt gegen seinen zungenfertigen Knecht schritt er weiter.

Dudel-Karle fuhr nach kurzem Schweigen fort:

„Daß de Zeiten schlacht sein, das hoan mer ju immer schun gewußt. Aber nu weeß mer ock wengstens, worim, daß se schlacht sein tun. Heite obend do is mer viels klur gewurn, Bauer! Ich ho immer geglebt, das mißt ock alles su sein, daß es Klenne hoat uf dar Welt und Gruße, und daß de Grußen uf den Klennen rimdämmern dirfen, suviel as se miegen — und daß a Herr seenen Knacht schleun darf. — Aber nu weeß'ch 's besser. — Dos brauch ne asu zu sen; dos kinnte ganz

andersch sen ei dar Welt — und's muß och anderscher warn. — Wos dar Raupe seute vun dar allgemeenen Briederlichkeit, dos hot mer sire gefallen, Bauer! 's git keene Grußen und keene Klennen ne mi — nicht vurnehm und gering — och keene Herrn und keene Knachte uf dar Welt. 's is alles ees un gleiche schun hier uf Arden:" —

Man war inzwischen an die Stelle gelangt, wo der Weg zum Bauerngute sich von der Dorfstraße abzweigt. Es war jetzt schon so hell, daß der Knecht die Laterne auslöschen konnte. Der Bauer schritt vorauf. Ihm wurde immer unbehaglicher zumute bei den Reden seines Knechtes. Er hatte das unklare Gefühl, daß Dudel-Karle sich auf seine Kosten lustig mache.

Der fuhr jetzt fort, während er hinter seinem Herrn herzottelte:

„Worim sullte och eener alles hoan und dar andere nischt! Dar Reiche hoat Fleesch und Butter, suviel as er will, dar Arme frißt Apern und trucken Brut 's ganze Juhr durch. Dar eene befiehlt und dar andre sull ock immer gehurchen. — Ne, dodarmite is nu itze nischt me. Mir sein alle gleich, eener wie dar andre. — Mir hoan unsre Menschenrachte, wie Raupe seute. Und woas er dernoe nuch meente über de Gitterverteilche im sozialschen Staate, dos is a fein's Ding, Bauer! Doas hoat mer sire eigeleicht. — Worum sullte eener a grußes Gut hoan und a Haus und Vieh und Ställe darzu, und dar andre hoat ne, da er sein Haupt hielegen koan — wie's ei dar Bibel heeßt. Ne, das is ne racht! Das gieht ne su wetter. A jeds muß sei Heisel und sei Sticke Feld hoan, daß er druffe leben koan. Und deshalb missen mer parzellierchen, wie Raupe seute — teelen missen mer." —

Weiter kam er nicht. Der Bauer war stehen geblieben, blaurot im Gesicht vor Zorn wandte er sich und schlug dem verdutzten Dudel-Karle ein Paar Ohrfeigen ins Gesicht, daß es knallte. —

„Du Luder infamchtes — nischtnutzges, sozialsches! — Ich war der, und de seust nuch a eenzgtes Wurt —"

Er keuchte und prustete vor Erregung.

Dudel-Karle hatte seine Person in Sicherheit gebracht. Er stand abseits in tiefem Schnee und hielt sich den Kopf.

„Ich meente ock, Bauer — ich meente ock. — Ihr wart duch nu och sozialsch, ducht'ch." —

Vom Hause her ertönte jetzt eine schrillende Stimme. Die Bäuerin war's, die, durch den Lärm aufmerksam gemacht, zum Fenster herausblickte.

„Kimmst de endlich heem, du besuffnes . . ."

Und aus der Kraft ihrer Ausdrücke war zu entnehmen, wer hier das eigentliche Regiment in Haus und Hof führe.

Der Bauer schritt langsam dem Hause zu, schweigend, in stoischer Ergebenheit der feuernden Batterie entgegen. Dudel-Karle aber schlich sich, seine brennenden Backen mit Schnee einreibend, kleinlaut dem Ochsenstalle zu.

---

# Der Geist des „Seligen“.

Mit dem Streitmüller ging es zu Ende. Schon an zwei Jahre war er krank. Niemand wußte genau zu sagen, was ihm fehlte. Der eine Doktor schob's aufs Herz, ein zweiter klagte die Leber an, der dritte erklärte die Nieren für schuldig und so weiter. Jeder mißhandelte den Körperteil, den er für den Störenfried hielt, bis schließlich der arme Körper die Sache satt bekam und sozusagen freiwillig abdankte.

Alle Welt rechnete bereits mit dem Tode dieses Mannes. Ja, in der Art, wie man sich bei der Frau des Kranken scheinbar teilnahmsvoll nach seinem Befinden erkundigte, lag etwas wie eine versteckte Entrüstung, daß er noch immer am Leben sei; die Sache fing doch nachgerade an, langweilig zu werden. Wenn der Neffe aus der Stadt kam und in die Krankenstube trat, schien sein Blick Verwunderung auszudrücken, den Onkel noch immer in seinem Stuhle zu finden, mit heißem Kopf und glänzenden Augen, statt langausgestreckt und steif auf dem Bette. —

Auch die Müllerin, obgleich sie eine treue Gattin war, empfand im tiefsten verborgenen Untergrunde ihres Gemütes manchmal etwas wie Gleichgültigkeit, ja beinahe wie Ungeduld. — Diese Krankheit! das lief ins Geld. Und immer diese Krankenstubenluft einatmen zu müssen, wenn man selbst gesund war und jung! — —

Der Kranke wurde schwieriger und schwieriger; nichts konnte man ihm mehr recht machen. Ein „Guter"

war er nie gewesen, die Frau hatte oft vor ihm gezittert, als er noch den vollen Gebrauch seiner Gliedmaßen hatte; aber jetzt war er launisch wie ein Kind und zänkisch wie ein altes Weib.

Kurz, die Müllersfrau sah schwere Tage.

Glücklicherweise ging die Wirtschaft wenigstens nicht zurück; im Gegenteil! Das Geschäft blühte eigentlich besser als zu den guten Zeiten des Streitmüllers. Das lag daran, daß Florian, der Mühlknecht, jetzt freie Hand hatte und schalten und walten durfte, wie er wollte.

Dieser Florian war schon manches Jahr in der Streitmühle; er versah die Dienste eines Mühlknappen und Wirtschaftsknechtes in einer Person. Florian war recht eigentlich die Seele des ganzen Betriebes.

Der Müller aber konnte den Knecht nicht leiden; er war, wie seine Vorfahren — die Mühle hatte von dieser Eigenschaft ihren Namen —, streitsüchtig, gallig und mißtrauisch. Florian war seinem Herrn viel zu hell und gerissen. Dem könne man nicht über den Weg trauen, meinte der Streitmüller, und was ihn am meisten von allem ärgerte: ertappen bei irgend etwas Unrechten hatte er den Florian noch niemals können.

Jetzt, wo der Müller krank daniederlag, war Florian natürlich nur noch selbständiger und wichtiger geworden. Er war Hans in allen Ecken, er zog den Teich, er schüttete auf, er nahm ab und verwog. Das Korn kaufte er ein, das Mehl fuhr er zur Stadt. Selbst das Rechnungswesen ging allmählich in Florians Hände über.

Für den kranken Streitmüller bedeutete dieser Zustand bittere Qual. Anstatt Gott zu danken, daß er einen so tüchtigen Vertreter im Hause hatte, erboste er

sich, daß der Knecht es so gut mache. In seinem Innern schwor er, jenem den Laufpaß zu geben, sobald er erst wieder so weit sein würde, die Zügel selbst in die Hand zu nehmen.

Aber dazu sollte es nicht kommen. Man fing bereits in Gegenwart des Kranken an, offen und offener von seinem Tode zu sprechen. Der Neffe aus der Stadt erkundigte sich in nicht allzu verblümter Weise, wie der Onkel über sein Vermögen bestimmt habe. Kinder besaß der Streitmüller nicht, der Neffe war ein Sohn seines früher verstorbenen jüngeren Bruders. Die Müllerin war ein armes Mädchen gewesen, das nichts in die Ehe eingebracht hatte, und deshalb, meinte der Neffe ganz harmlos, sei es auch nur gerecht, wenn sie nicht alles erbe; die Mühle zum mindesten müsse in der Familie bleiben. Aber der Streitmüller, der vom Sterben nichts wissen wollte, und der sich über die vordringliche Neugier seines Neffen ärgerte, ließ den jungen Menschen abziehen, ohne ihm mitzuteilen, wie er verfügt habe.

Mit der Laune des Kranken wurde es immer schlimmer. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, vom Krankenzimmer aus zu bestimmen, was der Knecht draußen vornehmen solle. Die Müllerin mußte in einemfort auf dem Trabe sein, seine Befehle zu überbringen und ihm Bericht zu erstatten. Und da der Alte dann nörgelte und zeterte, war es nur zu natürlich, daß die Frau, die von Natur keineswegs verlogen war, mit der Zeit sich angewöhnte, dieses oder jenes zu verschweigen, dies oder das zu erfinden, um nicht gescholten zu werden. Und erklärlich war es auch, daß sie bei anderen darin Unterstützung fand; die Welt stellte sich auf seiten der jungen Frau gegen den unwirschen Sterbegreis von einem Müller.

So lagen die Dinge in der Streitmühle, unerquicklich, verworren und verzwickt, als ein Ereignis eintrat, das den verschürzten Knoten mit einem Male löste.

In Florians, des getreuen Knechtes, Seele nämlich war ein Wunsch aufgetaucht. Seitdem Florian bei dem Streitmüller im Dienste war — und das konnte jetzt schon an die acht Jahre sein —, hatte er mit einem Paare Schaftstiefeln gewirtschaftet; kein Wunder also, daß sein Schuhwerk in traurigem Zustande war. Nun hätte Florian sich ja ein Paar neue Stiefeln anschaffen können; dazu war er jedoch ein viel zu guter Wirt. Er wußte nämlich, daß der Müller in seiner Kammer ein Paar Schaftstiefeln stehen hatte, die so gut wie neu waren. Anziehen würde der Alte die doch nicht mehr, und in den Sarg würde man sie ihm wohl auch nicht mitgeben; war es da nicht schade, sich durch Neuanschaffung erst in Unkosten zu stürzen? —

So dachte der kluge Florian, und eines Tages, als die große Zehe gerade neugierig zum Oberleder herausgucken wollte — Strümpfe trug Florian nur des Sonntags —, entschloß er sich, der Müllerin sein kühnes Begehren zu offenbaren.

Die Frau gab im allgemeinen viel auf Florians Meinung, aber hier wollte sie doch nicht recht heran. Der Knecht möge doch warten, bis eine „Änderung" eintrete — was sie damit meinte, war jenem sofort verständlich —, vorläufig müßten's noch die alten versehen. Aber Florian bewies ihr, daß dies unmöglich sei, indem er mit dem Zeigefinger durch die Sohle, wie in weiche Butter, fuhr. Und da auch der Frau die Wirtschaftlichkeit des Vorschlages einleuchtete, übernahm sie es, dem Müller die Sache vorzutragen.

Der kranke Mann geriet außer sich, als er merkte,

daß ihm bei warmem Leibe die Fußbekleidung weggenommen und einem anderen gegeben werden sollte. Er tobte, schrie und fluchte, bis er Blut zu spucken begann. Man legte ihn aufs Bett. Verwandte und Bekannte kamen herbei. Man fragte, was dem Manne zugestoßen sei. Die Müllerin schwieg, aus Florian war nichts herauszubekommen, und der Sterbende vermochte nichts mehr zu sagen. Der Neffe aus der Stadt hätte gern in Erfahrung gebracht, wie der Onkel über seinen Nachlaß verfügt habe; aber der hatte auf alle Fragen nur noch ein Röcheln, bis auch dieses erstarb und der Streitmüller ausgelitten hatte.

Wenn es die Müllerin bei Lebzeiten ihres Gatten schon nicht leicht gehabt hatte, so wurde ihre Lage jetzt eigentlich noch schwieriger. Nicht daß es ihr äußerlich an etwas gefehlt hätte! Im Gegenteil: sie war in eine vielbeneidete Lage gekommen. Der Verstorbene hatte kein Testament hinterlassen, und so fiel die Mühle nebst allen Vorräten an die Witwe. Andere Dinge machten der Frau den Kopf warm. Sie war mit einem Male eine begehrte Persönlichkeit geworden. Kein Wunder! Denn zu ihrem hübschen Vermögen besaß sie auch noch einen gesunden, drallen Leib und ein freundlich rotbäckiges Apfelgesicht.

Eine solche Frau reizte die Heiratslust der Witwer und Junggesellen weit und breit. Die Streitmüllerin bekam Anträge in jeder Form, mündlich, brieflich, durch Prokuration. Ja, der Neffe des Verstorbenen, dem die Mühle entgangen war, machte jetzt einen Versuch, auf anderem Wege hinein zu gelangen, indem er sich der Tante als Freier vorstellte. Die Müllerin lachte das geschniegelte und gebügelte Stadtherrchen aus mit

seinem Milchbarte. Sie nahm keinen dieser Anträge ernst. Die Witwe hatte die Plage mit dem ersten noch in zu frischem Gedächtnis; der Rechte war noch nicht gekommen, der ihre Ehescheu hätte besiegen können. —

Der Mühlenbetrieb ging flott. Jetzt, wo die Frau keinen kranken Mann mehr zu pflegen hatte, griff sie selbst mit zu, und es schien ihr eine Wonne zu sein, die kräftigen Arme zu regen. Das Rückgrat der Wirtschaft aber war Florian. Es stellte sich mehr und mehr heraus, daß seine Gaben früher nur nicht zur Geltung gekommen waren. Die Müllerin überließ ihm die Leitung und fuhr gut dabei.

Den Verwandten, vor allem dem Neffen, der die Hoffnung auf die Mühle noch immer nicht aufgeben mochte, war der selbständige Knecht natürlich ein Dorn im Auge. Man suchte Florian Fallen zu stellen, zum Trunke wollte man ihn verführen, ihn in Liebeshändel verflechten; aber alle diese Ränke scheiterten an dem vorsichtig nüchternen Sinne Florians; dieser Schlaukopf von einem Knecht war dem gerissensten Städter über.

Das Verhältnis zwischen der Müllerin und Florian hätte ein vorzügliches genannt werden können, wäre nicht eines gewesen: die Stiefelgeschichte. Keines von ihnen hatte wieder davon gesprochen; es stand wie etwas Unsichtbares zwischen ihnen: das Bewußtsein, das Ende des kranken Mannes beschleunigt zu haben. — Die Müllerin mußte oft daran denken. Dann drückte es sie und zwickte es sie, in der unbehaglichsten Weise. In solchem Augenblicke hätte sie einem Physiologen, der sie etwa danach gefragt hätte, ganz genau zeigen können, wo im menschlichen Körper das Gewissen seinen Sitz hat. — Florian freilich, der härter gesotten war, machte sich nicht allzuviel Skrupel. An die Stiefel dachte er

zwar auch noch, aber mehr mit dem Gefühle des Bedauerns, daß er sie damals nicht bekommen hatte.

Die bewußten Stiefel waren mit anderen Kleidungsstücken des Verstorbenen in eine Lade gewandert, welche die Müllerin in ihrem Schlafzimmer stehen hatte. Es war etwas wie Aberglauben darum. Wenn sie des Nachts aufwachte und ihr Blick fiel auf die große, altertümliche Lade, da war es ihr, als sei der Verstorbene nicht weit von ihr. Es verursachte der guten Frau jedesmal eine Art unheimlichen Schauers, aber es gab ihr auch wieder Beruhigung; sie fühlte sich gewissermaßen bewacht. Ein Teil, so schien es ihr, schlummerte in jener Truhe von ihrem „Seligen", wie sie ihn jetzt nannte, ohne doch über die Tatsache seines Seligseins irgendeine verbürgte Kunde zu haben.

Florians Wünsche hatten sich inzwischen von dem Stiefelpaare zu Höherem verstiegen. Wozu lagen die Kleider des Verstorbenen, die Röcke und Hosen und mancher andere nützliche Gegenstand, unbenutzt in der alten Lade? Florians eigener alter Sonntagsrock, den er noch von der Konfirmation her besaß, war nun schon recht abgeschabt, und einen Zylinder, wie ihn jetzt jeder halbwüchsige Bursche Feiertags trug, hatte er nie sein eigen genannt. Ihn würde die Garderobe des Müllers gewiß ausgezeichnet gekleidet haben, denn er hatte ungefähr dieselbe Statur, wie sein verstorbener Brotherr; sein Gesicht war freilich ganz anders. Während der Alte einen strubbeligen, grauen Bart getragen, rasierte sich Florian, wodurch er immer ein frisches und rosiges Aussehen hatte.

Aber die Müllerin zeigte sich taub und blind Florians Wünschen gegenüber, die Garderobe des „Seligen" betreffend. Sie wahrte überhaupt, bei aller

Hochschätzung seiner Leistungen, dem Knechte gegenüber eine Zurückhaltung, die gar nicht nach dessen Sinne war. Wenn man dachte: solch eine Frau — hübsch, kräftig, in den besten Jahren! . . . Florian spuckte aus, was bei ihm eine Ableitung seelischer Emotion war. Dann versank er in Nachdenken, wobei seine Äuglein leuchteten wie Weihnachtskerzen. —

Die Witwe wohnte und schlief in einem geräumigen Zimmer des ersten Stockes. Gerade unter ihr hauste Florian in einem kleinen Gelasse neben der Radstube. Über seinem Lager stand das seiner Herrin; so schlief er von ihr nur getrennt durch ein paar Meter Luft und eine dünne Stubendecke. Er konnte des Abends, wenn alles still war, unterscheiden, ob sie mit bloßen Füßen oder in Pantoffeln da oben einherging. Und wenn sie ins Bett hüpfte, fiel ihm meistens ein wenig von dem Anstrich der Decke auf die Nase. Florian störte dies keineswegs, im Gegenteil! Es fehlte ihm etwas, wenn es mal abends keinen Kalk regnete. —

Die Müllerin erfreute sich, als kerngesunde Frau, eines ausgezeichneten Schlafes. Sie konnte ja auch ruhig schlafen, wußte sie doch, daß unten ihr Florian lag, der Haus und Hof bewachte, wie ein treuer Wächterhund.

Eines Nachts nun erwachte sie von einem merkwürdigen Geräusche. Es raschelte und brauste, schlürfte, klapperte und rumpelte. Im ersten Augenblicke erschrak die Müllerin heftig, sie dachte an Diebe; aber dann beruhigte sie sich: es waren wohl nur Mäuse! — Florian mußte morgen Fallen aufstellen. Das Geräusch dauerte fort, wurde stärker. Dann auf einmal ein Klopfen, dreimal, laut und vernehmlich. Der Frau blieb das Herz stehen — das waren keine Mäuse! das

war etwas Schreckliches, Unheimliches, Überirdisches — das waren Gespenster! — — Sie wagte nicht, sich zu rühren, schweißgebadet lag sie im Bette, hörte das eigene Herz pochen wie einen Hammer; jeden Augenblick erwartete sie, etwas Furchtbares zu sehen. — Dort von der Ecke kam es her, wo die Lade stand. Jetzt ein hohler, dumpfer Ton, als ob jemand in ein leeres Faß spräche. Die Lade! in diesem Augenblicke erschien sie ihr wie ein Sarg. Von dort her kam es, eine Stimme aus dem Jenseits. Wenn der Deckel sich auftat, und der Tote trat hervor! —

Wahnsinniges Entsetzen packte die Frau. Mit beiden Füßen gleichzeitig sprang sie aus dem Bette. Zeit, in die Pantoffeln zu fahren, gab's nicht. Gehetzt von bleichem Schrecken, stürzte sie aus dem Zimmer, die Treppe hinunter, in der Dunkelheit stolpernd; nur einen Gedanken hatte sie: Florian.

Als sie in die Kammer des Knechtes kam, sah sie erst nichts; es war stockdunkel. Dann vernahm sie tiefe, langgezogene Töne; Florian schnarchte. Sie tastete sich an der Wand entlang, bis sie an seinem Bette angelangt war; nun suchte sie zaghaft nach ihm, fand seine Schulter: „Florian — lieber Florian!“

Es bedurfte einiger Anstrengung, bis sie ihn munter bekam. Hatte der Mensch einen Schlaf! — Was es gäbe, fragte er schlaftrunken. Sie erzählte ihm von den unheimlichen Tönen, und daß sie glaube, der „Selige“ gehe um.

Florian wollte Licht anzünden. Aber die Frau hatte inzwischen soviel Besinnung wiedergefunden, daß sie das nicht zuließ; der Knecht sollte sie nicht in diesem Aufzuge sehen. Sie wußte wirklich nicht, was beginnen. Sie fror. Wieder hinauf, getraute sie sich nicht. Ratlos

setzte sie sich auf die Bettkante und begann zu weinen. Da schob sich etwas an sie heran, ein Arm legte sich um sie. Eine Stimme, die ganz anders klang als Florians sonst, raunte ihr zu: das Bett sei klein, aber doch Raum für zweie, und er werde sie schon vor dem „Seligen" beschützen.

Die Frau stieß einen Schrei aus, sprang auf, stürzte zur Tür, die Treppe hinauf, riegelte hinter sich zu und wühlte sich in ihr Bett, als wolle sie sich vor einem Fleisch und Bein gewordenen Gespenst verkriechen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Von da ab war das gute Einvernehmen gestört zwischen der Müllerin und ihrem Knecht. Florian blieb im Dienst, aber es war ganz anders geworden zwischen ihm und der Herrin; jetzt stand erst recht etwas zwischen den beiden. —

Eines Tages wurde die Diele im Zimmer der Müllerin erneuert, ohne daß Florian darum gefragt worden wäre. Die alte sei morsch und schadhaft gewesen, an einer Stelle habe sich sogar ein Astloch gezeigt, hieß es. — Nun konnte Florian des Abends nicht mehr unterscheiden, ob sie mit bloßen Füßen oder in Pantoffeln über ihm einhergehe, und kein Kalk fiel ihm mehr auf die Nase. — Florian schlich düster und verschlossen umher und schien verzweifelte Entschlüsse in seinem Hirn zu wälzen.

Die Verwandten mußten etwas gewittert haben von diesen Vorgängen; auf einmal waren sie wieder zur Stelle. Der Neffe aus der Stadt machte sich von neuem an die Witwe heran und diesmal, wie es schien, mit besserem Erfolge. Zwar heiraten wollte die Müllerin den jungen Menschen auch jetzt noch nicht. Denn wenn die Frau auch nicht sonderlich lebensklug war, so sagte

ihr doch das Gefühl, daß es nicht gut sei, einen Mann zu ehelichen, der um zehn Jahre jünger war als sie, mochte er auch ein noch so flottes und schneidiges Herrchen sein.

Aber wenn sie auch auf die Werbung des Neffen nicht einging, so kam sie ihm doch in anderer Richtung entgegen. Sie wollte ihm die Mühle ablassen, er sollte sich dafür nur verpflichten, ihr eine Rente abzuzahlen bis an ihr Lebensende; so hatte es der Neffe selbst vorgeschlagen. Die Müllerin hatte eingesehen, daß es für eine einzelne Frau doch allzu schwierig sei, einem so großen Betriebe vorzustehen.

Ja, wenn Florian der geblieben wäre, der er früher gewesen! Aber neuerdings hatte er oft solch eigentümliche Anwandlungen von Trotz und Verstocktheit. Es war kein Verlaß mehr auf ihn. Neulich war er sogar schwer betrunken im Straßengraben gefunden worden.

Der Neffe hatte einen Tag festgesetzt, an welchem die Tante zur Stadt kommen sollte, um den Kontrakt beim Advokaten zu unterschreiben. Er wollte selbst alles vorbereiten; die Witwe sollte nur ihren Namen darunter zu setzen haben.

Die Müllerin wollte mit eigenem Geschirr zur Stadt fahren, aber Florian behauptete, den Fuchs nicht hergeben zu können, da er eine Mehlfuhre habe. Der Knecht setzte seinen Dickkopf durch. Schon ganz früh am Morgen fuhr er auf und davon. So mußte die Witwe denn zu Fuß nach der Stadt wandern. Sie war wütend auf Florian — aber schließlich, lange würde es mit dem ja nicht mehr dauern. —

Es war ein feuchter Herbstmorgen, dichte Nebelschleier verhüllten die Landschaft; kaum von einem Straßenbaum bis zum anderen konnte man sehen. Der

Weg führte über einen Höhenzug, der mit Wald bestanden war. Wenn man jenseits aus dem Walde heraustrat, konnte man bei klarem Wetter die Türme der Stadt sehen.

Als die Müllerin an die Bäume herangekommen war, die sich heute wie eine dunkle Mauer ausnahmen hinter den wogenden Nebeltüchern, hörte sie zu ihrer Rechten ein Geräusch. Sie ging schneller; ihr war ängstlich zumute. Warum war sie nur allein gegangen! — Das verdächtige Geräusch hörte nicht auf; es ging neben ihr her. Wenn sie lief, lief es mit, wenn sie halt machte, machte es halt. Jetzt klang es fast, als werde ihr Name gerufen — ein Ton, so jämmerlich klagend, wie sie nie in ihrem Leben etwas gehört hatte. Vor Entsetzen wollte sie in die Knie sinken, aber sie riß sich empor, lief, was sie konnte, um den Ausgang aus dem Walde zu gewinnen.

Jetzt verstummten die Töne. Die Müllerin wollte schon aufatmen, da stand auf einmal eine Gestalt vor ihr, mitten in der Straße; es ragte aus dem Nebel mit hoch erhobenen Armen, ein zottiges Wesen, halb wie eine Riesenfledermaus, halb wie ein Bär, schrecklich anzusehen, mit flatterndem, grauem Haar und Bart — so stand es da und versperrte ihr den Weg.

Das war der Streitmüller; sie erkannte ihn jetzt. Das war er, aus dem Grabe auferstanden! Die Augen, die Nase, jedes Haar, genau wie im Leben — sogar der Mehlstaub lag auf ihm.

Die Frau wagte keinen Schritt weiter, stand wie angewurzelt, starrte auf das Gespenst. Das ließ langsam die Arme sinken, schüttelte mit dem Kopfe — dreimal, und verschwand im Nebel.

Die Müllerin vermochte keinen Gedanken zu fassen,

aber eines verstand sie, fühlte sie, wie man eben so etwas fühlt, mit Naturnotwendigkeit: der Geist des „Seligen" war ihr erschienen, er hatte ihr abgewinkt; der Verstorbene wollte nicht, daß sie die Mühle weggebe.

Sie kehrte um, lief nach Haus zurück. Unterwegs blickte sie nicht rechts, nicht links, nur nach Haus, nach Haus! . . . .

Als sie in ihren Hof kam, stand Florian da und schirrte den Fuchs aus. Das Mehl habe er abgeliefert, sagte er in seiner trockenen Weise.

Natürlich kam der Neffe sehr bald heraus, um zu forschen, weshalb die Tante nicht zur verabredeten Zeit beim Advokaten erschienen sei. Er konnte aber nichts aus der Frau herausbekommen; die schien auf einmal anderen Sinnes geworden zu sein, aber was sie dazu bewogen hatte, wollte sie nicht sagen. — Der junge Mensch kochte vor Wut; ob da nicht der Kerl, der Florian, dahinter steckte? Der Mensch hatte solch ein schadenfrohes Gesicht gemacht! — — Der Neffe verlangte von der Tante, daß sie dem Knechte kündige, aber die wollte davon nichts wissen. Florian stand ihrem Herzen doch immer noch am nächsten — trotz allem!

Es gingen einige Monate ins Land. Die Witwe sprach mit niemandem von ihrem Erlebnis. Allmählich verblaßte ihr Schrecken. Der Neffe fand wieder Gehör mit seinem Plane, und eines Tages hatte er die Frau glücklich wieder so weit, daß sie versprach, am nächsten Morgen den Kontrakt zu unterschreiben.

Die Müllerin bestellte sich also den Schlitten bei Florian; er solle sie am nächsten Morgen nach der Stadt fahren. Der Knecht brummte etwas, das nicht zu verstehen war.

Doch als der Tag graute, war kein Florian zu

finden, und von Pferd und Schlitten war auf dem ganzen Hofe keine Spur zu entdecken.

In dieser Not traf es sich äußerst glücklich, daß der Neffe mit einem Schlitten aus der Stadt ankam, einen feinen Kutscher mit Pelzkragen auf dem Bocke. Es war dem jungen Manne nach der letzten Erfahrung doch sicherer erschienen, die Tante diesmal selbst abzuholen.

Galant half er der Müllerin in den Schlitten und tröstete sie über den Ungehorsam ihres Knechtes. Es war ein klarer Wintermorgen. Die Pferde gingen flott, und die Müllerin mußte unwillkürlich an jenes erste Mal denken, wo sie zum nämlichen Zwecke zu Fuß und allein nach der Stadt gegangen war. Ihr Erlebnis damals kam ihr fast lächerlich vor. Heute konnte sie gar nicht an Gespenster glauben. Es mußte damals wohl Einbildung gewesen sein — oder hatte sich jemand einen schlechten Scherz mit ihr erlaubt? — —

Schon war man dem Walde nahe, wo ihr die Erscheinung begegnet war; der Kutscher ließ die Pferde in Schritt fallen, weil es etwas bergan ging. Da auf einmal in den Büschen am Wege ein wiehernder Ton. Die Müllerin stieß einen Schrei des Schreckens aus — ging es schon wieder los mit dem Spuken? — Da abermals, ganz deutlich, ein Wiehern!

Der Neffe ließ halten, stieg aus und folgte dem Geräusch. Wie kam denn hier ein Pferd in den Wald? —

Ja, war denn das nicht Pferd und Schlitten aus der Streitmühle? — Wo war denn aber der Kutscher dazu — wo war Florian?

Die Sache schien verdächtig! Man suchte. Im Schnee war die Spur eines Männerstiefels zu erkennen, sie führte in eine Fichtendickung. Dort fand sich eine

merkwürdige Gestalt: ein Kerl mit einem leeren Mehlsack über Arme und Rücken gebunden, ein Büschel grauer Pferdehaare ums Gesicht — wie ein Rübezahl hockte er da.

Der junge Mann riß jenem das graue Zeug vom Kopfe und siehe da, es entpuppte sich Florians rotes Gesicht darunter. Grinsend bat er um Gnade. Aber der Stadtherr hielt die Gelegenheit für gekommen, endlich mal mit dem längst Verhaßten Abrechnung zu halten. Florian, dessen Arme durch den Sack verschnürt waren, konnte sich nicht wehren; erbarmungslos tanzte der Peitschenstock auf seinem Rücken und Kopfe.

Heulend stürzte der Knecht in seiner Verkleidung auf die Straße hinaus, sein Verfolger mit der Peitsche hinter ihm drein. Bei der Müllerin suchte der Verfolgte Schutz.

Die Frau begriff mit einem Male alles: ihre Täuschung und Florians Betrügerei. Sie wollte sich entrüsten, aber im nächsten Augenblicke, als Florian zu ihren Füßen lag, um Verzeihung bettelnd, verzieh sie auch schon. Und als sie nun gar sah, daß er blutete, da gab es für sie keinen Gedanken an Strafe mehr. Florian — ihr Florian!

Sie trat für den Knecht ein gegen den Neffen, welcher Lust hatte, die Gunst des Augenblickes noch weiter auszunutzen. Florian wimmerte und hielt sich den Kopf mit jämmerlicher Gebärde. Die Müllerin band sich ihr eigenes Halstuch ab und verband ihren Schützling damit. Der Neffe meinte, man möge den Burschen ruhig hier draußen lassen, er werde seine Glieder schon zusammensuchen. Aber davon wollte die Müllerin nichts wissen. Das Mitleid war einmal in diesem Frauenherzen rege geworden. Sie werde mit

Florian nach Hause fahren, erklärte sie; die Stadt sollte für heute aufgegeben sein.

Der Neffe verlor alle Haltung, drohte und schimpfte und zeigte sich nicht gerade im günstigsten Lichte. Was half ihm das alles! Die Müllerin fuhr mit dem Zerprügelten nach der Mühle zurück. —

Florian schien keine schwereren inneren Schäden davongetragen zu haben. Ein Doktor wurde nicht gerufen; die Müllerin war der beste Arzt.

Man sah nicht viel von den beiden während der nächsten Zeit. Das Mühlrad stand still. Die Kunden mußten unverrichteter Sache abziehen.

Die Leute schüttelten den Kopf. Die Gescheiteren erklärten: das sei am Ende ganz natürlich; eine Witfrau halte es bekanntlich niemals lange allein aus. —

Der Neffe kam öfters nach dem Dorfe heraus; aber in der Streitmühle fand er keinen Einlaß. Eines Tages — es war schon Frühjahr, und der große Kirschbaum im Müllergarten blühte — trat der junge Herr wieder vor die Mühle, diesmal entschlossen, bis zur Eigentümerin vorzudringen. Da tat sich die Tür auf. Der Neffe stand da mit offenem Munde — eine Erscheinung!

Ein Mann trat über die Schwelle in braunem Vollbart, angetan mit schwarzem Kirchenrock und Zylinder, genau wie der verstorbene Streitmüller, nur jünger, kräftiger, glücklicher.

Florian im Sonntagsstaate des „Seligen“!

An seinem Arme die Müllerin strahlte von verschämtem Glück.

Sie wollten eben zum Standesbeamten und auf das Pfarramt gehen, das Aufgebot anzumelden.

---

# Mutter Maukschens Liebster.

Kein Mensch auf der Welt ist so elend, jämmerlich und arm, daß er nicht seine Neider hätte; denn schließlich nimmt jeder Baum, mag er noch so wenig Platz beanspruchen und noch so karge Nahrung dem Boden entziehen, wenigstens Luft und Licht in Anspruch und wirft einen Schatten, der, nach Ansicht des Nachbars, das ihm allein zukommende Licht verdunkelt. Während wir wachsen, wächst der anderen Verdruß über unser Wachstum, und wenn einer gefällt ist, atmen so und so viele erleichtert auf; denn nun können sie sich in der Lücke ausbreiten.

So geht es bei kleinen Leuten wie bei großen. Nur pflegen die kleinen ihre Schadenfreude ganz naiv an den Tag zu legen, weil sie es nicht gelernt haben, ihre Naturanlage kunstvoll hinter sogenanntem Takt zu verbergen.

Die Maukschen befand sich gewiß in keiner beneidenswerten Lage. Sie war Witwe. Zwar besaß sie ein Häuschen, aber das war so baufällig, daß man sich schier wundern mußte, wie es imstande sei, die vielen darauf lastenden Hypotheken zu tragen.

Sie litt an Rheumatismus, und die Frostbeulen an ihren Füßen waren auch gerade keine angenehme Zugabe, wenn man einem Gewerbe nachging, das einen jahraus jahrein bei jeder Witterung in die entferntesten Häuser des Kirchspiels führte. Zudem wurde das Amt der Leichenfrau nur schlecht bezahlt.

Und trotzdem hatte die Witwe ihre Feinde. Der Brotneid war auch gegen sie rege. Unter den Frauen des Dorfes gab es manch eine Anwärterin auf dieses Amt. Man fand, die Maukschen habe es nun lange genug innegehabt, und gönnte ihr von Herzen, daß die Arbeit, die sie an Hunderten von Verblichenen ausgeübt hatte, nun endlich auch an ihr vollzogen werde.

Aber Mutter Mauksch war aus zähem Holze geschnitten. Das Leben hatte tüchtig an ihr herumgezaust, ohne sie doch unterzukriegen. Daß sie einmal ein hübsches Mädchen gewesen, das manches Burschen Herz beunruhigt hatte, sah man ihr freilich nicht mehr an. Das Alter hatte ihren Rücken krumm gezogen und ihrem Gesicht einen starren, harten Ausdruck gegeben. Sah man näher zu, so erkannte man, daß dieses Gesicht überdies stark von Pockennarben entstellt war.

Ihre Lippen schienen das Lächeln längst verlernt zu haben. Vielleicht brachte das ihr Beruf mit sich. Wer jahraus jahrein mit den Toten zu schaffen hat, dem ist es wohl nicht zu verdenken, wenn er ernst dreinblickt und die Menschen verächtlich betrachtet, wie sie durch die kurze Spanne des Lebens zum Ende hasten. Ruhig Blut, mein Sohn, der du dich so ungebärdig stellst, so alle Vernunft und Vorsicht in den Wind schlägst, du fällst der Maukschen ganz sicher in die Hände! Und du, Mädchen, das sich brüstet in jugendlicher Hoffart, als ob man sein Leben lang siebzehn wäre, dir bereiten die alten Hände auch noch das Brautlager, anders als du dir's gedacht hast!

Man fürchtete die Maukschen im Dorfe, sprach von ihrem „bösen Blicke". Wenn sie die Straße hinabschritt, in der einen Hand den Stock, in der anderen die Tasche mit den Werkzeugen ihres Berufes, dann

verstummte der Spott, für den alte, gebrechliche Leute sonst nicht zu sorgen brauchen. Die Kinder lärmten nicht mehr ausgelassen, tuschelten scheu, wie von Bangigkeit befallen. Die Leichenmutter ging mit gleichgültiger Miene an alt und jung vorbei; sah sie aber einen an, dann war es, als dringe der Blick ihm durch und durch.

Mutter Mauksch hielt sich fernab von den Menschen; ein Grund mehr, weshalb man sie nicht liebte. Unterhaltungen über den Gartenzaun, Klatsch unter der Haustür — sonst das Labsal der Weiber — war nichts für die mürrische Alte. Ihre Gänge hatten alle den nämlichen Zweck. Wenn sie in ein Haus eintrat, dann wußten die Nachbarn auch ohne Todesanzeige, was sich dort ereignet habe.

Kühl und gleichgültig, wie sie durch die Dorfgasse schritt, unberührt scheinbar von Menschenleid und Menschenfreude, waltete Mutter Mauksch auch am Totenbette ihres Amtes. Langjährige Erfahrung ersetzte, was ihren alten, verkrümmten Fingern vielleicht an Flinkheit abhanden gekommen sein mochte. Sie kannte keine Furcht, keinen Ekel, kein Mitgefühl. Daß einer sich nicht mehr rühren, nicht mehr sprechen und atmen konnte, war für sie das natürlichste Ding von der Welt. Die Toten waren geduldig, fügsam und vernünftig. Von ihnen brauchte man sich nicht allerhand dummer Streiche zu versehen, vor denen man bei den Lebenden niemals sicher war. Sie liebte diese stillen Leute.

Manchmal wurde ihr im Trauerhause außer dem, was sie zu fordern hatte für ihre Dienste, Speise und Trank gereicht. Kaffee und Bier trank sie; aber den Branntwein, der ihr oft genug angeboten wurde, wies sie standhaft ab. Was aber sich irgendwie dazu eignete,

wickelte sie in ein großkariertes Tuch, das sie zu solchem Zwecke jederzeit bei sich trug. Sie galt für geizig, für gierig und kramhaft, weil sie alles, was sie erraffen könne, nach Haus schleppe. Ihre Neiderinnen — von denen wir gehört haben — wußten Wunderdinge zu erzählen von den Schätzen, welche sie in ihrer Spelunke zusammenscharre.

Allerdings war Mutter Mauksch keine Verschwenderin; sie wendete jeden Groschen dreimal um, ehe sie ihn ausgab. Sie hatte aber auch allen Grund, sparsam zu sein, denn die Schulden, die ihr Mann ihr hinterlassen hatte, wollten verzinst sein. Zudem besaß sie jemanden, für den sie zu sorgen hatte, einen Menschen, ärmer noch und elender als sie: Bierlich-August, ein alter Junggeselle, der seit Jahren bei ihr lebte.

In welchem Verhältnisse die beiden zueinander standen, wußte niemand recht. Bierlich wohnte weder zur Miete bei Mutter Mauksch, noch hatte er das Ausgedinge. Freiwillig gewährte sie ihm Herberge und Kost.

Die Väter des Ortes waren zufrieden damit, daß Bierlich-August, dieser alte Vagabund, der das Arbeiten für eine Beschäftigung ansah, mit der sich nur die Dummen abgaben, bei der Leichenmutter einen Unterschlupf gefunden hatte; auf diese Weise fiel er wenigstens der Gemeinde nicht zur Last. Aber die Zungen mißvergnügter Nachbarinnen kamen nicht zur Ruhe; es galt als ausgemacht, daß Bierlich-August der Geliebte sei von Karoline Mauksch.

Der alten Frau kam dergleichen Gerede nicht zu Ohren, und wenn sie es vernommen hätte, würde sie's kühl gelassen haben. Verstehen konnte ja doch niemand, warum ihr Bierlich mehr wert war als alle anderen Menschen zusammen.

Sonderbar, das mußte man sagen, war der Geschmack der Frau. Weder in Wesen noch Erscheinung hatte Bierlich-August etwas besonders Anziehendes. Seine ungeschlachte Figur war durch einen schlecht verheilten Schenkelbruch entstellt. Das rechte Bein, von oben ab verkrümmt, glich einem Sägebügel; durch die Öffnung, welche auf diese Weise in seinem Gangwerk entstanden war, konnte man immer einen Ausschnitt der jenseitigen Landschaft erblicken. Die Straßenjugend hatte das natürlich längst herausgefunden und machte es sich zum Jux, durch dieses wandelnde Fenster Steine zu werfen. Und wenn dann Bierlich-August, der das Fluchen beim Militär erlernt und auf der Walze weiter gepflegt hatte, in fürchterliche Verwünschungen ausbrach, war das Vergnügen der Rangen erst vollkommen; vor seinen Fäusten war man ja verhältnismäßig sicher, da der alte, lahme Kerl niemanden verfolgen konnte.

Seinen großen, runden Schädel schützte ein struppiges Dach von ziemlich gut erhaltenem, graugelbem Haar. Sonnabends ließ er sich rasieren; nach dem Stande seines Bartes hätte man, in Ermangelung eines Kalenders, sagen können, welcher Wochentag ungefähr sei. Vorderzähne führte Bierlich nicht mehr. Über seiner schiefgezogenen, breiten, stets feuchten Unterlippe hing vom frühen Morgen ab die Tabakspfeife, auf deren Porzellankopf das Bildnis eines rotwangigen Tirolermädchens zu erblicken war.

Schon manches Jahr war verflossen, seit Karoline Mauksch und August Bierlich jung gewesen. Sie gehörten dem nämlichen Jahrgange an, waren zusammen zur Schule gegangen, waren zu gleicher Zeit eingesegnet worden, hatten dann gemeinsam auch die Jugendbälle besucht.

Es gab nicht mehr viel Leute im Dorfe, die so weit zurückdenken konnten; längst war es in Vergessenheit geraten, daß Karoline und August damals als versprochene Brautleute gegolten hatten. In der Lebensperiode, wo sich auf dem Lande die meisten jungen Leute für immer binden, in der Zeit zwischen siebzehn und zwanzig, war er mit ihr gegangen.

Dann wurde er zum Militär einberufen, und dort überlegte er sich's anders. In der Stadt gab's ja viele Mädchen; man hatte als hübscher Kerl die Wahl. Schnell war ein anderer Schatz angeschafft.

Als er das erste Mal nach Haus kam auf Urlaub, kannte er Karolinen nicht mehr. Abends in der Schenke von ihr angeredet, verhöhnte er sie vor aller Welt. Sie sähe ja aus, als habe sie mit ihrem Gesicht auf einem Rohrstuhl gesessen; damit spielte er auf die frischen Pockennarben an, die ihre Züge in der Tat nicht zierten.

Karoline Mauksch verließ weinend das Lokal und ward von da an nie wieder auf einem Tanzboden gesehen.

Später heiratete sie einen Witwer mit mehreren Kindern. Gut hatte sie's in der Ehe nicht. Sie bekam Prügel zu kosten von ihrem Manne und geringschätzige Behandlung von den Stiefkindern; arbeiten mußte sie wie eine Magd. Die Kinder, die sie selbst zur Welt brachte, waren kränklich und starben früh. Schließlich wurde der Mann krank, sie pflegte ihn, bis er starb. Die Stiefkinder überließen ihr das verschuldete Haus und machten sich davon. Mochte sie zusehen, wie sie mit der verwahrlosten Wirtschaft fertig wurde.

Mutter Mauksch schlug sich schlecht und recht durch. Sie baute ihre Kartoffeln und hielt sich Ziegen, um den Grasgarten auszunutzen, der zum Häuschen ge-

hörte. Schließlich verdiente sie sich als Leichenfrau auch ein paar Groschen.

Eines Tages in der Dämmerstunde klopfte es an ihre Tür. Sie öffnete vorsichtig zunächst nur das Schiebefenster, um nachzusehen, wer draußen sei; denn als einzelstehende Frau mußte man auf der Hut sein vor Dieben und anderen schlechten Menschen.

Ein strolchartig aussehender Bursche stand draußen. Trotz des Dämmerlichtes erkannte sie ihn sofort: es war August Bierlich.

Sie ließ ihn ein. Er war betrunken, kein ganzes Stück hatte er auf dem Leibe, alles beschmutzt und in Lumpen.

Zunächst gab sie ihm zu essen, gestattete, daß er sich bei ihr wärme und seinen Rausch ausschlafe.

Er blieb den nächsten Tag, die nächste Woche. Abgemacht wurde nichts zwischen ihnen. Bierlich ging einfach nicht wieder fort, und sie jagte ihn nicht hinaus. Wie ein herrenloser Hund war er ihr zugelaufen. Kein Mensch dachte daran, ihn abzuholen; er gehörte zu jenen Fahrenden, die jeder nur zu gern von sich läßt, weil sie zu nichts Besserem taugen, als ordentlichen Leuten zur Last zu fallen.

Bierlich-Augusts Leben war abenteuerlich gewesen; die Penne, das Korrektionshaus, das Trinkerasyl hatte er kennen gelernt. Nicht immer war es so schlimm um seinen Wandel bestellt gewesen, es hatte auch zwischendurch Zeiten gegeben, wo er arbeitete und sein Brot verdiente. Aber diese Perioden waren immer seltener und kürzer geworden. Nachdem er Jahrzehnte hindurch die Heimat gemieden, war er endlich doch wieder dorthin zurückgekehrt. In seinem Gedächtnis schimmerte wie ein schwaches Lichtchen die Erinnerung an eine, die ihn

einstmals geliebt hatte. Eine Ahnung lebte in seinem dumpfen Geiste, daß er, aus dessen Hand kein Hund einen Bissen Brot mehr nehmen wollte, bei Karoline Mauksch Barmherzigkeit finden würde und Verzeihen.

Er hatte sich nicht getäuscht, seine ehemalige Braut wies ihn nicht von ihrer Schwelle. Sie gewährte ihm Obdach und alles, was er zu seines Leibes Nahrung und Notdurft nötig hatte. Niemals litt er Mangel an Tabak für seine Pfeife. Selbst einen schwarzen Anzug mit dazu gehörigem Hut schaffte Mutter Mauksch ihm mit der Zeit an, damit er Sonntags wie andere Männer anständig zur Kirche gehen könne.

Es wäre alles wunderschön gegangen, wenn Bierlich das Saufen hätte lassen können. Was ersann Karoline Mauksch nicht alles, um ihn aus den Klauen des Schnapsteufels zu befreien! Sie ließ nach altem Rezepte einen Fisch in Branntwein verrecken und setzte Bierlich den Trank heimlich vor. Der ausgepichte Säufer goß das Zeug in seine harte Gurgel hinab wie Wasser. Nicht den geringsten Eindruck machte das auf ihn. — Sie schloß ihn in seine Kammer ein, er stieg durchs Dachfenster aus, um ins Wirtshaus zu gelangen. Als sie dem Wirt Geld versprach, wenn er dem Menschen keinen Schnaps mehr verabreichen wolle, ging Bierlich weit über Land in andere Gasthäuser, wo er ihn jederzeit bekam. Sie versteckte das Geld vor ihm, er wußte sich zu helfen, versetzte Kleider und Hausrat und verschaffte sich auf diese Weise Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaft.

Mutter Mauksch führte einen fruchtlosen Kampf. Sie versuchte es mit Härte. Tagelang ließ sie ihn nicht ins Haus ein, wenn er von seinen Fahrten zurückkehrte, abgerissen und abgebrannt. Da lag er dann draußen

im Garten und schlief sich nüchtern. Kam er aber und winselte um Einlaß, so nahm sie ihn schließlich doch wieder auf. Gut erging es ihm dann freilich nicht. Sie strafte den alten Sünder ab wie einen Schuljungen, und er, dem der Alkohol immer noch so viel Kraft in seinen mächtigen Fäusten gelassen hatte, um mit jedem Frauenzimmer fertig zu werden, wagte keinen Finger zu rühren gegen die Greisin.

Da kam den erzieherischen Versuchen seiner Freundin ein Unfall, den Bierlich-August erlitt, in ungeahnter Weise zu Hilfe.

Eines Nachts nämlich, als er schwer betrunken nach Haus schwankte, stürzte er von der Brücke in das Eis des gefrorenen Dorfbachs hinab, brach den Oberschenkel und lag stundenlang dort unten, bis Vorübergehende ihn bemerkten und aufhoben. Man hielt ihn für tot und schaffte ihn in das Haus der Leichenmutter.

Unter den Händen der alten Frau kam der Erstarrte wieder zu sich. Monate hindurch rang er mit dem Tode. Nur der aufopfernden Pflege, die ihm Karoline Mauksch angedeihen ließ, hatte er es zu verdanken, wenn er dem schweren Unterleibsleiden, das er sich im eisigen Wasser geholt, nicht erlag. Sein Bein blieb krumm, trotzdem es der Doktor geschient hatte. Bierlich-August war ein Krüppel geworden.

Es dauerte weitere lange Monate, ehe er den Gebrauch seines gebrochenen Beines so weit bekam, daß er sich ins Dorf wagen konnte. Man fand ihn sehr verändert, die Krankheit hatte ihn zahm gemacht. Ein Jahr lang beinahe war kein Branntwein über seine Lippen gekommen. Es war gegangen auch ohne Schnaps, was er früher nicht für möglich gehalten hatte. Am Wirtshause humpelte er jetzt mit steifem Blicke vorüber,

als sähe er es nicht. Es hatte wahrhaftig den Anschein, als sei Bierlich-August von der Trunksucht geheilt.

So ging es ein paar Jahre. Jetzt, wo er ihr nicht mehr entwischen konnte, hatte ihn Mutter Mauksch ganz anders im Zügel als zuvor. Sie hielt das Heft in Händen, in jeder Beziehung. Bar Geld, das er für Tabak brauchte, bekam er in die Hand gezählt, und über jeden Pfennig mußte er Rechenschaft ablegen. So wußte sie ihn in Nüchternheit zu erhalten, bis ihm die Enthaltsamkeit zur Angewöhnung wurde.

August Bierling fing an, zu den respektabeln Leuten des Dorfes zu zählen. Hatte er doch drei Feldzüge mitgemacht. Er rückte daher mit den Jahren in die Zahl der Veteranen ein, mit denen bei festlichen Gelegenheiten paradiert wurde.

Für angestrengtes Arbeiten zeigte er auch jetzt noch keine große Neigung, aber Karoline Mauksch wußte ihn zu allerhand nützlichen Hantierungen anzustellen. Er mußte, wenn sie außer Haus war, das Küchenreisig zerkleinern, den Topf am Feuer rücken, die Ziegen melken und sie mit Futter versorgen.

Die beiden Leute lebten miteinander friedlicher als manches Ehepaar. Zärtlichkeiten gab es nicht zwischen ihnen, was auch die Klatschbasen darüber hin und her erzählen mochten im Dorfe. Es vergingen Tage, wo kaum ein Wort gewechselt wurde. Mutter Mauksch war keine Freundin vom vielen Sprechen, und Bierlich liebte nicht, den Mund zu öffnen, weil er dann seine Pfeife, die er in Ermangelung von Zähnen mit den Lippen hielt, hätte loslassen müssen. Auch trug er in seinem großen Kopfe nicht allzuviel Gedanken mit sich herum. Zu den Hellen hatte er niemals gehört, und seine Erinnerungen, aus denen er manches Interessante

hätte berichten können, waren ihm bei jenem verhängnis-vollen Sturze auch etwas durcheinander geraten.

Eines Tages beging der Militärverein seine Fahnen-weihe. Bierlich hatte als alter Krieger eine Einladung dazu erhalten. In seinen Sonntagsachen, frisch rasiert, mit den Denkmünzen aus drei Feldzügen geschmückt, humpelte er zum Festplatz. Mutter Mauksch hatte ihm eine abgezählte Summe Geldes mitgegeben, die zu zwei Glas Bier gerade reichte. Er solle noch vor dem Dunkelwerden zurückkommen, hatte sie ihm eingeschärft.

Auf dem Festplatz war ein Podium errichtet, Masten erhoben sich, mit Eichenlaub und Tannen-zweigen umwunden, Fahnen wehten, Böllerschüsse wurden abgefeuert, eine Ehrenwache präsentierte das Gewehr, weißgekleidete Mädchen schmückten die Krieger mit Schleifen und Blumen. Deputationen überreichten Bänder und schlugen Nägel in den Schaft der neuen Fahne. Dazu Musik, Trommelwirbel, Reden, Hochs und Hurras!

Es wurde einem ganz feierlich zumute. Und als nun gar der Herr Major die Front der Veteranen ab-schritt und an Bierlich, der im ersten Gliede stand, Worte der Anerkennung richtete, ihm die Hand schüttelte und ihn „Kamerad“ nannte, da begann sich dem alten Knaben im Kopfe alles zu drehen. So war er sein Lebtag nicht geehrt worden.

Bier gab es in Menge, geradezu aufgenötigt wurde es einem. Bezahlen durfte man nichts; die Veteranen hatten ja Freitrunk. Es blieb daher nicht bei den zwei Glas, die ihm von der Gestrengen daheim genehmigt worden waren.

Als es dunkel wurde im Freien, begab man sich ins Wirtshaus. Bierlich wollte, eingedenk seines Ver-

sprechens, eigentlich nach Haus, aber eine Anzahl ausgelassener junger Leute nahm ihn in ihre Mitte. Man zog mit ihm im Triumphe zur Schenkstube, die er seit Jahren nicht mehr betreten hatte. Hier wurde ihm zur Feier des Tages Wein vorgesetzt. Wein, den hatte er nicht getrunken, seit er mit der Landwehr aus Frankreich zurückgekehrt war.

Nun setzte man ihm zu, er solle von seinen Kriegserlebnissen erzählen. Bierlich-August war nicht geübt im Sprechen, aber der Wein löste ihm die Zunge. Es ging ein wenig bunt durcheinander; er bramarbasierte mit seinen Heldentaten in der Schlacht, dann wieder waren es seine Erfolge beim schönen Geschlecht in Frankreich, deren er sich rühmte. Den Champagner aber hatten sie dort aus Fässern getrunken.

Die jungen Leute, in deren Mitte er saß, stießen sich an. Man schenkte ihm frisch ein, sobald er ausgetrunken hatte.

„Bravo, August, bravo! Hast bei der Leichenmutter das Saufen doch nicht ganz verlernt!"

Da saß nun Bierlich-August mit feuerrotem Kopfe und perorierte. Bei besonderen Kraftstellen aber, wenn ihn das Gedächtnis verließ, schlug er mit der mächtigen Faust auf den Tisch, daß Gläser und Flaschen gegeneinander tanzten.

Bis ihn ein Wörtlein, das ihm ein Bekannter zuflüsterte, jählings verstummen machte.

„August, die Maukschen kommt!"

Der große Held war auf einmal sehr kleinlaut geworden. So schnell es sein Bein erlaubte, nahm er Reißaus. Die jungen Leute standen ihm bei. Er wurde nach der Hintertür gebracht, während man die Witwe Mauksch am Eingange festzuhalten wußte.

Sie war gekommen, ihn abzuholen. Auf ihre Frage, wo Bierlich sei, bekam sie allerhand zur Antwort. Der eine behauptete: ihr Schatz sei in der Kegelbahn und schiebe Kegel. Ein anderer wollte ihn in der Kammer der Mägde erblickt haben. Ein dritter schließlich verstieg sich zu der Behauptung: Bierlich-August sei auf dem Tanzboden und tanze einen Hopser.

Als die alte Frau sich überzeugt hatte, daß er nicht am Kneiptisch sitze, wo sie ihn sicher vermutet hatte, schlug sie den Heimweg ein, unterwegs mit der Laterne hierhin und dahin leuchtend, ob sie nicht irgendwo eine Spur von ihm entdecken könne. Eine Mutter, die ihr Kind verloren hat, hätte nicht kummervoller sein können, als sie des alten Burschen halber.

Es war Karoline Mauksch schlecht ergangen ihr Leben lang. Nur einmal war das Glück bei ihr eingekehrt, nur einmal hatte auch sie erfahren, was es heißt: von Herzen froh sein. Das war damals gewesen, als sie und Bierlich-August Liebesleute waren. Und nun, wo ein halbes Jahrhundert seitdem mit Sorgen und Plagen vergangen war, bildete diese Erinnerung den strahlenden Hintergrund, von dem in die trüben Tage des Greisenalters ein Lichtschimmer fiel. Für den Mann aber, dem sie das verdankte, wahrte Karoline im verborgensten Winkel ihres Herzens ein Gefühl unverwüstlicher Zärtlichkeit.

Es bildete den einzigen Triumph ihres Lebens, daß er nach langer Irrfahrt endlich doch zu ihr zurückgekehrt war; über nichts empfand sie mehr Befriedigung, als daß es ihr gelungen war, August Bierlich wieder zum Menschen zu machen.

Und nun hatten sie ihr den alten Kerl doch verführt! In welcher Kneipe mochte er jetzt sitzen oder

in welchem Straßengraben die Nacht verbringen? Sie erwartete das Schlimmste.

Noch in zwei andere Wirtshäuser ging sie an diesem Abend. Nirgends wollte man Bierlich gesehen haben. Gänzlich ermattet kehrte sie schließlich heim. Im Zimmer war keine Spur von ihm zu entdecken, und das Bett in seiner Kammer stand unberührt.

Den Rest der Nacht verbrachte Mutter Mauksch wachend auf der Ofenbank, auf jedes Geräusch draußen lauschend, in der Hoffnung, daß er doch noch kommen möchte. Ob er etwa Angst hatte, sich nicht ins Haus getraute? Der alte, dumme Kerl! — Sie war geneigt, ihm zu verzeihen. Wenn er nur käme! Er mochte ruhig sein; prügeln würde sie ihn diesmal nicht.

Gegen Morgen begannen die Ziegen zu meckern und mit den Hörnern gegen die Bretter ihres Verschlages zu stoßen. Der alten Frau fiel ein, daß sie ja am Abend zuvor kein Futter bekommen hatten, weil Bierlich nicht zurückgekehrt war und sie in ihrem Kummer an die Tiere nicht gedacht hatte.

Mutter Mauksch ging daher auf den Boden des Häuschens, wo in einer Ecke der Heuvorrat lag. Sie nahm ein paar Armvoll. Dabei berührte sie einen nachgiebigen Gegenstand im Heu. Nun untersuchte sie den Haufen näher; siehe da, es kam eine Hand, ein Arm zum Vorschein!

Hatte er sich hier versteckt vor ihr und schlief seinen Rausch aus! Und noch dazu in den Sonntagssachen? — Das war der Alten doch außer dem Spaße.

„Steh auf, besoffenes . . . .!“ rief sie und wollte ihn emporreißen. Aber der Körper war schwer und plump, kalt fühlte er sich an.

Die Leichenmutter hätte wohl wissen können, was

solche Anzeichen zu bedeuten hatten; trotzdem befühlte sie ihn lange, ehe sie es sich eingestand: er war tot, mausetot!

Mit zitternden Händen hob sie den schweren Mann unter dem Heu hervor, mühselig schaffte sie ihn die Treppe hinab ins Zimmer. Sie hätte ja Nachbarn herbeirufen können zur Hilfe, aber das wollte sie nicht. Keinem Menschen ging das hier etwas an. Der Tote gehörte ihr zu.

Sie tat an ihm, was sie an Hunderten von Leichen getan hatte, tat es ordentlich und gründlich, mit der Sachlichkeit, die ihr zur Gewohnheit geworden war. Keine Träne netzte ihre hageren, pockennarbigen Wangen. Sie nahm das Geschehene als Schicksal hin. Einmal hätte er ja doch sterben müssen, und es war schließlich besser für ihn, daß er vor ihr gegangen war. Denn was wäre aus ihm geworden ohne sie! —

Schwer gelitten schien er nicht zu haben; die Züge des alten Burschen, ihr so wohl vertraut, waren friedlich. In seiner Brusttasche steckte die geliebte Pfeife. Als ob er geahnt hätte, daß es die letzte sein würde, die er geraucht, hatte er sie noch gründlich gereinigt, ehe er zu der Fahnenweihe ging. Rasieren hatte er sich auch lassen, der Feier zu Ehren. Kurz, Bierlich-August war wohl vorbereitet zu der letzten Reise.

Als Mutter Mauksch mit allem fertig war, ließ sie sich neben der Leiche nieder. Sie betrachtete ihn lange, wie er so dalag, ihr Liebster.

Nun kam doch auch etwas Salziges in die alten Augen. Sie seufzte. Jetzt war das Leben für sie wertlos geworden.

Sie würde keine Leiche mehr anrühren hiernach. Für wen sollte sie sich jetzt noch abquälen, für wen sorgen und schaffen? — Der Entschluß stand fest; heute noch wollte sie ihr Amt kündigen.

Für sie galt es nun warten; warten, bis auch bei ihr der Freund anklopfen würde, der keinen vergißt.

---

# Das Glück der „Riegels von Petersgrün“.

Ich war ersucht worden, über den Wert eines ländlichen Grundstückes, das erbteilungshalber verkauft werden sollte, ein Gutachten abzugeben; das führte mich nach Petersgrün.

Der Ort liegt etwas abseits, in einem zwischen zwei Hügelketten muldenartig eingesenkten Tale. Die Häuser ohne einheitlichen Plan, einzeln und willkürlich an dem gewundenen Wasserlaufe hin verstreut. Meist sind es Bauerngehöfte mit stattlichen Scheunen und Stallungen, dazwischen eingesprengt die bescheideneren Anwesen der Häusler und Gartennahrungsbesitzer; diese Behausungen der Kleineren zwar ohne Wirtschaftsgebäude, aber mit schmucken Vorgärten versehen, in denen Rosenbäumchen an weißen Stäben blühen. Nach hinten hinaus erhebt sich dann meist der hölzerne Anbau, in dem als treue Hausgenossen Schweine, Ziegen, Kaninchen und andere nützliche Tiere ihr beschauliches Dasein verbringen.

Ich war noch nie in meinem Leben in dieses Dorf gekommen. Gehört hatte ich davon; es war mir erinnerlich, daß mein Vater zu sagen pflegte: in Petersgrün kämen viele Raufereien vor, und nirgends in der Gegend brenne es so häufig wie dort. Allerdings, es war manches Jahr her, daß mein Vater das gesagt; aber im Gemüte des Kindes hatte die väterliche Behauptung einen so tiefen Eindruck gemacht, daß ich mich im stillen wunderte, die Petersgrüner genau so aus-

sehend zu finden, wie die meisten Leute ringsum in der Gegend, nämlich: gutmütig und durchaus friedlich. Kein Mensch auf der langen Dorfstraße begegnete mir, den ich für einen Raufbold oder Mordbrenner hätte ansprechen mögen.

Das Dorf machte an einem sonnigen Herbstnachmittage mit seinen hellroten Ziegeldächern, seinen schieferbekleideten Hauswänden — Strohdach und Lehmwand waren ganz im Schwinden —, mit gutgehaltener Fahrstraße und wohlreguliertem Wasserlaufe einen sauberen Eindruck.

Der Ortsvorstand war Landwirt. Sein Hof hätte ein kleines Rittergut auch nicht verunziert, mit seinen weißgetünchten Steinwänden, den breiten, braungestrichenen Scheunentoren — deren man drei zählte —, der gemauerten Dungstätte, dem offenen Schuppen mit der stattlichen Wagenburg; dazu mancherlei Maschinen, die dafür sprachen, daß der Besitzer mit der Zeit fortgeschritten sei. Dabei war das Wohnhaus nicht prunkhaft, es wies noch die altväterisch gemütliche Holzstube auf. Das Dach, mit schwarzblauem Schiefer abgedeckt, zeigte ein mit helleren Platten durchwirktes buntes Muster. Solche lustige, wie von Kindern ausgeführte Schieferbildchen waren nichts Seltenes in Petersgrün; sie gaben den Häusern etwas ungemein Schmuckes und Freundliches. Als ich durch die Haustür schritt, fiel mir der Deckstein der granitnen Türeinfassung auf. Der Name des Erbauers und die Jahreszahl der Errichtung waren darein eingehauen. Das Haus stand jetzt an vierzig Jahre. Der es erbaut hatte, war Leberecht Riegel.

Der Name Riegel war mir bereits aus den Grundakten bekannt, die ich studiert hatte, um für mein Gutachten vorbereitet zu sein. Nicht bloß der Gemeinde-

vorstand hieß Riegel, sondern mindestens ein Dritteil der Gemeinderatsmitglieder führte diesen Namen. Das war also offenbar gegenwärtig die dominierende Familie in Petersgrün.

Der Ortsvorstand, der auf mein Kommen vorbereitet war, führte mich sofort zu dem fraglichen Grundstück. Das Umschreiten der Grenzen und das Begehen der Felder nahm einige Zeit in Anspruch, ebenso die Besichtigung der Gebäude, so daß der Nachmittag herangekommen war, ehe wir zur Wohnung des Gemeindevorstandes zurückkehrten, bei dem ich mir einige Notizen über das Geschehene niederschreiben wollte.

Vorstand Riegel, ein älterer, in diesen Dingen wohlbewanderter Mann, erleichterte mir meine Arbeit sehr durch seine schnellen und treffenden Antworten. Ich hatte inzwischen im Dorfe noch einige andere seines Namens kennen gelernt; ein Bruder war Besitzer des stattlichen Gasthofs und stand an der Spitze des Konsumvereins, ein anderer Riegel war Feuerwehrkommandant und hatte die Posthalterei, ein dritter war Landwirt und dabei Vorsitzender der Sparkasse. Kurz, was es im Orte an nützlichen und zukunftsfrohen Einrichtungen gab, schien alles mit den Riegels zusammenzuhängen. Die Familienähnlichkeit war groß; sämtlich waren sie mittelgroße, untersetzte, blonde Männer mit dem Biedermannsgesicht des deutschen Bauern, das unter Umständen auch eine Maske sein kann, wenn es unter unverdächtiger Behäbigkeit eine gehörige Portion Schelmerei und Pfiffigkeit verbirgt.

Tüchtig waren diese Leute, so viel war klar, und auf ihren Vorteil verstanden sie sich auch. Ich liebe nun mal die klugen Männer, die sich durchzusetzen wissen. Klug war der Gemeindevorstand Riegel, und klug

waren alle, die ich von seiner Rasse in Petersgrün kennen gelernt.

Ich wies das Vesperbrot, das mir angeboten wurde, nicht ab. Wir kamen bei Kaffee, Butterbrot, Wurst und Branntwein, die mir gleichzeitig vorgesetzt wurden, ins Plaudern.

Ich fragte den Vorstand, was das eigentlich mit dem schlechten Rufe auf sich habe, in dem die Petersgrüner gestanden, und berief mich da auf die Autorität meines Vaters. Der Mann war nicht im geringsten beleidigt und meinte: früher seien sie auch nicht die besten gewesen, aber darin habe sich inzwischen vieles gebessert. Vor allem aufs Feueranlegen hätten sich die Leute in der alten, guten Zeit hier aus dem FF verstanden. Die Feuerversicherungsgesellschaften hätten sich schließlich geradezu geweigert, aus Petersgrün noch Anträge anzunehmen. Es sei nichts Seltenes gewesen, daß ein Bauer heute zur Stadt gefahren, um die eingebrachte Ernte zu versichern, und wenige Tage darauf schon war seine Scheune in Flammen aufgegangen.

„Ja, wurde denn das gar nie entdeckt?" fragte ich.

„Die Leute hielten zusammen und verrieten nichts," war die Antwort. „Die Bauern waren dahinter gekommen, daß es viel einfacher sei, sein Korn auf diese Weise zu Geld zu machen, statt es erst mühsam auszudreschen. Und wenn einer neu aufbauen wollte, sparte er sich auch gern das Abreißen. — In der trockenen Jahreszeit brannte es monatlich mindestens zwei-, dreimal im Orte. Noch als mein Vater hierher kam, war das im Schwunge."

„Ihre Familie stammt wohl also gar nicht aus Petersgrün?" warf ich ein.

Der Vater sei zugezogen, erwiderte er, und nannte

einen Ort, der mindestens zwanzig Kilometer tiefer im Gebirge lag. Früher habe es in Petersgrün den Namen „Riegel" überhaupt nicht gegeben; jetzt seien sie, wenn er alles, Kinder, Enkel und Urenkel beiderlei Geschlechts zusammenrechne, einige siebzig.

„Und wie lange ist denn Ihr Vater schon tot?" fragte ich.

„Der lebt noch und ist ganz munter. Dort können Sie ihn gerade sehen."

Ich blickte, der ausgestreckten Hand des Vorstandes folgend, zum Fenster hinaus und sah einen alten Mann in Hemdsärmeln, einen Rechen über der Schulter, von der offenen Hofseite her langsam auf das Haus zukommen. Er schritt etwas gebückt, sonst aber völlig sicher einher.

„Wie alt ist denn Ihr Vater?" fragte ich staunend.

„In den Achtzigen hat er nicht mehr viel zu suchen," war die Antwort.

Und nun trat der alte Mann selbst ins Zimmer, „die Würde in Person", mußte ich denken, als ich in dieses bartlose, von hundert Falten bedeckte Gesicht blickte, mit seinen tiefliegenden, schwarzumschatteten Augen, dem beinahe kahlen Kopfe, den nur noch im Genick ein paar Haarsträhne, wie weiße Federn, umstanden.

Sowie der Greis sah, daß Besuch da war, sagte er dem Sohne, er solle ihm seine Jacke reichen; verhältnismäßig schnell schlüpfte er hinein. Der Vorstand erklärte ihm kurz, wer ich sei und was ich hier wolle. Aus dem bis zum Schreien lauten Sprechen in seiner Gegenwart schloß ich, daß der alte Riegel so gut wie taub sein müsse. Er nickte mit dem Kopfe und setzte sich zu uns. Unwillkürlich schwiegen wir, um dem Alten

das Wort zu lassen. Er bemerkte einiges über das Wetter, und daß heuer das Grummet, in dem er eben gearbeitet, gut sei; dann sprach er auf einmal mit einem plötzlichen Gedankensprunge vom Jahre 1835, erzählte uns, wie damals im Herbste die Witterung gewesen sei. Darauf schwieg er, mit leeren Augen, als sei der Gang seiner Gedanken unterbrochen.

Ich erfuhr von dem Sohne, daß der Vater an dreißig Jahre Ortsvorstand in Petersgrün gewesen sei; vor noch gar nicht langer Zeit erst habe er das Amt niedergelegt, weil sein schlechtes Hören doch allzu sehr gestört habe. Wir unterhielten uns ganz unbefangen über alles den Alten Betreffende, denn er konnte uns ja doch nicht verstehen. — Ganz arm sei der Vater hierher gekommen, habe das Gut nur kaufen können, weil soviel Schulden darauf gewesen, und selbst die geringe Anzahlungssumme habe er sich noch zusammenborgen müssen.

Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, wie es möglich gewesen sei, sich aus so mißlichen Verhältnissen emporzuarbeiten zum schönen Wohlstande, wie er jetzt die Familie zu umgeben schien.

Vorstand Riegel meinte: „Ja, der Alte hat es eben verstanden; und dann, sehen Sie, brannte er ja auch ab! — Wer den alten Hof damals gesehen hat, glaubt es einfach nicht, wenn er jetzt unsere Gebäude sieht; so hat sich alles geändert."

Er erzählte noch weiter, aber ich hörte ihm nicht mehr zu. Mich hatte es unangenehm berührt, wie er von jener Brandkatastrophe sprach, die er recht eigentlich als ein Glück für seine Familie zu betrachten schien. Ein Verdacht hatte mich erfaßt und ließ mich nicht wieder frei. Nun auf einmal sah ich die Erfolge der

Riegels in ganz verändertem Lichte. Ihre Augen zeigten eben doch nicht umsonst jenen pfiffigen Bauernausdruck.

Der Greis war aus seinem Hindämmern aufgewacht und fragte den Sohn, wovon die Rede sei. Der beugte sich ganz zum Vater hinüber und schrie ihm ins Ohr: „Ich erzähle dem Herrn, wie unser Hof abbrannte."

Das Gesicht des Alten erhellte sich bis in seine letzte Runzel; mit einem Nicken der Befriedigung sagte er: das wären damals schlimme Zeiten gewesen, wo keines Menschen Dach sicher geblieben vor ruchloser Hand. Und dann fing er an, allerhand auszukramen aus seiner Altmänner-Erinnerung, wie es ehemals zugegangen in Petersgrün und in der Welt überhaupt.

Aber meine unbefangene Freude an diesen Leuten war gestört. Der Greis da vor mir, der die Ehrenkrone des Alters auf dem Haupte trug, konnte, wenn man ihn sich näher betrachtete, auch ganz anders als ehrwürdig erscheinen. Hinter seinen dunklen Augenhöhlen mochte manch düsteres Geheimnis ruhen.

Da meine Geschäfte erledigt waren, verabschiedete ich mich und begab mich zum Gasthofe, von dem aus mich die Personenpost zur nächsten Bahnstation bringen sollte.

Gastwirt Riegel versuchte mich zwar in ein Gespräch zu verwickeln, darüber, ob Aussicht sei, daß der Ort bald die längst erwünschte Bahnverbindung vom Landtage bewilligt erhalten werde — offenbar nahm er an, daß ich auf diese Dinge Einfluß habe —, aber ich blieb einsilbig und sann über Verschiedenes nach, was ich im Laufe des Tages in Petersgrün gesehen.

Im letzten Augenblicke, als die Pferde schon angezogen hatten, kam in ziemlicher Entfernung ein Mann die Dorfstraße herabgelaufen, winkend und rufend. Ich

brachte den verschlafenen Kutscher dazu, anzuhalten. Atemlos vom Laufen sprang ein junger Mensch in den Wagen und dankte mir für meine Freundlichkeit, die ihm das Mitfahren ermöglicht habe.

Wir kamen ins Gespräch, und da ich den Mann seinen Kleidern und seiner Sprechweise nach nicht für ein Dorfkind halten konnte, sprach ich mich offener, als ich es sonst wohl getan haben würde, über Petersgrün und seine Bewohner aus. Ich erwähnte auch, daß mir in diesem Orte alle Macht und alles Vermögen bei einer Familie zu ruhen scheine.

„Sie meinen die Riegels?!" sagte er und lächelte. „Recht haben Sie übrigens! Augenblicklich sind wir in Petersgrün entschieden die Leute an der Spritze. Ich bin nämlich auch ein Riegel."

Natürlich sah ich mir den jungen Menschen daraufhin etwas näher an. In der Tat, er trug die Familienzüge, wenn auch ins Verfeinerte übersetzt. Er sei der jüngste Sohn des Postagentur-Riegel, von Beruf Mediziner, erzählte er, und habe sich vor kurzem in seiner Heimatgemeinde als praktischer Arzt niedergelassen.

„Nun fehlt eigentlich nur, daß Sie auch noch das Pfarramt aus Ihrer Familie besetzen!" sagte ich.

„Was nicht ist, kann noch werden!" sagte Doktor Riegel schmunzelnd. „Einer meiner Vettern studiert Theologie; unser jetziger Herr Pastor ist nicht mehr der Jüngste. — Wer weiß!" —

So kamen wir aus einem ins andere. Hier hatte ich ja den Mann, der mir Aufklärung geben konnte! Ich lenkte das Gespräch absichtlich auf den Großvater Riegel; das seine Persönlichkeit umgebende Geheimnis war mir doch das Interessanteste von allem. Wäre es wirklich möglich, daß Glück und Gedeihen eines ganzen

Geschlechtes aufgebaut sein sollten auf einem Unrecht? — Und wenn so, wußten es die Enkel? Und wie stellten sie sich zu dem, was Zeit und Erfolg gewissermaßen sanktioniert hatten? — Das festzustellen schien mir der Mühe wert.

Doktor Riegel tat mir den Gefallen, auf meine Fragen einzugehen. Er sagte: „Es ist ja nicht seine Tüchtigkeit allein gewesen, wodurch sich unser Großvater emporgebracht hat; er hat auch Glück gehabt. Aber daß er das Glück nützte, war wieder sein Verdienst. Mein Großvater gehörte eben nicht zu jenen, die das Glück nicht zu halten wissen. — Wollen Sie hören, wie es ihm ergangen ist?"

Ich war nun doppelt neugierig und bat, daß er mir die Geschichte des alten Mannes erzählen möge.

* * *

Leberecht Riegel war der Sohn eines einfachen Pferdeknechtes. Er hatte den Beruf seines Vaters ergriffen, war aber nicht der Mann dazu, dort ruhig stehen zu bleiben, wo ihn die Geburt hingestellt. Durch Fleiß, Geschick und Umsicht hatte er sich nach und nach zur Stellung eines Gutsvogts emporgearbeitet. Dann heiratete er die Tochter eines Handelswebers, der einen schwunghaften Handel mit Leinwand betrieb, sich gern „Fabrikant" nennen ließ und für wohlhabend galt. Leberecht Riegels brennender Wunsch war es von früh auf, aus der dienenden Stellung herauszukommen und sich ein eigenes Anwesen zu erwerben. Das Geld, das er daraufhin sparte, übergab er seinem Schwiegervater, dem Leinwandhändler, der es ihm gut verzinste. Leberecht hatte sein Augenmerk auf verschiedene Bauerngüter der Nachbarschaft gerichtet, deren Besitzer infolge

schlechter Wirtschaft oder aus anderen Gründen wackelig standen. Da, als er seinem Ziele schon ganz nahe zu sein glaubte, brach sein Schwiegervater zusammen; er hatte unglücklich in ausländischen Werten spekuliert. Es stellte sich heraus, daß außer seinem Vermögen auch die Einlagen des Schwiegersohnes zum Teufel gegangen waren.

So war es denn mit dem Ankaufen zunächst nichts. Leberecht Riegel zog den Leibriemen etwas fester an und hing sich und seiner Familie — inzwischen waren drei Jungens bei ihnen angekommen — den Brotkorb noch höher als bisher. Dann hörte er durch einen Bekannten zufällig von einem großen Bauerngute, das für einen Pappenstiel zu haben sein sollte. Es sei verwahrlost, aber einer, der sich aufs Wirtschaften verstünde, könne schon noch etwas daraus machen, hieß es.

Das war etwas für Leberecht Riegel! Er fuhr nach Petersgrün, besah sich die Sache, borgte sich dann von einem Getreidehändler in der Stadt, der seine Kreditfähigkeit erkannt hatte, gegen hohe Verzinsung eine Summe und erstand den Bauernhof.

Nun war er mit vierzig Jahren das, was er sich all sein Lebtag ersehnt hatte: selbständiger Grundbesitzer.

Viel zwar gehörte ihm nicht von seinem Gute, und das, was da war, sah traurig genug aus. Das Feld verunkrautet und düngerarm, die Wiesen versauert, die Gebäude dem Einsturz nahe. Aber dem war abzuhelfen; den Quecken konnte man mit Pflug und Egge zu Leibe gehen, die Wiesen ließen sich durch Gräben entwässern, und die Gebäude waren mit Einflicken wetterfest zu machen. Freilich mußte man jeden Strohhalm zu Rate ziehen, keine Minute durfte in Müßiggang zugebracht werden. Frau und Kinder

wurden zur Arbeit angespannt mit den Zugtieren um die Wette. Galt es doch nun mal den Kampf ums Dableiben; da durfte nichts geschont werden. Seine Jungens — es waren ihrer inzwischen fünf geworden — mußten ihm dienen wie die Knechte. Der älteste hatte die Pferde, der zweite die Ochsen, der dritte versah mit der Mutter zusammen das Melken, denn eine Magd konnte man sich nicht halten. Und selbst die beiden Kleinen mußten sich in Haus und Hof mit Laufen, Ziehen, Schleppen und allerhand Handreichungen nützlich machen.

So brachte Leberecht Riegel langsam, aber sicher sein Gut empor; mit jedem Jahre wurden die Erträge besser, er konnte seine Zinsen bezahlen und anfangen, Schulden zu tilgen.

Eigenartig war die Stellung, die der Neuhinzugezogene den Bauern von Petersgrün gegenüber einnahm. Man hätte denken sollen, daß die Gemeinde eine rüstige und strebsame Familie, wie die Riegels, mit Freuden müßte aufgenommen haben; aber das Gegenteil war der Fall. Mit Mißtrauen betrachtete man die Fremdlinge. Die Art, wie der Riegelbauer die Wirtschaft anfaßte, handfest und durchgreifend, war etwas Neues in Petersgrün und widersprach durchaus dem Schlendrian, der hier bei den meisten Wirten üblich war. Aber auch in anderer Beziehung zeichnete sich der Fremde als ein schwarzes Schaf ab von der übrigen Herde; er ging nicht ins Gasthaus, beteiligte sich nicht an den in Petersgrün so beliebten Saufereien und Prügeleien, und was dem Faß den Boden ausschlug, er trat auch nicht der Feuerwehr bei.

Die freiwillige Feuerwehr war der wichtigste Verein in Petersgrün. Allerdings wollten böse Zungen be-

haupten, daß bei dieser Gesellschaft das Löschen des Durstes eine bei weitem wichtigere Rolle spiele, als das Bekämpfen des feurigen Elementes. Und auch noch andere, freilich unerwiesene Behauptungen gingen in der Nachbarschaft von Mund zu Mund, zum Beispiel, daß die Petersgrüner Feuerwehr bei solchen ihrer Mitglieder, von denen bekannt, daß sie hoch versichert seien, gern zu spät komme. — Wie dem auch sei! Jedenfalls schien das Dasein eines solchen Vereins in Petersgrün nur zu berechtigt; denn nirgends in der Gegend brannte es so oft, wie gerade in diesem Dorfe. Der freiwilligen Feuerwehr gehörte alles an, was irgend Anspruch auf Ansehen machte in der Gemeinde. Der Ortsvorstand, Schade mit Namen, war Feuerwehrkommandant. Der Gastwirt, der Gemeindeälteste, sämtliche Bauern waren dabei und trugen die schmucke Vereinsuniform bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit zur Schau.

Vorstand Schade und der Riegelbauer waren Nachbarn. Es war noch kein halbes Jahr vergangen, da lebten sie im schönsten nachbarlichen Streit. Einmal waren Hühner von Riegels zu Schades durch den Gartenzaun gelaufen und hatten — wie Hühner zu tun pflegen — dort gescharrt, worauf Schade mit Schrot unter sie schoß, daß ein schöner Hahn und zwei Hennen auf dem Platze liegen blieben. Dann, als die Pflaumen bei Riegels reif waren, machten es die Schadeschen Jungen den Hühnern nach, brachen durch den Grenzzaun, in der Absicht, sich die Taschen vollzustecken. Riegel überraschte sie dabei und regalierte sie mit einer tüchtigen Tracht Prügel.

So ging das feindliche Geplänkel hinüber und herüber zwischen den beiden Nachbargrundstücken.

Eines Tages, im August — die Getreideernte war

bereits eingebracht —, sah Leberecht Riegel, der auf seinem Felde den Stoppel stürzte, vom Dorfe her eine Rauchsäule aufsteigen. Es war in der Richtung seines Hauses.

Er warf seinem Jüngsten, den er zum Stoppelrechen mit draußen hatte, die Zügel zu und rannte querfeldein, so schnell ihn seine Beine trugen, dem Dorfe zu. Als er auf dem Kamme des Feldhügels ankam, erkannte er, daß sein Nachbar Schade brenne. Niemand schien bisher etwas bemerkt zu haben, das halbe Dorf war ja heute draußen; kein Stürmen vom Turme, kein Feuersignal!

Riegel lief auf das brennende Gehöft zu. Die Scheune war schon halb nieder. Eben drohte die Flamme zum Stall überzuspringen. Kein Mensch im ganzen Hofe! Als er in den Stall eindringt, findet er ihn leer. Es fällt ihm ein, daß er früh Morgens die ganze Familie Schade mit allem Lebendigen, was sie besaßen: Kühen, Kalben, Kälbern, Schweinen, Gänsen zur Weide hatte ausziehen sehen. Im stillen hatte er sich noch gewundert über diese ungewöhnliche Maßregel. Die Pferde- und Ochsengespanne waren ebenfalls draußen.

Riegel läuft ins Wohnhaus. Dort ist Frau Schade. So wie sie des Nachbars ansichtig wird, fängt sie an, überlaut zu weinen und zu schreien, das entsetzliche Unglück beklagend, das sie betroffen. Riegel ruft ihr zu: wo ihr Mann das Signalhorn aufbewahre? und bläst, als er's erlangt, so gut er kann, das Alarmsignal darauf. Seine eigenen Söhne sind die ersten, die herbeigeeilt kommen; mit ihrer Hilfe fängt er an, das Wohnhaus auszuräumen.

Jetzt kommen allmählich Leute von den Feldern herein. Vom Turme her ertönt die Sturmglocke, nach

und nach erscheint auch die Feuerwehr am Platze und sucht sich einen Fleck zum Aufstellen der Spritze. Aber, siehe da, die Pfütze, auf der sonst Schades Gänse und Enten lustig umherschwammen, ist heute trocken. In das schmale Rinnsal, das durch den Garten läuft, den Sauger zu legen, scheint unmöglich. Da weiß Leberecht Riegel Rat; eins, zwei, drei ist ein Damm aus Rasenstücken aufgeworfen, das Wässerchen gestaut und die Spritze an den Tümpel gestellt, der sich schnell sammelt. Nun übernimmt er das Kommando. Auf den am meisten gefährdeten Giebel des Stalles wird der Wasserstrahl gerichtet. Wie ein kleiner Bach rieselt es bald vom Dache herab.

Jetzt kommt auch der Besitzer des brennenden Hofes vom Felde herein. Dunkelrot vor Zorn schreit er die Leute an, sie sollten sofort innehalten, er sei ihr Kommandant, sie hätten auf keines anderen Befehl zu hören. Dann brüllt er dem Nachbar zu, er möge sich wegscheren, er habe bei ihm nichts zu suchen.

Leberecht Riegel würde dieser Aufforderung schwerlich Folge geleistet haben, wenn nicht eben jetzt seine eigene Frau zu ihm herübergestürzt gekommen wäre, anzeigend, daß bei ihnen auf dem Scheunendache Funken lägen, die jeden Augenblick das Stroh in Brand setzen könnten. Nun freilich eilte Riegel mit seinen Söhnen dem eigenen gefährdeten Hofe zu.

Es war die höchste Zeit. Vom First der Scheune stieg bereits eine kleine, weißliche Rauchsäule kerzengerade in die Luft empor. Schnell ist die Leiter angelegt, der Vater klettert hinauf, einer der Jungen stellt sich an die Wasserpumpe, zwei andere eilen mit Stalleimern die Sprossen hinauf und hinab. Der Vater, rittlings auf dem Dache sitzend, gießt und schlägt mit

einem Brette die noch immer von der Brandstätte herüberfliegenden Funken aus.

Auf diese Weise gelang es den Riegels in gemeinsamer gewaltiger Anstrengung, der Gefahr Herr zu werden. Drüben bei Schades brannte auch noch der Stall nieder. Nur das mit Ziegeln abgedeckte Wohnhaus blieb stehen.

Obgleich, wie gesagt, Schadenfeuer in Petersgrün nicht zu den Seltenheiten gehörten, hatte der Hergang diesmal doch großes Aufsehen erregt. Das Gelage im Gasthofe, das jeder Feuersbrunst zu folgen pflegte — die Feuerwehr legte dort ihre rühmlich erworbene Prämie in Bier und Branntwein an —, dauerte diesmal besonders lange. Stoff zu erregter Unterhaltung gab Leberecht Riegels ungewöhnliches Verhalten. Daß der Mann versucht hatte, beim Nachbar zu löschen, schien noch am ersten begreiflich; war er doch mit Schade verfeindet. Aber daß er dann die eigene Scheune, die doch schon so wundervoll brannte, gerettet hatte, blieb allen ein Rätsel, bis schließlich einer auf den schlauen Einfall kam: sollte Riegel etwa nicht versichert haben?!

Natürlich, das war es auch! Der Geizhals hatte nicht versichert; wahrscheinlich reute ihn die jährliche Prämie, die zu zahlen war. So ein dummer Kerl! Die Prämien kamen doch hundertmal wieder raus, wenn man den Wiederaufbau bezahlt bekam, und überdies noch das Geld für versichertes Getreide und Futtervorräte. Was man davon in der Nacht zuvor zum gefälligen Nachbar geschafft, konnte ja niemand kontrollieren. Das Endurteil der im Gasthof von Petersgrün versammelten Zechkumpane war, daß Leberecht Riegel ein viel dümmerer Kerl sei, als man bisher gedacht hatte.

Der Schadesche Hof stieg neu aus der Asche empor, schöner und fester, als er vorher gewesen war. Aber auch beim Nachbar Riegel besserte sich, obgleich er nicht abgebrannt war, mit der Zeit manches an den Gebäuden. Ob Leberecht Riegel inzwischen versichert hatte, wußte niemand. Als ihn ein Neugieriger mal darüber auszufragen versuchte, lachte Riegel eigentümlich und meinte: an einem Orte, wo man eine so erprobte Feuerwehr habe, sei es ganz unnötig, zu versichern.

Er war ein schwer zu durchschauender Mensch! Mit Vorliebe machte er alles anders, als die übrigen Petersgrüner. Für die Landwirtschaft führte er Maschinen ein, die hier bisher noch keines Menschen Auge gesehen hatte. Oft fuhr er weit über Land, blieb tagelang aus, dann kam er mit wohlgepacktem Planwagen wieder. Man fragte ihn, was er in den Säcken da hätte. Die Antwort lautete: Phosphor, Kalk und Salpeter! — Was er denn damit anfange? Damit wolle er seine Felder düngen. Man prophezeite ihm, daß er sich alles verbrennen werde mit dem giftigen Zeuge; aber, siehe da, er machte im Jahre darauf wieder die beste Ernte.

Gelegentlich spielte er den Petersgrünern auch mal einen Possen. Wiederholt hatte die Feuerwehr bei ihm angefragt, ob er ihnen nicht beitreten wolle. Eines Tages nun sagte er zu und lud den Verein zu sich ein: er wolle ihnen ein Fest geben. Dazu waren sie alle natürlich gern bereit. Als sie im festlichen Zuge antraten, der Kommandant an der Spitze, führte er sie in seine Scheune. Da stand ein bekränztes Faß. Feierlich wurde der Hahn angesetzt. Eine helle Flüssigkeit sprudelte heraus. Aber als man es kostete, schmeckte es genau so wie Petersgrüner Brunnenwasser.

Ein anderer als Riegel hätte so etwas nicht wagen können; aber der Mann stand unangreifbar da. Jeder am Orte hatte sein Teil Werg am Rocken; von Leberecht Riegel wußte niemand etwas Unrechtes. Ihn zu überfallen und Lynchjustiz an ihm zu üben, schien aber auch nicht rätlich, denn er hatte seine Söhne, die in Handfestigkeit nach dem Vater geraten waren. So ging ihm denn selbst dieser Streich ungerochen hin.

Die Feindschaft mit dem Nachbar Schade war in den letzten Jahren nicht eingeschlummert. Überall in der Wirtschaft, in Gemeindeangelegenheiten, in allen Dingen fühlte der Vorstand den Einfluß des verhaßten Nachbarn gefährlich wachsen und den seinen langsam, aber sicher verdrängen; denn nun, wo die Leute Erfolge sahen, fand Riegels Tätigkeit auch allmählich Anerkennung. Man wählte ihn sogar in den Gemeinderat; dort lagen die Dinge verworren genug, und das Eingreifen eines tüchtigen Mannes tat dringend not.

Eines Tages im Spätsommer trat Leberecht Riegel wieder mal eine seiner Reisen an, diesmal zum Viehhandel. Er nahm dazu seine beiden ältesten Söhne mit. Haus und Hof übergab er den drei jüngeren. Die Mutter hatte das Zeitliche gesegnet; Leberecht war Witwer.

Die Jungens hatten reihum die Stallwache; so wollte es der Vater. In der dritten Nacht, nachdem der alte Bauer fort, schlief Karl bei den Pferden. Plötzlich wachte er auf von einem Knistern und Krachen

Der ganze Stall ist voll Rauch, er sieht durch den Qualm einen rötlichen Schimmer. Halbbetäubt rafft er sich auf, eilt ins Wohnhaus, weckt die Brüder. Und nun machen sich die beherzten Burschen daran, das Vieh loszukoppeln. Das ist nicht leicht, denn die Tiere sind

störrisch, brüllen vor Angst und müssen an den Hörnern zur engen Stalltür herausgezogen werden. Inzwischen kommen schon Sparren und brennende Holzteile herniedergeregnet vom Dachstuhle. Kaum ist die letzte Kuh aus dem Stalle gezogen, so bricht das Gebälk krachend zusammen.

Nachbarn sind herbeigeeilt, man läuft und schreit durcheinander. Wo bleibt die Feuerwehr? Wo ist der Kommandant? — Man eilt in das Schadesche Haus. Die Frau sagt, sie habe ihren Mann seit Mittag nicht gesehen, er werde wohl unten im Gasthof sitzen.

Schon steht auch die Scheune in hellen Flammen, mit der ganzen Ernte. Die Garben fliegen, als hätten sie Leben bekommen, raketengleich zum Dache hinaus. Das Wohnhaus fängt in der Holzverschalung an zu glimmen. Sämtliche Fenster sind gesprungen. Die Jungens machen sich daran, den Hausrat auszuräumen, und manche Hand ist ihnen dabei behilflich.

Jetzt kommt endlich die Feuerwehr angerasselt, die Spritze wird an den Ententümpel gesetzt, schnell ist der Schlauch angeschraubt, vier kräftige Männer stehen am Schwengel; auf Befehl des Kommandanten, der sich endlich auch herbeigefunden hat, beginnen sie zu pumpen. Aber der Schlauch füllt sich nicht, bleibt trocken, während doch der Sauger Wasser zieht. Noch einmal wird der Versuch gemacht; kein Wasserstrahl kommt. Etwas am Pumpwerk muß in Unordnung geraten sein! Ist kein Schraubenschlüssel da? Natürlich nicht! Ratlos stehen die Männer. Der Kommandant schimpft und tobt und verflucht den Spitzbuben, der so etwas angestiftet hat; denn hier liegt ein Bubenstück vor, darüber kann ja kein Zweifel sein.

Und währenddessen erfaßt die Flamme auch das

Wohnhaus. Bald brennt es lichterloh. Leberecht Riegel ist also zum Bettler geworden; denn wie männiglich bekannt, hat er nicht versichert.

Inzwischen ist es gelungen, die Feuerspritze auseinanderzunehmen. Ein Ventil fehlt. Von neuem ergeht sich Schade in wilden Verwünschungen über die Durchtriebenheit des Täters, der sein Handwerk nur zu gut verstanden habe.

Ehe die Spritze wieder hergestellt, ist das Haus bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Im Laufe des nächsten Tages kam Leberecht Riegel nach Petersgrün zurück. Die Kunde von dem Unglück war ihm bereits entgegengeeilt. Man war gespannt, wie er es hinnehmen würde. Riegel blieb völlig ruhig. Am selbigen Tage noch ging er umher bei Baumeistern, Zimmerleuten und Maurern und besprach den Neubau; denn er wollte noch vor Beginn des Winters unter Dach und Fach sein. Und weiter nach einigen Tagen ließ er Ziegelsteine anfahren, Sand und Holz. Eine Woche darauf wurde bereits auf der Brandstätte lustig gemauert und gezimmert.

Wo nahm der Mann das Geld her? Dem Baumeister hatte er sofort ein paar Hundert Vorschuß gezahlt, als sei das gar nichts. Und es hatte doch geheißen: er habe nichts versichert! Damals, als es beim Nachbar brannte und das Feuer zu ihm überspringen wollte, hatte er doch mit solchem Eifer gelöscht — das sollte mal einer erklären!

Jedenfalls gab es verdutzte Gesichter in Petersgrün, als man von den Summen hörte, welche Riegel von den verschiedenen Brandkassen erhielt. Und als man gar sah, wie groß, stattlich und massiv der Neubau wurde, da gab es mancherlei Gerede unter den Leuten.

So hatte er sich's doch wohl selbst angelegt? — Aber er war ja weit weg gewesen, als das Feuer auskam! Nun, dann hatte er vielleicht seinen Jungens Befehl dazu gegeben.

Aber das mit der Feuerspritze? — Daran konnte Riegel doch unmöglich schuld gewesen sein. War das vielleicht ein Racheakt? Er hatte ja Feinde. Jedenfalls, wenn es ein Streich war, der ihm schaden sollte, dann hatten die Täter gerade das Gegenteil von dem erreicht, was sie bezweckt.

Leberecht Riegel war Fünfziger, als er beim Hebefeste den Kranz an den Firsten seines neuen Wohnhauses befestigen konnte. Das Glück, um das er so lange und so sauer hatte werben müssen, war ihm von nun an eine treue Braut. Einer seiner Söhne nach dem anderen heiratete, bald war er von einer stattlichen Enkelzahl umgeben. Er selbst blieb Witwer, obgleich es in Petersgrün kaum eine ledige Weibsperson gegeben hätte, die seinen Antrag ausgeschlagen haben würde.

Aber er hatte anderes im Kopfe als Liebesgedanken. Die Angelegenheiten des Ortes nahmen neben seiner eigenen Wirtschaft von jetzt ab sein ganzes Interesse in Anspruch. Als Mitglied des Gemeinderats deckte er Unregelmäßigkeiten in der Kassenführung auf. Schade und verschiedene andere wurden in gerichtliche Untersuchung genommen. An Stelle des bisherigen Vorstandes ward Leberecht Riegel selbst zum Gemeindeoberhaupte gewählt.

Bei der Vernehmung von Schade und Genossen kamen wunderliche Dinge zum Vorschein. Einer wollte die Schuld auf den anderen wälzen; Dinge wurden ausgeplaudert, nach denen der Richter gar nicht gefragt hatte. So belasteten sie sich gegenseitig, verwickelten sich

zu ein Gewebe von Widersprüchen und Lügen. Die Unterschlagung von Geldern, um die es sich anfangs gehandelt, trat in den Hintergrund vor dem schwereren Verbrechen der Brandstiftung an eigenem und fremdem Gute, dessen sie nunmehr verdächtig waren.

Zur Verhandlung war halb Petersgrün geladen als Zeugen. Eigenartiges Licht fiel dabei auch auf die Tätigkeit der freiwilligen Feuerwehr. Sämtliche Verurteilte, unter ihnen Schade, waren Mitglieder gewesen dieses gemeinnützigen Vereins.

Leberecht Riegel war für die nächsten Jahrzehnte unbestritten der erste Mann in Petersgrün. Er sah nun freie Bahn für viele notwendige Verbesserungen, die bisher unausgeführt geblieben waren, weil es an einer kraftvoll stetigen Hand gefehlt hatte, sie in Angriff zu nehmen. Und bald halfen ihm seine Söhne und mit der Zeit auch die Enkel beim Werke.

Sogar der freiwilligen Feuerwehr trat Leberecht Riegel bei und wurde an Schades Stelle ihr Kommandant. Aber dieses Amt machte ihm noch am wenigsten Beschwerde, denn jetzt waren die Feuersbrünste in Petersgrün zur Seltenheit geworden.

---

# Die Glocken von Krummseifenbach.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack, der Großbauer von Krummseifenbach, saß auf der Anklagebank. Die Verhandlung dauerte kaum zwanzig Minuten. Der Angeklagte hatte mit auffälliger Gelassenheit das ihm zur Last gelegte Vergehen zugegeben. Nichts hatte den alten Mann aus seiner Ruhe zu bringen vermocht, nicht die Fragen des Vorsitzenden, nicht die scharfen Worte des Staatsanwalts. All das schien an Kumacks Gemütsverfassung wie Wasser an dem starken Gefieder einer Ente abzulaufen. Er hörte sich die Sache mit an, als werde diese ganze Verhandlung zu seinem besonderen Vergnügen geführt, und dabei handelte es sich doch um „Gefängnis bis zu drei Jahren".

Der Verteidiger hatte soeben das Plaidoyer beendet, an dessen Schlusse er um mildernde Umstände für seinen Klienten bat. Die Staatsanwaltschaft verzichtete auf Erwiderung; der Fall lag ja klar, alle Erfordernisse des Gesetzesparagraphen waren erfüllt. Wegen besonderer Schwere des Falles hatte der Staatsanwalt das höchste zulässige Strafmaß beantragt.

Der Vorsitzende stellte, schon halb auf dem Sprunge nach dem Konferenzzimmer, die übliche Frage, ob der Angeklagte selbst noch etwas zu seiner Verteidigung anzuführen habe.

Der Angeklagte hatte, ganz gegen allen Gerichtsgebrauch, wirklich etwas anzuführen: „Ich meene ack, und ich wullte ack ees sagen," begann er und blickte die

Richter mit derselben himmlischen Ruhe an, die er während der ganzen Verhandlung an den Tag gelegt hatte, „wenn'ch mit Galde dervon kumma, will'ch de gruße Glucke nei keefen, wenn Se mich aber ganz freisprachen tun, hernachen da wullt'ch alle drei Glucken nei keefen."

Der Vorsitzende musterte den Angeklagten erstaunt ob dieser Rede, dann blickte er auf die Beisitzer, um sich Rat zu holen: verstanden sie das?

„Angeklagter, was reden Sie denn? Was wollen Sie mit ‚Glocken'? — Ob Sie etwas zu Ihrer Verteidigung anführen können, habe ich gefragt!"

„Das is so gutt wie geschrieben, Herr Richter! Das weeß der Paster och und de ganze Gemeende weeß das. 's Gald ha'ch liegen derzu; ich kennte die Glucken morne schun keefen, kennt'ch . . ."

„Sie scheinen mir nicht ganz bei Troste!" rief der Vorsitzende ärgerlich. „Also, Sie haben nichts anzuführen! Der Gerichtshof wird sich nunmehr zurückziehen." Damit gingen die Richter.

Im Zuhörerraum entstand lebhaftes Gemurmel und Köpfezusammenstecken. Es waren viele Leute da. Auf der Zeugenbank saßen: der Pfarrer von Krummseifenbach und Hermann Kumack, der Sohn, ein Jüngling von einigen zwanzig Jahren. Kumack junior erschien im Gegensatz zu seinem Erzeuger spitz und schmächtig; von seinem Kaliber hätten mehrere dazu gehört, um die breitgebaute, gut ausgepolsterte Figur des alten Bauern aufzuwiegen.

Sodann war noch manches Gemeindemitglied unaufgefordert herbeigekommen; man wollte doch sehen, wie es dem Großbauer vor Gericht ergehen würde. Die Sicherheit, mit der Kumack bis zum letzten Augen-

blicke behauptet hatte, er müsse freigesprochen werden, imponierte den Leuten. Der Großbauer hatte ja Geld, und wer Geld besaß, der konnte alles!

Man war äußerst gespannt auf den Spruch des Gerichts. Hier handelte es sich um keine kleine Sache. Wenn der Großbauer wirklich mit Gefängnis bestraft wurde, wie der Staatsanwalt beantragt hatte, dann war es mit seiner Stellung als erster an der Spritze ein für allemal aus. Gefängnis! Mit gemeinen Verbrechern zusammengesperrt! — So einer konnte doch nicht mehr im Gemeindekirchenrat sitzen oder andere Ehrenämter innehaben!

Wenn der Bauer hingegen freigesprochen wurde, dann bekam der Ort ein neues Glockenspiel. Das war nicht zu verachten! Die jetzigen Glocken waren altersschwach; ringsum in den Dörfern spottete man schon über das Gebimmel der Krummseifenbacher. Und gar die große Glocke, die hatte einen Riß. Ein neues Glockenspiel mußte früher oder später beschafft werden.

Welche Ersparnis also für die Gemeinde, wenn der Großbauer eines aus seiner Tasche anschaffte! Ob die Richter das nicht doch mit in Betracht ziehen würden? — So etwas müßte doch von Rechts wegen berücksichtigt werden, hätte man denken sollen!

Der Herr Pastor hätte in Anbetracht dessen, daß es sich hier doch gewissermaßen um einen „guten Zweck" handelte, sein Zeugnis auch etwas anders einrichten können. Warum mußte der Mann denn alles sagen, was er wußte?

Der Sohn des Angeklagten hatte auf Vorhalten des Vorsitzenden, daß er die Aussage verweigern könne, erklärt, er wolle von diesem Rechte Gebrauch machen. Es war dem verschüchtert und ängstlich dreinschauenden

Menschen gewiß nur lieb, daß er nicht gegen den Vater auszusagen brauchte.

Der Angeklagte blickte noch immer mit selbstzufrieden trotziger Miene drein. Er nickte seinen Bekannten im Zuschauerraume zu, wollte einem etwas sagen, winkte ihn zu sich heran; aber der Gerichtsdiener bedeutete ihn in barschem Tone, daß das hier nicht erlaubt sei.

Nanu! Er war doch der Kumackbauer, der reichste Mann in Krummseifenbach. Hier auf dem Amte schienen sie wirklich nicht zu wissen, mit wem sie es zu tun hatten.

Jetzt kehrten die Richter zurück. „Im Namen des Königs: der Angeklagte, Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack, wird der ihm zur Last gelegten vorsätzlichen Störung des Gottesdienstes für schuldig befunden und zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahre, sowie zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt.“ Der Vorsitzende verlas das Urteil unter atemloser Stille. Aller Augen waren auf den Angeklagten gerichtet.

Der stand da mit offenem Munde und lächelte blöde. Seine knochigen Fäuste preßten die Brüstung der Schranke, daß es knackte. Das Blut war ihm jäh zu Kopf geschossen, färbte seine niedere Stirn und den Stiernacken blaurot bis unter das graue Haar.

Was denn! Man hatte wohl einen schlechten Witz mit ihm vor? Gefängnis! — Er, der Großbauer, ins Gefängnis? Er, auf ein Jahr ins . . .

Kumack wollte etwas sagen, bewegte die Lippen stammelnd; aber der Vorsitzende, der sich inzwischen gesetzt hatte, war noch dabei, des Näheren zu erklären: warum und wieso man zu dem Urteil gekommen. Etwas von „mildernden Umständen“ schlug an das Ohr des Angeklagten, von „mangelhafter Bildung“ und „angeborener Unmanierlichkeit“. Zu seinen Gunsten sei

das angenommen worden, hieß es, darum habe man ihn nur mit einem Jahre bestraft.

Der Richter wollte ihn wohl verspotten? Ein Jahr Gefängnis! Ein Jahr in die Zelle! Von seinem Hause weg, von seinem Gute! Eingesperrt, getrennt von seinen Feldern, seinem Gesinde, seinem Vieh! Allmächtiger!

Er faßte sich an den Kopf, befühlte sich. Die hellen Tropfen standen ihm auf der Stirn, seine Lippen zuckten, er wollte was sagen: das Glockenspiel, die neuen Glocken, die er der Kirche versprochen hatte — sollte denn das gar nichts gelten?

Hilflos blickte er nach der Zeugenbank hinüber. Dort saß der Pastor, sein Sohn daneben. Konnten denn die ihm nicht helfen? Oder die anderen aus Krummseifenbach, würden denn die nicht für ihn eintreten? Er war doch ihr Großbauer! Er war doch der erste Mann in der Gemeinde? Durfte ihm denn so was geschehen? Das konnten seine Leute doch gar nicht zulassen! Aber im Zuschauerraum rührte sich niemand. Keine Anteilnahme, eher Schadenfreude auf den Gesichtern.

Der Großbauer verurteilt! — Nun war es aus mit ihm. Sein vieles Geld hatte ihm also doch nichts geholfen! — Von seinen Freunden und Dorfgenossen sann jeder bereits darüber im stillen nach, welcher Vorteil aus dieser Wendung der Dinge erwachsen könne.

„Unterwerfen Sie sich dem Urteil, Kumack?“ fragte der Richter zum Schluß.

Der Bauer blieb die Antwort schuldig; er sah und hörte nicht mehr, was um ihn her vorging. Nur eines erfüllte ihn ganz: er war zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

*   *   *

Durch Erbschaft war Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack in den Besitz von zwei großen Bauerngütern gekommen; so war er der größte Grundbesitzer in seinem Dorfe geworden. Sein Gut übertraf manches Rittergut an Umfang.

Der Kumackbauer war schon seit Jahren verwitwet. Anfangs, nach dem Tode der Bäuerin, ging er auf Freiersfüßen; aber es war nichts daraus geworden. Keines der Frauenzimmer, die er sich besehen, hatte gepaßt. Etwas hatte immer gefehlt: entweder waren Körpergröße und Gesundheit nicht in gewünschtem Maße vorhanden gewesen oder es hatte mit dem Reichtum gehapert. Diese drei Eigenschaften nämlich verlangte der Großbauer unbedingt. Stattlich gewachsen, kerngesund und reich mußte das Weib sein, das bevorzugt sein sollte, mit ihm Tisch und Bett zu teilen. Auf ein hübsches Gesicht legte er weniger Wert; davon hatten ja andere Leute schließlich eben so viel wie er. Nein, er verlangte Eigenschaften, von denen der Besitzer wirklich was hatte. Einen Puff mußte sie vertragen können, so wie seine Seelige, die bis zu ihrem Tode niemals geklagt hatte. Er hatte sich im stillen oft selbst gewundert, wie viel so ein Frauenzimmer auszuhalten imstande ist. Kumack hätte darum am liebsten eine Witfrau geehelicht; die Sorte hatte doch schon was mitgemacht, war nicht gar so hieferig und zimperlich wie die Jungfern. Verstand und Gemüt hingegen fielen nicht schwer in die Wage für ihn; denn dumm waren die Weiber nun doch mal alle, und ob eine zänkisch und widerhaarig, das ließ ihn gleichgültig. Er war noch mit jeder fertig geworden. Aber eines mußte sie haben: Geld! Ohne Vermögen zu heiraten, das wäre dem Kumackbauer wie eine Entwürdigung vor-

gekommen; er wußte, was er sich und seinem Besitze schuldig war.

Und da er so viel Tugend und Begabung, in einer Person vereinigt, nirgends hatte auftreiben können, war der Großbauer von Krummseifenbach Witwer geblieben.

Er besaß aus seiner Ehe drei Töchter und einen Sohn. Die Mädels waren, als Töchter des reichen Kumackbauern, abgegangen wie die warmen Semmeln und saßen jetzt gut versorgt in der Nachbarschaft, an Bauernsöhne verheiratet. Allein das jüngste Kind, der Sohn, lebte noch im Hause des Vaters.

Die Hand des Alten lag schwer auf Hermann. Den herkulisch gewachsenen Kumackbauer verdroß es, daß der Junge so klein und schmächtig. Die Kumacks waren, so lange man denken konnte, immer Kerls von seinem Schlage gewesen. Aber mit dem hier schien haupt nicht viel los; erstens war er so spät gekommen, nach drei Mädeln erst. Und dann war er von Geburt an solch ein „Hieferig" gewesen. Zur Wehr gegen seinen Vater hatte sich Hermann noch niemals gesetzt, so wie Christlieb Leberecht Fürchtegott es doch seinerzeit getan gegen den seinigen. Denn das war in dieser Familie ein althergebrachter Brauch: Vater und Sohn maßen ihre Kräfte — ähnlich wie ein alter und ein junger Hahn auf dem Hühnerhofe zu kämpfen pflegen, bis der Alte sich überzeugen muß, daß für ihn die Zeit gekommen, der jüngeren Kraft Platz zu machen. In dieser Weise zogen sich die Kumacks erst nach ehrlichem Kampfe ins Leibgedinge zurück.

Mit Hermann war das ein ander Ding. Er lernte gut auf der Schule; was vor ihm auch noch niemals ein Kumack getan hatte. Daran, sich mit den Fäusten sein Recht beim Vater zu holen, dachte er nicht. Er

duckte sich vielmehr bescheiden unter das Regiment des Alten.

Aber nicht bloß im eigenen Hause herrschte der Kumackbauer als unumschränkter Herr und Gebieter, auch in Dorf und Gemeinde war er tonangebende Persönlichkeit.

In Wegesachen, in Steuerfragen, in Armenangelegenheiten, in Kirchendingen fiel sein Ausspruch gewichtig in die Wagschale, wie es dem Worte eines Mannes zukam, der den vierten Teil der Gemeindeabgaben allein zu tragen hatte.

Der Kumackbauer besaß den Willen und auch die Gabe zum Herrschen. Vor allem half ihm darin eine Maxime, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hatte; wurde er um seine Meinung befragt oder ging man ihn um irgend etwas an, dann sagte er: „Nein!" Beim „Ja"-sagen hatte er noch nie etwas Gutes herauskommen sehen. Nur nichts zugeben, nur nicht sich zureden oder gar sich überzeugen lassen! Wenn man jemandem etwas gab, das man nicht geben mußte, dann war man ein Esel; dies die Quintessenz seiner Lebensweisheit.

So hatte der Großbauer in Krummseifenbach geherrscht manches Jahr hindurch, ohne nennenswerte Opposition zu finden; was sich davon etwa gegen ihn vorgewagt hatte, war schnell und gründlich niedergeschlagen worden.

Das wurde anders, als an Stelle des alten Pfarrers, der bis dahin in Krummseifenbach amtiert hatte, und der sich endlich wegen Kränklichkeit emeritieren ließ, ein jüngerer Herr kam. Der neue Geistliche stöberte mancherlei auf, was der Reform bedürftig erschien. Wenn er nun irgendeinen Vorschlag zur Besserung vor-

brachte, fand er bei den Vätern des Ortes wohl scheinbar willige Ohren, sobald es aber zum Bewilligen kommen sollte, stieß er auf Widerstand. Der Führer dieser Opposition, das erkannte er sehr bald, war kein anderer als der protzige alte Kumack, von dem die Dorfleute in scheuer Ehrfurcht nie anders als vom „Großbauern" sprachen.

So ähnlich sollte es auch jetzt wieder gehen, als der Pfarrer vor dem vereinigten Gemeinde- und Kirchenrat von Krummseifenbach um ein neues Glockenspiel für den Kirchturm petitionierte.

Der junge Geistliche hoffte seinen Wunsch zu erreichen, wenn er die Leute bei der Ambition packte. Die Krummseifenbacher waren nämlich nicht wenig eingebildet auf ihren Ort und seine Einrichtungen. Es schien daher nicht übel erdacht, wenn man ihnen vorhielt, sie dürften es nicht auf sich sitzen lassen, die schlechtesten Glocken von allen Kirchspielen in der Umgegend zu haben. Auch noch in anderer Weise wußte der neue Hirte seinen Vorschlag schmackhaft zu machen. Die alten Glocken sollten mit angegeben werden. Vielleicht würde auch ein hohes Landeskonsistorium einen Beitrag gewähren. Für die Musikalischen unter den Dorfbewohnern erwähnte er so nebenbei, daß man ein schönes Geläute, auf As-Dur gestimmt, schon im Gewichte von zwölf Zentnern bekommen könne, während das jetzige Fis-Dur-Geläute ganze zwanzig Zentner wiege. Man profitiere also bei diesem Wechsel am Anschaffungspreise.

Nachdem er so das Geschäftliche und Technische dargelegt, wandte sich der Geistliche nunmehr der idealen Seite der Sache zu. Er schilderte schwungvoll, wie erhebend es sein werde, wenn am Sonntagmorgen die

neuen Glocken hoch vom Turm herab die Gemeinde zum Kirchgang rufen würden, wie feierlich und ergreifend, wenn bei Begräbnissen die Sterbeglocke ertöne, wie fröhlich, wenn bei Trauungen die große Glocke angeschlagen werde oder wie festlich, wenn am Palmsonntag während der Einsegnung der Konfirmanden mit allen drei Glocken gleichzeitig geläutet würde. Und nun gar das Gedächtnisläuten im Dreiklangakkord nach der Predigt zur besonderen Ehrung eines Dahingeschiedenen.

Aber auch diesmal erfuhr der Pfarrherr eine Enttäuschung. Als er seinen Vortrag geendet, herrschte lange Zeit Stille, dann räusperte sich der eine und der andere der Väter, man blickte auf den Großbauern, ehrfurchtsvoll abwartend, was der wohl zu der Sache sagen werde.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack stellte die geschlossene Faust vor sich auf den Tisch, dann seine Finger betrachtend und mit starrem Blicke, als rede er zu diesen, begann er: man sei bisher zufrieden gewesen in Krummseifenbach. Es sei auch bisher alles gut gegangen, und so würde es wohl auch noch weiter gut gehen, trotz des neuen Pastors. Er für seine Person gehe zur Kirche an jedem Sonntage, ob neue oder alte Glocken, das sei ihm ganz egal. Die alten hätten's so lange versorgt und würden ihn wohl noch aushalten; was nach seinem Tode werde, das sei ihm dann gleichgültig. Aber bei seinen Lebzeiten würden keine neuen Glocken angeschafft, so viel sage er.

Die Gemeindeväter gaben durch Kopfnicken zu verstehen, daß diese Meinung ihnen aus dem Herzen gesprochen war. Dem jungen, temperamentvollen Gottesmanne aber lief die Galle über. Was war mit solchen Starrschädeln anzufangen! Es war, als rede man einer

Wand zu, sich von der Stelle zu bewegen. Einmal wollte er's der Gesellschaft aber doch sagen — seine Meinung! Er konnte nicht anders. Und so wetterte er denn los von Beschränktheit und Engherzigkeit und Geiz, die alle seine guten Absichten zu nichte machten.

Auf die erregten Worte des Pfarrherrn erwiderte der Kumackbauer in überlegener Ruhe: es sei ja möglich, daß sie nicht so viel gelernt hätten wie der Herr Pastor, aber von wegen der „Beschränktheit" — es gäbe auch „gelehrte Ochsen". Und wegen „Geiz" — wenn einer angestellt sei von der Gemeinde und beziehe jahraus, jahrein sein Gehalt, da sei es freilich leicht, von anderen verlangen, daß sie Geld hergeben sollten. Er wäre ein guter Christ und gäbe Gott was Gottes sei, und er gehe jeden Sonntag in die Kirche und höre dem Herrn Pastor zu, wenn er auf der Kanzel stehe . . .

Hier hielt sich der Geistliche nicht länger.

„Ja, in die Kirche gehen Sie, Herr Kumack, jeden Sonntag; das stimmt! Aber, was tun Sie da? — Denken Sie, ich habe keine Augen und Ohren, Herr Kumack! Wozu kommen Sie ins Gotteshaus? Um zu schlafen! Jawohl, ich hab's gesehen. Sie schlafen, ja Sie sind unbefangen genug, zu schnarchen während der Predigt. Ich fordere die Anwesenden auf, der Wahrheit die Ehre zu geben! Hat Kumack am vorigen Sonntage während der Predigt geschnarcht oder nicht?"

Die Väter sahen sich ob dieser unerwarteten Frage verdutzt an. Recht hatte der Herr Pastor ja; der Großbauer machte sein Kirchenschläfchen. Und geschnarcht hatte er am Sonntage; gewiß, die ganze Gemeinde hatte es gehört, und das war auch nicht das erste Mal gewesen. Der Herr Pastor hatte ganz recht! Aber sie hatten in dieser Beziehung kein reines Ge-

wissen, denn dem Kirchenschlaf huldigten sie mehr oder weniger alle, nur wagten sie es nicht so offen zu betreiben, wie Kumack. Während der Predigt zu schnarchen, das war in Krummseifenbach gewissermaßen des Großbauern Privileg.

Der Großbauer war blaurot geworden im Gesicht. Was nahm sich der junge Mensch heraus! Ihm vorschreiben, wie er sich zu benehmen habe! Seit fünfzig Jahren ging er zur Kirche, und geschlafen hatte er in der Predigt, so lange er denken konnte. Kein Pastor hatte etwas darin gefunden, und jetzt kam da so einer her! — Kumack fühlte es: hier handelte es sich um eine Kraftprobe. Gab er hier klein bei, dann war es aus mit seiner Autorität in der Gemeinde. Der Pastor oder er! Nur einer konnte herrschen in Krummseifenbach.

Seine Antwort ließ daher an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Zum Schlusse erhob er sich und verließ unter Protest das Pfarrhaus. Ihm folgten seine Getreuen.

Von diesem Tage an bestand offenes Zerwürfnis zwischen dem Pfarrer und den Ortsvätern.

Zunächst hatte der Kumackbauer gesiegt. Er brüstete sich nicht wenig mit diesem Erfolge. Der Pastor solle ihm noch aus der Hand fressen lernen, sagte er jedem, der es hören wollte. Er werde nicht dulden, daß die alten, guten Gebräuche und Einrichtungen von Krummseifenbach durch vorwitzige Neuerer über den Haufen geworfen würden. Ferner erklärte er, daß er schlafen werde, wo es ihm passe und so laut es ihm passe. Sollte es aber jemandem einfallen, ihn zu stören . . . das übrige deutete er durch äußerst sprechende Handbewegungen an.

Am nächsten Sonntag — es war Okuli — saß

der Kumackbauer denn auch wieder in seinem Kirchenstande, neben ihm sein Sohn Hermann. Herausfordernd blickte der Bauer den Pastor an, als der die Kanzel betrat, als wollte er sagen: „Hier bin ich! Nun wollen wir mal sehen!“

Den Kanzelvers sang der Bauer stehend mit der übrigen Gemeinde. Dann griff er in die hintere Tasche seines blauen Rockes, holte die Tabaksdose hervor und nahm seine zwei Prisen — für jedes Nasenloch eine — alles, wie er es seit Jahren zu tun gewohnt war; für ihn war das eben ein Teil des Gottesdienstes und nicht der unwichtigste. Nun steckte er die Dose sorgfältig wieder ein, nieste und lehnte sich zurück, den Pastor, der inzwischen den ersten Teil seiner Auslegung begonnen hatte, mit starrem Blick fixierend, allmählich blinzelnd, bis sich die Lider geschlossen.

Der Großbauer schlief. Bald merkte es die Gemeinde an den tiefen, langgezogenen, röchelnden Tönen, die nicht zu überhören waren.

Die Nachbarn respektierten den Schlaf des Gewaltigen. Man hatte nicht vergessen, was der Bauer in Aussicht gestellt hatte für den, der sich's etwa einfallen lassen sollte, ihn zu wecken. Er war der Mann dazu, sein Wort wahr zu machen.

Das Schnarchen dauerte fort. Es klang nicht unharmonisch, wie eine rhythmische Begleitung der Predigt.

Einzelne Leute reckten bereits die Köpfe, man lächelte sich verständnisvoll zu, stieß den Nachbar an, schadenfroh. Der Großbauer hatte also doch seinen Kopf durchgesetzt!

Der Pastor war blaß geworden bis in die Lippen, seine Stimme zitterte. Plötzlich brach er ab, schwieg.

Totenstille im Gotteshause! Nur das Schnarchen ging weiter, jetzt doppelt hörbar.

Da erhob sich der Sohn des Großbauern von seinem Platze — Hermann Kumack war in diesem Augenblicke mindestens ebenso bleich wie die weißgetünchte Kirchenwand — er berührte den Vater am Arme, erst leise, da dies nichts half, fester. Die gurgelnden Töne setzten jäh aus. Verschlafen öffnete der Bauer die Augen, blöde blickte er in das Gesicht seines Jungen. „Sie sind in der Kirche, Vater!" flüsterte der.

Da, ein klatschender Schlag und noch einer — der Kumackbauer hatte seinen Sohn geohrfeigt.

* * *

Daß die Sache dem Alten schlecht bekommen werde, war allen klar, nur nicht dem Täter selbst.

Was wollten die Leute eigentlich? Von Anzeige zu sprechen, von Gericht und Gefängnis? — In der Kirche schlafen, war das ein Verbrechen? Und daß er den Jungen geohrfeigt hatte, war das nicht sein gutes Recht? Sein eigen Fleisch und Blut! — Hatte er's denn nicht vorher gesagt, daß sich's keiner unterstehen solle, ihn zu wecken; und nun ließ sich's der grüne Bengel doch einfallen.

Konnte man ihm verbieten, sein Kind zu züchtigen? Sein Vater hatte ihn auch geprügelt; das war so von Gott geordnet.

Aber in der Kirche! — Nun ja, das war am Ende nicht ganz in Ordnung. Wenn er sich's recht überlegte, wär's ihm lieber gewesen, er hätte es nicht getan. Aber deshalb Bestrafung! Das war wohl nicht so gefährlich, wie's die Leute machten. Wozu

war er denn der Großbauer? Ihm ist doch noch nie etwas passiert! Er würde sich auch hier rauszuhelfen wissen. Nur sich nicht die Pferde scheu machen lassen; das war die Hauptsache!

Als er nun aber vor den Richter zitiert wurde, und als gar noch andere Leute aus dem Dorfe in dieser Sache verhört wurden, da fing dem Bauern an zu schwanen, daß die Geschichte doch ernster sei diesmal, als er's für möglich gehalten hatte.

Aber auch jetzt warf er die Flinte nicht ins Korn. Einen Ausweg gab's immer noch.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack lächelte verschmitzt, als er auf diesen Gedanken verfallen war. Dann zog er sich seinen Kirchenrock an und ging aufs Pfarrhaus.

Der Pastor sah mit Befremden den Großbauern bei sich eintreten. Aha, jetzt kommt der reuige Sünder! dachte er bereits im stillen triumphierend.

Der Geistliche hatte längst allen Groll fahren lassen gegen den alten Bauern; er wußte, daß es ihm übel ergehen werde vor Gericht. Daß es soweit gekommen, war ihm auch nicht recht. Im Grunde fühlte er sich nicht gänzlich frei von Schuld in dieser ganzen Angelegenheit. Er war daher bereit, dem Manne, falls er sich reuig zeigen sollte, eine Brücke zu bauen.

Da hatte er den Kumackbauern aber falsch taxiert. Reue war etwas, was der Alte wohl nie erlernt hatte. Mit ganz anderen Gedanken und Absichten trat der vor seinen Seelsorger.

„Der Herr Paster meenten doch, und Se redten in der Sitzung neilich von Glucken, daß Se a neies Gluckenspiel han mechten. Ich ha' mer das Ding iberlegt; eegentlich han Se ganz racht, Herr Paster: mir

mechten a neies Gluckenspiel han. Mir wärsch ja o ganz racht; wenn mer ack's Geld derzu hätten in dar Gemeene. Denn su drei neie Glucken uf eemal, die kosten a Sticke Gald. Da ha'ch nu so bei mer gedacht: wenn du nu die neien Glucken keeftest, ha'ch gedacht. Und deshalb bi'ch hierher gekumma, um Ihre Meenung zu heren, Herr Paster, was Se meenen wirden, wenn'ch Se nu die Glucken beschaffen täte."

Der Geistliche sah sich seinen Besuch erstaunt an. Potztausend, war der Mann verändert: so höflich und so freigebig gesinnt auf einmal! — Er vermutete, daß da doch noch etwas dahinter stecken müsse. Ein Bauer, der freiwillig ein Geschenk anbietet, aus purem, blankem Idealismus, der müßte denn doch ganz aus der Art geschlagen sein.

Er faßte sich den Mann scharf ins Auge und fragte, in welcher Höhe und Form er die Stiftung zu machen gedenke.

„Nee, Herr Paster, so jählings gieht das ne! Ack state, ack state! Von wegen Stiftung hat noch kee Mensch was geredt. Erscht wollen mer mal de Verhandlung abwarten bei Gerichte, was de Zeigen aussagen werden gegen mich. Hernachen woll'n mer schreiben. Heite sag'ch blussig su vills: wenn'ch frei kumma bei Gerichte, gah'ch a neies Gluckenspiel für unse Kirche. Ich meene, das is gerade genug! Die Uhrfeige is am Ende och nich su vills wart. Aber wie'ch 's sage: wenn'ch frei kumma, will'ch 's Gald gahn, aber eher ne."

Sehr erstaunt war der Bauer, als er erleben mußte, daß der Geistliche nicht mit beiden Händen zugriff, daß er vielmehr das Ansinnen klipp und klar, ja mit einer gewissen Entrüstung abwies.

Diese Pastoren! Das wollte nun studiert haben!

Den praktischen Vorteil einer Sache, der hier doch klar auf der Hand lag, sah so einer nicht.

Aber wenn der Pastor auch dumm war, Kumack setzte seine Hoffnung immer noch auf die Dorfgenossen; die würden den Vorteil besser erkennen, der ihnen hier geboten ward. Und die Richter mußten am Ende doch auch die Vernünftigkeit seines Vorschlages einsehen.

* * *

Als der Kumackbauer aus dem Gefängnis zurückkehrte nach Krummseifenbach, erkannten ihn die Leute kaum wieder. Aus dem rüstigen Manne war im Laufe eines Jahres ein Greis geworden.

Gehorchen hatte er müssen, sich fügen in der Anstalt, und das war ein wenig spät gewesen für den alten, steifen Baum, den in der Jugend niemand an einen Pfahl gebunden hatte. Das Schrecklichste aber vor allem war, daß er so viel Zeit gehabt hatte zum Nachdenken. Das Denken, das schreckliche Denken! Daran war er nicht gewöhnt.

Wenn er beim Tabakrippen stand oder beim Wollereißen, unter einem Haufen gleich beschäftigter Gefangener, da flogen seine Gedanken hinaus nach dem Dorfe, nach seinem Gute. Was mochten sie jetzt wohl machen? Heute vor'm Jahre säeten wir den Hafer. Ob sie wohl jetzt die Kartoffeln schon gelegt haben? Oder: heute ist trockene Witterung, da werden sie wohl ins Korn hauen. So war er mit seinem Denken und Sinnen immer draußen, während die starken Hände, die viel besser den Pflug geführt hätten oder die Sense, mechanisch die vorgeschriebene Arbeit verrichteten. Und gewiß würde der Junge, der Hermann, alles verkehrt machen! Was verstand der grüne Bengel vom Wirt-

schaften! Alles würde er ihm auf den Kopf stellen, im Hofe und Stalle und auf dem Felde.

Das war das Schwerste, zu denken, daß der Sohn, den er schlechter als einen Knecht behandelt hatte, nun schalten und walten konnte nach Belieben.

Hermann hatte inzwischen die Zeit auszunutzen verstanden. Mancherlei Veränderungen nahm er vor auf dem Gute während des Vaters Abwesenheit. Die Nachbarn staunten über die Tatkraft und Rührigkeit des jungen Mannes; der schien ein ganz neuer Mensch, seit der Alte nicht mehr hinter ihm stand, ihn zu ducken. Ja, Hermann führte einen Streich aus, den er in Gegenwart des Vaters kaum gewagt haben würde, er ging nämlich auf die Freite, nahm sich ein hübsches, kräftiges, gesundes Mädchen zum Weibe.

Als der Alte endlich in sein Nest zurückkehrte, fand er dort ein junges Paar wohnlich eingerichtet. Anfangs wollte er den früheren Ton gegen den Sohn anschlagen, aber er mußte die Erfahrung machen, daß dem jungen Hahne inzwischen die Sporen gewachsen seien. Er selbst aber war nicht mehr, der er früher gewesen.

Die Welt war anders geworden in dem einen Jahre. Auch im Dorfe sah jetzt alles verändert aus; man zitterte nicht mehr vor dem Großbauern.

Die Ehrenämter, die er vordem in der Gemeinde innegehabt, waren längst mit anderen Kräften besetzt. Niemals würde es ihm gelingen, die alte Rolle wieder zu spielen. Er hatte ja gesessen; das konnte ihm jeder Lausejunge vorhalten.

Er war wohl gar nicht der Großbauer mehr? Die Leute nannten ihn schon lange nicht mehr so. Sogar auf dem Gute, bei dem Gesinde, das sich inzwischen gewöhnt hatte, auf die Befehle des Jungen zu hören,

stieß er auf spöttische Blicke, Murren und Auflehnung. Nein, er war nicht mehr der Großbauer; er sah es selbst ein.

Da faßte er denn einen Entschluß: er gab sich bei seinen Kindern ins Ausgedinge, überließ dem Sohne die Wirtschaft.

Wer ihm das vor ein paar Jahren gesagt hätte! Er freiwillig abdanken! Er aufs Altenteil gesetzt! — Nicht einmal die übliche Kraftprobe hatte stattgefunden zwischen dem Alten und dem Jungen.

Hin und wieder ging er noch hinaus aufs Feld, aber er brachte nichts Rechtes mehr vor sich.

Die Art, wie sein Sohn die Wirtschaft betrieb, mit allerhand Maschinen und mit künstlichem Dünger, ärgerte ihn. Aber da der Junge nicht auf Rat hörte und ihn beiseite schob, gab er die Einmischungen mit der Zeit auf, räsonnierte fortan nur noch in Selbstgesprächen.

Seinen Prophezeiungen zum Trotz gedieh die Wirtschaft der jungen Leute vortrefflich. Die Schwiegertochter aber sorgte dafür, daß die Kumacks in Krummseifenbach so bald nicht aussterben würden.

In die Kirche ging der Alte jeden Sonntag, wie früher. Da er jetzt nichts mehr zu tun hatte, war sein Schlafbedürfnis ein geringeres geworden; ja er sehnte sich ordentlich nach Gottesdienst und Predigt, als nach einer Abwechselung in seinem leeren Dasein. Und so gewöhnte er sich den Kirchenschlaf mit der Zeit ganz ab.

Neue Glocken hatte die Kirche auch jetzt noch nicht; denn an Stelle Kumacks waren andere Geizkragen in die Gemeindevertretung gekommen, welche die nötigen Gelder nicht bewilligen wollten.

* * *

Eines Tages — es war im März — trat Kumack ins Pfarrhaus. Er war seit jenem Tage, wo er seine Freisprechung durch das Angebot eines neuen Glockenspiels hatte bewirken wollen, nicht mehr da gewesen.

Der Geistliche, der auch inzwischen erfahren hatte, daß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand kann, freute sich aufrichtig, den Alten bei sich eintreten zu sehen; er hatte ihn im stillen schon immer erwartet. Zwischen ihm und dem Manne da war ja noch eine alte Rechnung zu begleichen.

Christlieb Leberecht Fürchtegott Kumack blieb an der Tür stehen und drehte die Mütze in der Hand. Der Pastor nötigte ihn ins Zimmer und auf einen Stuhl, dann fragte er, was ihm die Ehre verschaffe.

Der Alte brauchte einige Zeit zum Räuspern und Schnäuzen, dann brach er los:

„Ich kam zu Sie, Herr Paster, und ich wollt' ack — mir han doch heite an achten März wieder, und da dacht'ch nur so, weil doch de Kirche keene neien Glucken nuch ne hat, da dacht'ch, ob'ch am Ende die Glucken schenkte, dacht'ch. — Was würden Sie denn daderzu meenen, Herr Paster?"

Dem Geistlichen schien etwas in die Kehle gekommen zu sein, er schluckte und würgte. Dann trat er vor den Alten hin — der jetzt ganz schlohweißes Haar hatte —, legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihm in die Augen.

„'s is nämlich heute der achte März, Herr Paster! Damals war's a Sunntch, als das passierte — nu Se wissen ja! — Fünf Jahre sein's heite, Herr Paster!"

„Richtig, richtig, Kumack! Es war am Sonntag Okuli vor fünf Jahren."

„Ees wollt'ch Sie noch befragn, Herr Paster;

wenn'ch nu die Glucken schenken tue, alle dreie, kennt'ch hernach den Glucken Namen gahn, welche ich wollte, oder gieht das ne?"

„Namen! Natürlich! Warum denn nicht? Das heißt, wenn es gute christliche Namen sind, Kumack!"

„Nu, ich dacht' ock, weil's duch gerade drei Glucken sen, und ich ha' doch drei Namen, da dacht'ch: se kennten am Ende de gruße Christlieb, de mittlere Leberecht und de dritte, was de kleene is, Fürchtegott tofen. So sein nämlich meine Namen, Herr Paster."

„Das wird sicherlich keine Schwierigkeiten machen, lieber Kumack! Das sind ja wunderschöne Namen, die werden den Glocken nur zur Zierde gereichen. — In Gottes Namen also! Jetzt sind wir auf dem rechten Wege." —

So wurden denn die neuen Glocken angeschafft, und Krummseifenbach bekam ein Glockenspiel, wie weit und breit in der Gegend keine Gemeinde eines besaß. Der alte Kumack erlebte die Glockentaufe selbst nicht mehr; er starb sehr plötzlich an einem Schlaganfall. Und so wurde sein Wort wahr, das er ausgesprochen hatte, als er noch Alleinherrscher war in Krummseifenbach, daß zu seinen Lebzeiten die alten Glocken es versorgen müßten.

Der Pastor aber kam mit den Gemeindevätern dahin überein, daß jedes Jahr am Sonntag Okuli, nach der Predigt, mit allen drei Glocken ein Ehrengeläute zum Gedächtnis des Stifters geläutet werden solle.

---

# Die Rivalen.

Freiherr von Grünau auf Mieszkowo war ein einsamer Junggeselle. — Einsam nicht nur darum, weil er sich nicht hatte entschließen können, zu heiraten, einsam, weil ihm weder Bruder noch Schwester, noch irgend welche nähere Anverwandte lebten, und einsam schließlich auch, weil er in einem gott- und menschenverlassenen Winkel unseres östlichen Vaterlandes wohnte, wo sich, wie das Sprichwort sagt: Wolf und Fuchs „Gute Nacht" sagen.

Flach wie ein Tisch war die Gegend. Der Sand stritt sich mit dem Sumpfe um die Herrschaft im Gelände. Am Horizonte zog sich eine schier endlose, dunkle Linie hin: der Kiefernwald.

Mieszkowo lag auf einer mäßigen Erhöhung, die sich aus der Plattheit der Ebene weithin sichtbar erhob. Das Schloß, von Schlachzitzen erbaut, ein Zeuge vergangener Herrlichkeit, mit stolzem Portal, einer Auffahrt und vorspringenden Flügeln, erhob sich aus einem unordentlichen Haufen von Polackenwohnungen: Lehmbauten mit Strohdächern, die sich aus einiger Entfernung wie Maulwurfshaufen ausnahmen. Abgesondert davon erhob sich eine Gruppe weißgetünchter, ziegelgedeckter Gebäude, von Gärten umgeben, in denen Obstbäume standen und kleine, reinlich gehaltene Blumenbeete nicht ohne Pedanterie abgezirkelt waren. Das war eine Kolonie deutscher Bauern: eine germanische Insel mitten im slawischen Gebiet.

Die Deutschen hatten ihre Kirche. Groß war sie nicht, aber freier, evangelischer Geist schien aus ihren hellen Fenstern zu blicken. Die verstreuten Protestanten aus zehn umliegenden Ortschaften waren hier eingepfarrt. — Nächst dem Schloß war das evangelische Pfarrhaus wohl der stattlichste Profanbau in Mieszkowo. Man hätte denn der Schenke den Vorzug geben müssen; so wenigstens schienen die Polacken zu denken, die tagein, tagaus in der Schenkstube saßen und die dummen Deutschen sich abschinden ließen, den durch langen Raubbau entwerteten Boden in bessere Kultur zu bringen.

Aber auch die Polen besaßen ihre Erbauungsstätte. In einem Flügel des Schlosses war die katholische Kapelle untergebracht, und der Priester, ein Kuratkaplan, hatte nicht weit davon iu einem aus Trümmern der verfallenden Schloßrampe erbauten Häuschen seine Wohnung. — So hatte es der Vater des jetzigen Besitzers übernommen, als er Mieszkowo von einem bankerotten polnischen Edelmann erwarb.

Freiherr von Grünau saß hier seit manchem Jahre. — Früher war er viel im Land umhergefahren zu Diners, Bällen, Gelagen und Jagden. Er hatte beim Tanzen, Trinken, Kartenspiel und Weidwerk seinen Mann gestellt. Aber mit dem herannahenden Alter wurde der Freiherr schwerfälliger. Im Trinken und Essen mußte er sich Maß auferlegen; denn schon meldete sich das Podagra. Aus demselben Grunde war er zum Sport verdorben. Und mit den Frauen — das war so eine Sache! — Früher hatte er manches Glück gemacht; auch jetzt noch blitzten ihn die dunklen Augen polnischer Edelfräuleins verheißungsvoll an. — Aber Grünau war klug genug, um zu verstehen, daß seine kontrakte,

durch Platte und gerötete Nase verunstaltete Persönlichkeit schwerlich so feuriges Begehren hervorrufen könne; solches Entgegenkommen galt vielmehr dem Besitzer von Mieszkowo, der mit zwölftausend Morgen Land und überschüssigem Bargeld unter den verschuldeten Grundbesitzern der Umgegend, als Mann von geordneten Verhältnissen, eine vielbeneidete Stellung einnahm.

Und so zog sich denn Herr von Grünau allmählich von aller Geselligkeit zurück, saß einsam in seinem großen Schlosse, von dem er nur wenige Zimmer bewohnte, und widmete sich der Verwaltung seines Gutes.

Aber Schweine- und Schafzucht, Kartoffel- und Körnerbau vermochten doch nicht Geist und Gemüt dieses Mannes auszufüllen, der lebhaft und aufgeweckt war von Natur und nicht ohne Sinn für höhere Genüsse.

Herr von Grünau fand, daß die beste Zigarre schlecht schmecke, wenn man sie einsam rauchen mußte, und der Bordeaux — zu dem er sich neuerdings bekehrt hatte, weil der Rheinwein zu viel lästige Salze in seinen Gelenken absetzte — glitt ihm auch angenehmer über die Zunge, wenn er ein wenig über Politik und Geschichte, oder über die neuesten Erfindungen und Mordaffären, wie sie ihm die Zeitung vermittelte, plaudern konnte.

Nun waren die gebildeten Leute in Mieszkowo ziemlich dünn gesäet. Außer dem Inspektor und dem Schulmeister konnten da nur noch die beiden Geistlichen, der evangelische und der katholische, in Frage kommen.

Mit diesen beiden Herren saß denn der Freiherr auch manchen Abend beisammen, im großen Bankettsaal, beim Marmorkamine. — Manch wilderes Gelage als dieses zahme Konvivium hatte der Raum schon gesehen, so in den Tagen der Jagellonen und später.

Aber diese drei Wackeren vertrieben sich die Zeit auch nicht schlecht bei gutem Wein, echten Zigarren und einer Unterhaltung, die bald ernst war, bald launig, häufig auch belehrend, und auf alle Fälle einen angenehmen Zeitvertreib für die Beteiligten bedeutete. Manch liebes Mal trennte man sich erst, wenn bereits die Morgendämmerung über die östlichen Steppen und Sumpfflächen heraufkam.

Gestritten wurde selten, und gab es ja einmal Meinungsverschiedenheiten, so regten sie doch nicht die Gemüter allzu tief auf, denn Grünau hatte, mit Rücksicht auf die Geistlichen beider verschiedenen Konfessionen, in weiser Vorsicht ein für allemal das Thema Religion ausgeschlossen. Und da dieses heikle Gebiet eingezäunt war, konnte man sich auf den weiten Gefilden menschlichen Wissens um so lustiger tummeln. Das geschah denn auch um so zwangloser, als diese drei auf eine Scholle zusammengeworfenen Männer wie von Natur dazu geschaffen waren, einander zu ergänzen und zu unterstützen.

Der Freiherr war ein Mann von schönen Gaben, die nicht ausgenutzt waren, aber auch nicht völlig brach gelegen hatten. Er war in seiner Jugendzeit viel gereist. Das Paris zu Napoleons III. Präsidentenzeit hatte er so genau gekannt wie jetzt seinen Schweinestall in Mieszkowo. — Gleichsam unter einer Decke lagen all diese alten Geschichten bei dem alternden Junggesellen. Ein wenig eingerostet war er und verbauert, aber wenn er die nötige Anregung gefunden — was gewöhnlich bei der zweiten Flasche eintrat —, konnte er witzig werden und manches Interessante aus der Vergangenheit auskramen.

Der evangelische Pfarrer war ein Mann von ge-

diegenem Wissen, nicht bloß auf theologischem Gebiete. Er konnte noch jetzt seinen Homer, Sophokles und Horaz zitieren. Leider neigte er ein wenig zum Doktrinär, hörte sich gern sprechen und liebte es, mit pastoraler Salbung seine Weisheit an den Mann zu bringen. Aber bei den beiden anderen war er da an die rechten gekommen; sie verstanden es, seiner Beredsamkeit, wenn sie sich allzusehr ausbreiten wollte, mit guter Laune die Flügel zu stutzen.

Der katholische Kaplan war ein Pfiffikus. Die Tonsur saß bei ihm auf einem Kopfe voller Raupen und lustiger Einfälle. Gelernt hatte er nicht allzuviel, aber sein Mutterwitz traf darum doch den Nagel viel häufiger auf den Kopf, als die pedantische Gelahrtheit des evangelischen Klerikers. Die kupferne Färbung seiner Nase wetteiferte mit der des Junkers. Aber bei seinen Beichtkindern tat ihm das keinen Schaden, die besaßen Verständnis für so etwas. Seine Gemeinde hatte der Kaplan ganz gehörig im Zuge.

Die Harmonie zwischen den beiden Konfessionen war in Mieszkowo bisher nicht ernstlich gestört worden. Die beiden Geistlichen lebten in Frieden nebeneinander; das Bindeglied war der Freiherr und die gemütlichen Abende auf dem Schlosse.

Grünau selbst war evangelisch. Zwar machte er den beiden Klerikern gegenüber kein Hehl daraus, daß er im Grunde vom Glauben nicht allzuviel halte; aber er besuchte das evangelische Gotteshaus des Ortes, dessen Patron er wahr, allsonntäglich, wohl um des guten Beispieles willen und aus Rücksicht für seinen Freund, den Pfarrer. Auch hatte der Freiherr seinen kirchlichen Sinn schon anderweit aufs deutlichste dargetan, indem er zur würdigeren Ausschmückung des

Gotteshauses eine Geldspende gemacht und auch gelegentlich seinem Pfarrer gegenüber Andeutungen hatte fallen lassen, daß er später noch weitere Dotationen vorzunehmen gedenke. Dem katholischen Gottesdienste, obgleich die Kapelle im Schlosse gelegen war, hielt sich der Freiherr, als Protestant, fern. —

Der Friede, der in dieser Weise eine Zeitlang zwischen den beiden Konfessionen und ihren Dienern in Mieszkowo bestanden hatte, und der allen nur zu Nutz und Frommen gewesen war, erlitt jedoch seine Erschütterung, — gesprengt ward ein für allemal das traute Konvivium der drei Männer im Bankettsaale.

Das kam so:

Zum Unterschiede von den beiden anderen Genossen besaß der evangelische Pfarrer eine Frau.

Schon lange waren der Frau Pastorin die abendlichen Zusammenkünfte auf dem Schlosse ein Dorn im Auge gewesen. Sie fand in dem späten Nachhausekommen ihres Gatten eine unverantwortliche Verletzung der ehelichen Pflichten. Ein wahrer Greuel in ihren Augen waren von jeher die Sitten des Freiherrn gewesen. Und leider, es muß ausgesprochen werden, sie waren etwas locker, die Sitten des Junkers. Wer wollte es einer wohlanständigen Pfarrfrau verdenken, daß sie alles tat, um der Ansteckung ihres Eheherrn durch lasterhaftes Beispiel vorzubeugen? —

Es war schon früher gemunkelt worden, daß Herr von Grünau mit diesem oder jenem weiblichen Wesen im Dorfe zarte Beziehungen aufrecht erhalte — Genaues jedoch wußte man nicht. Einem einzelnen Herrn wird leicht etwas nachgesagt. Sicher ist, daß das Herz des Junkers, trotz seiner Jahre, nicht frei war von Schwächen und Torheiten.

Eine neue Wirtschafterin kam aufs Schloß. Raphaela hieß sie; mit weißem, ovalem Gesicht und den schönen, dunklen Augen der polnischen Rasse. — Und nun ereignete sich eine sehr menschliche Geschichte. Zwei Kinder gebar Raphaela ihrem gnädigen Herrn, einen Knaben und zwei Jahre darauf ein Mädchen.

Der Frau Pastorin war das außer dem Spaße. Sie stammte aus anständiger Familie — Kreissekretär war ihr Vater gewesen, was sie gern erzählte —, sie wußte daher, was sich gehörte. Drei Töchter saßen ihr daheim. Hübsch waren diese Mädchen nicht, aber sittsam; das Haus eines jeden Edelmanns hätten sie geschmückt, wenn sich ein solcher nur um sie hätte bewerben wollen. —

Der evangelische Pfarrer hatte anfangs ein Auge zugedrückt zu dem Tun und Lassen des Freiherrn. Er wußte warum. Der Junker hatte seinen Kopf für sich und ließ sich von niemandem in seine Privatangelegenheiten hineinreden. Aber die Frau Pastorin lag ihrem Gatten in den Ohren, bohrte so lange, bis er schließlich, wenn auch mit schwerem Herzen, daran ging, dem Freiherrn Vorstellungen über seinen Lebenswandel zu machen.

Der Pfarrer kam nicht weit mit seiner Moralpredigt. Herr von Grünau erklärte ihm rundweg, er möge sich gefälligst um seine eigenen Angelegenheiten kümmern.

Von da ab trat eine Abkühlung ein zwischen dem Pfarrer und dem Besitzer von Mieszkowo. Seltener und seltener wurde der Geistliche aufs Schloß gebeten. Wenn er zum Freiherrn kam, war es nicht mehr das alte gemütliche Verhältnis. Er hatte das Gefühl, als warteten die beiden anderen nur auf sein Gehen, um

sich über ihn lustig zu machen. In den zwinkernden Schalksaugen des Kaplans funkelte etwas wie triumphierender Hohn. Der Pfarrer fühlte sich unbehaglich in dieser Gesellschaft, und so blieb er allmählich ganz weg, nicht ohne schwere Bekümmernis im Herzen zu empfinden.

Dieser Zwist mit seinem Patronatsherrn hatte manchen schönen Plan für den Geistlichen zerstört. Unter anderem wurde die Dotation, welche Herr von Grünau der evangelischen Kirche in Aussicht gestellt hatte, in Frage gestellt. Wer weiß, was der Kaplan im Schilde führte! Diesen römischen Füchsen konnte man ja nie über den Weg trauen.

Der Kaplan hatte jetzt Oberwasser. Öfter denn je war er auf dem Schlosse zu finden. Freier und lustiger gestalteten sich jetzt die Abende, seit der steifleinene Doktrinär gegangen, und mancher Witz wurde auf seine Kosten gemacht. Jetzt waren sie unter sich und sprachen dem Weine stärker zu als früher. — Die Gicht des Junkers wurde schlimmer, und das Pfäfflein ward manchmal in einem Zustande gesehen, welcher der Würde seines Amtes nicht durchaus entsprach.

Der evangelische Geistliche dachte gar manches Mal, wenn er mit seiner energischen Ehehälfte und den zur Altjungferschaft heranreifenden Töchtern des Abends beisammensaß und von den Frauen gar mancher Stich mit der Nadel ins Zeug und nicht minder mit den spitzen Zungen in die Haut des Familienoberhauptes geführt wurde —, wie oft gedachte der Arme da der angenehmen Stunden, die er bei flackerndem Kaminfeuer im herrschaftlichen Bankettsaale, bei trefflicher Unterhaltung verbracht hatte.

Häufiger aber noch als die Wehmut regte sich die

Galle bei ihm, wenn er sah, wie der katholische Geistliche mehr und mehr in die Gunst des Freiherrn hineinwuchs.

Überall glaubte er jetzt den Einfluß des Rivalen zu spüren. Des Freiherrn und Raphaelas Kinder waren nach der Konfession der Mutter katholisch getauft worden. Kein Zweifel, das war das Werk des Kaplans.

Der Pfarrer wollte vor Neid vergehen. Jener saß so recht an der Quelle; jederzeit durfte der Kaplan mit dem Freiherrn verkehren, der für ihn, seinen eigentlichen Beichtvater, nur noch in Geschäften zu sprechen war. — Die Rittergutsloge in der evangelischen Kirche war jetzt häufig leer. Eines Tages wurde dem Pfarrer eine Nachricht hinterbracht, die ihn geradezu erschreckte: Der Freiherr war in der katholischen Kapelle zur Messe gesehen worden.

Jetzt wurde die Sache ernst. Der Pfarrer glaubte nun zu verstehen, worauf es der andere absehe. Das wäre der Gipfel der Schmach gewesen, wenn es seinem Rivalen gelang, den alternden Junker zum Konvertiten zu machen. Welch peinliches Aufsehen mußte ein solcher Fall erregen! Was würde die hohe evangelische Kirchenbehörde dazu sagen! — Und womöglich fiel dann die schöne Dotation, die er bereits als sicheres Erbteil seiner Kirche angesehen, dem Gegner zu.

Entrüstung, Ärger und Neid wuchsen in der Seele des Pfarrers, verstärkt durch das Gefühl völliger Ohnmacht.

Am schwersten erschien es ihm, das Benehmen des Kaplans zu ertragen. Man konnte es nicht vermeiden, sich hin und wieder zu sehen in dem kleinen Orte. Der katholische Priester floß bei solchen Gelegenheiten stets von Freundlichkeit über, fragte mit der ernstesten Miene

der Welt nach dem Befinden Hochwürden des Herrn Bruders. Ja, der Erzschelm brachte es fertig, den anderen wegen seiner gelben Farbe zu bedauern und ihm ein kräftiges Tränklein anzuempfehlen.

So gingen wieder mehrere Jahre ins Land. Die drei Männer wurden älter, aber nicht glücklicher und besser. Der Freiherr war inzwischen ein siecher Mann geworden. Raphaela hatte schwere Tage bei der Pflege; denn er war ein schwieriger und eigensinniger Kranker.

Das feiste Gesicht des Kaplans schimmerte ins Violette, und sein evangelischer Amtsbruder wartete in freundlicher Gesinnung längst darauf, daß der Rivale ein Ende mit Schrecken nehmen werde.

Und so kam es auch. — Als einige seiner Beichtkinder eines Morgens bei dem Kaplan eintraten, um ihn zu einer Totenmesse abzuholen, lag er im Bette und rührte sich nicht. Die Braven dachten, Hochwürden habe seinen letzten Rausch noch nicht ausgeschlafen, und zogen sich ehrfurchtsvoll zurück. Aber als sie nach einigen Stunden zurückkamen und ihr Hirte lag noch immer in derselben Ruhe, lang ausgestreckt, die sonst so rote Nase unheimlich bleich, da merkten sie es: Gott der Herr hatte ihn zu sich genommen.

Tränen aufrichtigen Schmerzes wurden dem dicken Kaplan nachgeweint. Er war doch ein lieber Mann gewesen, leutselig, auf das Wohl seiner Herde bedacht und kein Spaßverderber. Für den Freiherrn bedeutete sein Tod einen herben Verlust. Es ging von da an bergab mit seiner Laune und seinem Befinden; die Gesellschaft des lustigen Zechgenossen fehlte ihm.

Nur einer freute sich über diese Wendung der Dinge und sah darin deutlich den Finger Gottes: der Pfarrer. — Sein Rivale war vom Kampfplatze ab-

gerufen, der dämonische Einfluß des römischen Priesters über den Gutsherrn ein für allemal beseitigt. Nun sollte der evangelische Weizen wieder zur Blüte kommen.

Bei einem gelegentlichen Besuche auf dem Schlosse fand der Geistliche den alten Herrn zugänglicher als sonst. Die Jahre hatten auch an ihm gearbeitet. — Ein alter Praktikus, wie der Pfarrer von Mieszkowo, wußte nur zu gut: den Tod vor den Augen werden auch die hartgesottensten Sünder weich. Jetzt galt es nur, mit Vorbedacht vorgehen, um diesen alten Wolf mit stumpfen Zähnen einzufangen. Der Pfarrer hatte auch etwas gelernt von dem verstorbenen Rivalen; mit römischen Mitteln, fein und vorsichtig, wollte er diesmal operieren.

Das Glück schien ihm günstig. Der junge Kaplan, der an die Stelle des Hingeschiedenen trat, sah nicht wie ein gefährlicher Rivale aus. Er war klein, von dürftiger Figur und machte einen bescheidenen, ja geradezu dürftigen Eindruck.

„Der trübt kein Wässerchen!" dachte der Pfarrer bei sich und schmunzelte selbstzufrieden, im vollen Bewußtsein seiner Überlegenheit solcher Grünheit gegenüber.

Das Ende des alten Herrn von Grünau nahte inzwischen mit schnellen Schritten heran, ein wenig zu schnell für die Pläne des Geistlichen. Er hätte gern etwas mehr Zeit gehabt, die Seele des Sterbenden auf das Jenseits vorzubereiten.

Häufig, wenn er aufs Schloß kam, hieß es, der Kranke könne heute niemand sehen, und wenn er es glücklich einmal durchgesetzt hatte, an das Lager des Freiherrn zu gelangen, war Raphaela stets im Zimmer. — Der Kranke selbst war meist in stumpfe Apathie versunken; der Pfarrer konnte daher nicht feststellen, welchen

Eindruck seine Tröstungen und gelegentlichen Mahnungen auf ihn hervorbrachten.

Die Dinge wollten nicht recht vorwärts rücken. Und dabei war doch Gefahr im Verzuge. Wenn man sich nicht dazu hielt, so starb der Mann in seiner Sünden Blüte, ohne Reue und Buße. — Und an wen dann seine irdische Habe fallen würde, war auch noch eine offene Frage. — Ob er bereits sein Testament gemacht? — Und wen mochte er darin bedacht haben? — Ob er sich seines Versprechens, die Dotation der evangelischen Kirche betreffend, wohl noch entsann? Das waren Dinge, die dem Pfarrer viel im Kopfe umhergingen.

So beschloß er denn, einen Hauptsturm zu wagen. Er stärkte sich durch Gebet und ging aufs Schloß. Seiner Frau hatte er hinterlassen, sie solle ihm den Talar und die heiligen Gefäße sofort nachschicken, sobald er durch Boten darum bitten lasse.

Auf dem Schloßhofe schon merkte er, daß heute etwas Besonderes vorgehe. Die Leute liefen in großer Aufregung durcheinander. Es stehe ganz schlimm mit dem Herrn, erfuhr er auf seine Fragen. — „Nun gilt's!" dachte er bei sich und schickte den Boten an seine Frau ab.

Während er die steinernen Treppen zum ersten Stock emporstieg, überflog er noch einmal schnell die Worte, mit denen er dem Sterbenden ins Gewissen zu reden gedachte. Seit Wochen bereits trug er sie mit sich herum. Der Hinweis auf das Jenseits: die Freuden des Himmels für den Bußfertigen, die Strafen der Hölle für den Verstockten. Und dann mit einem feinen Übergange — auf den er sich nicht wenig einbildete — die ernste Mahnung an den Sterbenden, von allem Irdischen jetzt Abschied zu nehmen, von Geld und Gut, das er ja doch hienieden zurücklassen müsse —, sein

Haus zu bestellen und auch der Kirche nicht zu vergessen, der er in seinem Leben angehört. — Sanft und voll Schonung wollte er zu Anfang sprechen, aber wenn sich der Sterbende harthörig zeigen sollte, scharf und eindringlich. Nur keine falsche Sentimentalität jetzt! Es galt ja einem guten Zwecke. —

Die Tür zum Krankenzimmer war nur angelehnt. Der Pfarrer blieb einen Augenblick stehen; von drinnen hörte er Weinen und Schluchzen. — Er trat ein.

Befremdet blickte er auf eine seltsame Gruppe. Herr von Grünau lag in seinem Bette mit geschlossenen Augen. Hinter dem Lager, aufgerichtet, stand der junge Kaplan im Ornate. Auf dem Boden kniete Raphaela zwischen ihren beiden Kindern. —

Unserem Pfarrer wurde eigentümlich zumute. Was war hier vorgegangen?

Stark aus dem Konzepte gebracht, näherte er sich der Gruppe. — Stotternd erklärte er, daß er gekommen sei, dem Sterbenden die letzte Speisung zu bringen, falls er danach Verlangen trage.

Der junge Kaplan, dem in diesem Augenblicke von Schüchternheit durchaus nichts anzumerken war, lächelte unmerklich. Dann, mit ernster Miene, sagte er: „Der Freiherr von Grünau ist soeben von Gott dem Allmächtigen abgerufen worden.“ — Raphaelas und der Kinder Schluchzen bestätigte das Wort.

„Und — und — — So ist er ohne Tröstung dahingefahren!“

„Mit nichten, Herr Pfarrer!“ meinte der junge Kaplan mit weich schmiegsamem Organe. „Er hat das heilige Abendmahl aus meinen Händen empfangen — ist absolviert und mit der letzten Ölung versehen worden.“

„Aber — er war Protestant —!“

„Freiherr von Grünau hat auf dem Sterbebette unseren Glauben angenommen.“

Der evangelische Geistliche machte in diesem Augenblicke kein besonders geistreiches Gesicht.

Was blieb ihm anderes übrig, als sich darein zu finden? Der Freiherr war tot. Wer wollte den römischen Fuchs Lügen strafen? — Der Kaplan ließ sich, unbekümmert um die Gegenwart des anderen, neben der Leiche auf die Knie nieder und stimmte ein lateinisches Gebet an.

Der evangelische Geistliche hielt es für geraten, zu gehen. Auf der Treppe traf er auf seinen Küster mit Ornat, Kelch und Hostienbüchse. Er hieß ihn umkehren.

Kleinlaut begab er sich nach Haus. Er hatte den Kürzeren gezogen. Rom hatte wieder einmal gesiegt.

* * *

Ein paar Tage darauf stand es in allen Blättern der Provinz zu lesen:

„Auf Schloß Mieszkowo verstarb Herr Karl Friedrich Freiherr von Grünau. Kurz vor seinem Tode zum römischen Glauben übergetreten, ist er, mit den Gnadenmitteln der katholischen Kirche versehen, selig entschlafen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen hat der Verstorbene zur Hälfte seiner getreuen Wirtschafterin und Pflegerin vermacht, zur anderen Hälfte für die Begründung einer selbständigen katholischen Kirche in Mieszkowo bestimmt.“

---

# Eine Partie Skat.

Vor dem Gasthof zum Erbgericht hielt ein Einspänner. Zwei Herren entstiegen ihm: der Forstassessor Bachholz und der Forstassistent Willich. Sie waren mit Lohngeschirr von der nächsten Eisenbahnstation gekommen, die immerhin ihre guten drei Stunden von dem weltabgeschiedenen Erzgebirgsdorfe entfernt lag.

Der Wirt stand vor der Tür, die beiden Herren erwartend. Sie hatten schon im voraus Quartier bestellt. Nicht zu seinem Vergnügen war der elegante Forstassessor in diesen von aller Kultur abgeschnittenen Waldwinkel gereist. Die Königliche Forsteinrichtungsanstalt hatte ihn entsandt, die Waldungen eines dortigen Rittergutes, auf Ersuchen des Besitzers, zu vermessen, einzuteilen und den forstgerechten Betrieb, wie in den Staatswaldungen, einzurichten.

Der Assessor prüfte das Erbgericht mit kritischen Blicken. Besonders komfortabel sah es nicht aus. Bachholz war verwöhnt. Während der letzten zwei Jahre hatte er in Dresden auf dem Bureau gearbeitet und sich mit dem Gedanken befreundet, von der Regierung nicht wieder „auf die Dörfer" geschickt zu werden. Ihm paßte die Verbannung gar nicht. Mindestens zwei Monate würde es dauern. Und er, der sich eben verlobt hatte . . . Es war dem jungen Manne nicht zu verdenken, daß er sein neues Heim mit keineswegs wohlwollenden Blicken musterte. Er bemerkte sofort, daß das zweite Stockwerk nicht einmal massiv war,

sondern nur aus Fachwerk bestand. Lärm würde es auch geben; eine Kegelbahn lief im Garten hin. Aus einer offenstehenden Tür drang der weichliche Geruch von geschlachtetem Schwein. Also Fleischerei auch noch! Die versteckten Reize des dicht am hohen Fichtenwalde gelegenen Häuschens, mit seinen Lindenbäumen und der Jelängerjelieberlaube im Gärtchen, übersah Bachholz in seiner schlechten Laune vollständig.

Jeder der Herren habe sein besonderes Zimmer, erklärte der Wirt, und ging daran, das Gepäck ins Haus zu schaffen, mit Hilfe einer Magd, die gleichzeitig die Kühe zu melken, die Schweine zu füttern und die Zimmergäste zu bedienen hatte. Der Assessor führte mehrere fein aussehende Lederkoffer mit sich, wie der Wirt feststellte; überhaupt schien er ein „nobler Herr" zu sein. Sein ganzes Auftreten, seine deutlich zur Schau getragene Unzufriedenheit mit allem im Hause, mit der ausgetretenen Holztreppe, der niedrigen, schlecht gelüfteten Stube, dem kurzen Bett, der durchgelegenen Matratze, dem wackeligen Waschtisch — die Unzufriedenheit mit all diesem bestätigte dem erfahrenen Wirte, daß er hier einen Gast bekommen habe, der ihm Geld einbringen würde. Er konnte sich das Mäkeln des Assessors in Seelenruhe mit anhören. Der mußte seine acht Wochen doch im Erbgericht aushalten; es gab ja auf Meilen im Umkreise keine weitere Unterkunft.

Allerhand Gegenstände entwickelten sich aus dem Koffer des Assessors, wie sie die einsame Waldschenke seit ihrem mehr als hundertjährigen Bestehen schwerlich gesehen hatte. Da kam eine Badewanne aus Guttapercha zum Vorschein, ein amerikanischer Rasierhobel, Bartbinde, Etuis mit Scheren, Bürsten, Feilen, Flakons, Büchsen, Fläschchen und viele andere Werkzeuge, die

der Wirt anstarrte, als seinen es Raritäten aus einem anatomischen Museum. Später abends betrachteten die Mägde die Schönheitsrüstkammer des neuen Gastes mit frommem Erschauern. Wenn man aber auch ein so auserlesen schmucker Mann war, wie der Herr Forstassessor, mit steif ausgezogenem Schnurrbart, mit langen rosa Fingernägeln und einem Scheitel, der pomadisiert bis hinab ins Genick führte! . . .

Sein Begleiter, der Forstassistent, stach gegen solche Feinheit allerdings bedeutend ab. Er hatte ein einziges Köfferchen mitgebracht, das zum Teil gefüllt war mit Vermessungsinstrumenten und kartographischem Material. Er trug Lodenkleidung und derbe Wasserstiefeln, wie man sie im Forste brauchen kann. Der Assistent war zufrieden mit Zimmer und Bett und wurde vom Wirt deshalb mit gebührender Verachtung gestraft; der würde sicherlich keine Extraausgaben machen!

Nach einiger Zeit erschienen die Herren im Gastzimmer. Es war Dämmerstunde, und man bestellte das Abendessen. Der Assessor war, wie der Wirt vorausgesehen hatte, mit keinem Vorschlage zufrieden, verlangte Leckerbissen, die in diesem Gebirgswinkel nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Schließlich mußte er sich doch mit dem begnügen, was im Hause war.

Die Vorbereitungen zum Abendessen ließen den beiden Fremden vollauf Zeit, sich im Zimmer umzusehen. Da prangten allerhand Kuriositäten, die einem sinnigen Gemüte Stoff zum Denken geben konnten. Vor allem durch reichen Bilderschmuck zeichnete sich die geräumige Gaststube aus. Ein früherer Wirt des Erbgerichts mochte Verehrer des ersten Napoleon gewesen sein; mannigfache Ereignisse aus dem Leben des Korsen waren da in schreiender Farbenpracht dargestellt, mit

jenem trivialen Naturalismus, der dem kleinen Manne die Haut mit einer angenehmen Gänsehaut überzieht. Der „Brand Moskaus" war ein Prachtstück. Wie ein Strohfeime, lichterloh, brannte der Kreml, die langen, gelb und rot gemischten Feuergarben züngelten nach dem Kaiser hinüber, der mit düsterem Gesichte in echter Napoleonsattitüde, die Arme über der Brust verschränkt, in den Höllenpfuhl hineinstarrte. Noch eine andere Spezialität wies die Bildersammlung des Erbgerichts auf: Jagdstücke. Wohl den Jägern und Forstleuten zu Ehren, die in dieser waldreichen Gegend zahlreich sind. Da hing ein äußerst groteskes Bild: des Jägers Traum. Die Tiere des Waldes bewaffnet, wie sie Jagd machen auf den Jägersmann. Der Hase mit der Doppelflinte, der Fuchs mit der Büchse, der Rehbock mit dem Weidmesser, und vor ihnen, flüchtig, Jäger und Meute. Da war auch das Bild eines verstorbenen Landesherrn, als Nimrod. Der König in Jagdrock und Mütze, der Oberforstmeister vor ihm, Kopfbedeckung in der Hand, den Streckenrapport gebend, hinter dem gemütlich lächelnden Fürsten das Gefolge und die Jägerei.

Assessor Bachholz gähnte, nachdem er diese Sehenswürdigkeiten zur Genüge betrachtet hatte, und erkundigte sich nach den Gästen, die hier allabendlich verkehrten. Der Wirt zählte die Honoratioren der Umgegend auf. „Gibt's denn wenigstens eine Partie Skat hier?" fragte Bachholz. Der Wirt beeilte sich zu versichern, da könne Rat werden, denn sowohl der Herr Schulmeister wie der Herr Förster seien leidenschaftliche Skatspieler. „Apropos, Sie spielen doch Skat?" fragte der Assessor den Assistenten. „Ziemlich schlecht!" meinte der. „Mit was soll man denn sonst seine Abende in diesem traurigen Lokal zubringen?" rief Bachholz und versank in ein-

gehende Betrachtung des rosigen Nagels an seinem abgesperrten kleinen Finger.

Der Assessor trug dem Assistenten gegenüber eine gewisse patronisierende Überlegenheit zur Schau, wie es seiner höheren sozialen Stellung — er war Reserveoffizier, der andere beim Unteroffizier stecken geblieben — und seiner größeren Feinheit zukam. Der Assistent nahm das in Ruhe hin, ohne sich gedrückt zu fühlen. Er war eine von den seltenen Naturen, die sich an ihrem natürlichen Wesen genügen lassen und gar nicht den Wunsch hegen, etwas anderes darzustellen, als was sie sind.

Das Abendessen kam. Kartoffeln in der Schale, marinierter Hering, sauere Gurke, aufgeschnittene Blutwurst, Kümmelkäse und Butterbrot. Dazu Böhmisch Bier.

„Stahl!" rief der Assessor und betrachtete Messer und Gabel mit entsetzter Miene. „Ekelhaft! Werde das meiner Braut schreiben." Der Assistent gab sich mit dergleichen Betrachtungen nicht ab, er schlug eine tüchtige Klinge, und der Assessor, der einsehen mochte, daß noch so vieles Seufzen hier nichts ändern könne, machte es seinem Kollegen schließlich nach und hieb ein.

„Da kommt auch schon der Herr Förster," sagte der Wirt vom Fenster aus.

„Welcher Förster?" fragte der Assessor kauend.

„Nu, Förster Ruhland vom Stadtforst."

„Ruhland!" wiederholte der Assessor und legte Messer und Gabel weg.

„Nu ja doch! Der alte Ruhland!"

Der Assessor fragte mit einer gewissen Hast, wie lange Förster Ruhland in der Gegend sei. Der Wirt rechnete nach. „Jahre acht, neun können's sein. Er kam

damals aus dem . . . schen." Er nannte einen entfernten Landesteil.

Der Assistent wunderte sich über das eigentümliche Benehmen seines Kollegen, der unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte. „Herr Förster Ruhland kommt jeden Abend hierher," meinte der Wirt.

Assessor Bachholz war aufgestanden. Er erklärte, daß er oben etwas vergessen habe, wandte sich und eilte zum Ausgange. Aber gerade als er die Tür erreicht hatte, wurde sie von außen geöffnet; ein langer, graubärtiger Forstmann erschien auf der Schwelle. Die beiden Männer rannten fast gegeneinander.

„Pardon!" sagte der Assessor. Der Alte blickte fürs erste mit gleichgültigen Augen auf den Assessor, der wie erstarrt auf den Fleck gebannt vor ihm stand. Dann plötzlich kam Leben in das gefurchte Angesicht. Ein unbeschreiblicher Zug wetterte um die Nasenwinkel des Alten. Seine Augen, tief im Kopfe gelagert, unter grauen, buschigen Brauen, schienen zufassen zu wollen wie zwei Bracken. Der Mund, fast ganz im grauen Bart verborgen, arbeitete.

Der Assessor stand mit dem Rücken ins Zimmer. Er mußte die Fassung völlig verloren haben; er machte schnell hintereinander vor dem Alten einige sehr wenig angebrachte Verbeugungen. „Pardon, ich — ich wußte gar nicht! . . . Herr Ruhland, das ist wirklich ein ganz eigenartiges Zusammentreffen!"

Der Alte holte ein paarmal tief Atem, wobei er den Blick nicht von dem anderen ließ.

Der Assessor, der scheinbar nach einem Gesprächsthema haschte, das ihm über seine Befangenheit weghelfen solle, erklärte wortreich und sich häufig versprechend, welcher Auftrag ihn in diese Gegend führe. „Wirklich

merkwürdig!" rief er schließlich, „höchst merkwürdig! Daß wir uns hier wieder treffen, Herr Ruhland. — Nach so vielen Jahren. — Wie lange ist es doch gleich her, daß ich in Bastelwitz war als Kandidat? Neun Jahre — nicht wahr? — Wie doch die Zeit vergeht! — Aber Sie haben sich prächtig gehalten; noch ganz der Alte! Als ob's gestern gewesen wäre, wirklich! Freut mich ungemein! — Wirklich, freut mich ungeheuer! —"

Der Alte sagte nicht viel; kaum daß er auf die Reden des jungen Mannes zu hören schien. Er machte sich mit seiner Büchse zu schaffen, die er von der Feuchtigkeit, mit der sie an dem regnerischen Aprilabende beschlagen war, reinigte, um sie dann sorgsam an einem aus gekrümmten Rehtritten hergestellten Aufhänger vermittelst des grünen Tragbandes anzuhenken. Dann besorgte er seinen Hund, einen braunen Teckel mit grauer Dachskrause, und begab sich zum Wirt an den Schenktisch, um seine Bestellung zu machen.

„Eigenartiges Zusammentreffen!" sagte Assessor Bachholz derweilen zu seinem Kollegen, dem Assistenten. „Denken Sie, ich war vor Jahren als ganz junger Forstkandidat in Bastelwitz, auf einer königlichen Oberförsterei. Auf dem Nachbarrevier war Herr Ruhland Förster. Ich ging oft bei ihm auf den Rehbock. Ich kann sagen, während des halben Jahres, wo ich in Bastelwitz war, habe ich mit dem Alten da beinahe täglich verkehrt. Und nun treffen wir uns hier wieder. Die Welt ist doch wirklich sehr rund!"

„Und haben Sie sich denn seitdem nie wieder gesehen?" fragte der Assistent.

„Nie wieder! Das ist ja eben das Merkwürdige! Nicht einmal etwas gehört habe ich von dem alten Ruhland — wie das eben so geht in der Welt."

„Nun, da können Sie ja hier die Bekanntschaft erneuern.“

„Ja, das will ich auch — das will ich auch!“

Förster Ruhland hatte sich in einer fernen Ecke niedergelassen. Scheinbar ganz mit seinem Hunde beschäftigt, der aus einem irdenen Schüsselchen suppte. Er war ein knorriger alter Mann. Einem flechtenbehangenen Lärchenstamme glich er mit dem Gelbgrau seines Haupt- und Barthaares, das von dem verwitterten Gesichte nicht allzu viel unverdeckt ließ.

Der Wirt kam zu den beiden Fremden an den Tisch, mit dem Daumen über die Schulter weisend, sagte er halblaut: „Das ist nämlich der Herr, von dem ich vorhin sagte, daß er auch Skat spielen tut.“

„Brauchen Sie mir nicht zu erzählen!“ rief der Assessor, „mit dem Alten habe ich schon manches Spielchen gemacht.“ — „Nun, da wissen's der Herr Forstassesser am Ende auch, daß Herr Ruhland ä bißchen grob is — manchmal.“ — „Kenne ihn, kenne den alten Isegrimm. Besinne mich noch ganz gut auf alle seine Redensarten und Skatflüche. Gott, die Zeiten, die Zeiten! . . . Wenn ich denke damals die Abende mit Ruhland und dem Oberförster. Ich als ganz junges Kerlchen dazwischen, und die beiden alten Kerle, einer immer gröber als der andere . . . Was man nicht alles schon durchgemacht hat!“ — Wenn der Assessor vorher eine unverkennbare Befangenheit an den Tag gelegt hatte, so schien er inzwischen seine Fassung wiedergewonnen zu haben. Er war wieder ganz der alte: selbstbewußt, überlegen, ein wenig übermütig sogar.

„Bester Herr Ruhland!“ rief er dem alten Manne zu. „Wollen Sie denn nicht aus Ihrer Ecke vorkommen und sich zu uns hierher setzen?“

„Ich sitze hier gut!" meinte der Förster, kurz angebunden, mit einer Stimme, die tief und voll wie eine Baßtrompete klang.

„Immer noch der alte!" flüsterte Bachholz dem Assistenten zu. „Grob wie Bohnenstroh!"

In diesem Augenblicke trat ein neuer Gast ins Zimmer. Ein kleines Männchen im schwarzen Rock mit grauer Schirmmütze, glatt rasiertem spitzen Gesicht, klugen, funkelnden Äuglein, in seinen Bewegungen flink wie eine Maus. „Guten Abend, die Herren!" Mit schnellem Blick überflog er die beiden Fremden, ging zum Förster, der seinen Gruß mit mürrischem Brummen beantwortete, und verhandelte dann mit der Wirtin hinter dem Schenktisch; offenbar ließ er sich über die Personalien der beiden Neuangekommenen unterrichten.

„Das war der Herr Kantor," erklärte der Wirt. „Der is auch kee Feind von ener Partie Skat."

„Da wären wir ja zu vieren," meinte der Assessor, „wenn sich Herr Ruhland bewegen läßt."

„Das wer ich besorgen!" erklärte der Wirt. Er wußte es zu schätzen, wenn sich ein Spielchen zusammenfand; denn er hatte die Erfahrung gemacht, daß die Gäste dann lange beisammen blieben und reichlich tranken.

Der Förster wollte nicht, wie man aus den ärgerlichen Tönen schließen konnte, die aus der Ecke herüberklangen. Der zähe Wirt ließ jedoch nicht locker. Schließlich wurde auch noch der Kantor zu Hilfe gerufen, dessen zirpendes Stimmchen sich in die tiefen Baßtöne des Forstmannes mischten.

Der Assessor horchte scharf hinüber auf das, was da verhandelt wurde. Plötzlich stand er auf und blieb mit einer Verbeugung vor der Gruppe stehen. „Bester Herr Ruhland, wollen Sie uns nicht das Vergnügen

machen! Mein Kollege würde sich auch sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Ich dächte, die grüne Farbe sollte überall zusammenhalten. Tuen Sie mir's doch zu Gefallen aus alter Freundschaft! Wir frischen die alten Erinnerungen dabei auf, Herr Ruhland!"

Es war ein eigentümlicher Blick, mit dem der Graukopf den jungen Mann aus dunklen Augenhöhlen heraus anblitzte — prüfend, verachtend! — Er runzelte die Stirn, nahm hastig ein paar Züge aus der Pfeife; dann plötzlich veränderte sich sein Mienenspiel. Als hätte er sich eines Besseren besonnen, nickte er mit dem Kopfe und erklärte sich bereit, an der Partie teilzunehmen.

Der Förster erhob sich in seiner ganzen hageren Länge und rief nach der Magd. „Die Anna soll mal gleich aufs Forsthaus laufen. Heute abend will ich die Laterne haben für den Nachhauseweg. Gustav soll kommen — verstehen Se! Gustav soll mich mit der Laterne hier abholen, um zehne."

Der Kantor kicherte. Er raunte den Herren etwas Spöttisches zu — daß der Herr Förster sich nicht getraue, den Weg vom Erbgericht zum Forsthaus allein zurückzulegen! — Sie hatten immer ihre Häkeleien miteinander, der kleine Schulmeister und der lange Forstmann; der eine machte in Bosheit, der andere in Grobheit.

Der Wirt hatte inzwischen schon den Tisch zurecht gemacht und die Karten herbeigeschafft. Man nahm Platz. Die Ziehung entschied, daß der Schulmeister zu geben habe. Das putzige Männchen entledigte sich seiner Aufgabe mit viel Würde.

„Um was wird eigentlich gespielt?" fragte der Assistent. „Ich füge mich ganz der Ortssitte!" erklärte

der Assessor. „Wie sind's die Herren hier gewohnt?" „Wir spielen manchmal um die Halben," meinte der Kantor und blickte die beiden Fremden fragend an, überzeugt, daß ihnen der Satz imponieren müsse. — „Groschen oder Pfennige?" fragte der Assessor kühl. — „Pfennige, natürlich!" rief der Kantor und riß erstaunte Augen auf. Ein Lächeln glitt über die Züge des Assessors. „Um die halben Pfennige! Nun also, auf eine Kanne Blut, meine Herren!" Förster Ruhland saß vorn. „Schellen sticht!" Niemand ging darüber. Der Assessor war am Ausspielen.

Inzwischen waren noch einige andere Gäste ins Zimmer getreten: Dorfleute, ein Waldläufer. Respektvoll ließen sie sich auf der Holzbank an der Wand nieder und beobachteten flüsternd das Spiel der „Großen" am Mitteltisch.

Der alte Ruhland hatte sein Solo gewonnen. Man legte an. „Sie geben, Herr Assessor!" Der Verlobungsring blitzte am Goldfinger des Forstassessors, während er elegant die Karten mischte. „Haben Sie nicht vielleicht eine Karte, die etwas weniger klebt?" fragte er den Wirt. Der verneinte, die Karte sei erst ein Vierteljahr im Gebrauch. Der Assessor machte dem Assistenten ein Zeichen mit den Augen. — „Schellen, Rot, Grün, Eichel! Wollen wir uns den wirklich mit den einfachen Farben langweilen, meine Herren? Da kommen gar keine Spiele heraus. Aber wie die Herren befehlen! Wie gesagt, ich füge mich in alles," rief der Assessor. „Tourné!" sagte der Assistent und behielt es. Er hob Eicheln und verlor sein Spiel glänzend. Es stellte sich bald heraus, daß der Förster und der Schulmeister alte, geriebene Skatspieler seien, den beiden jungen Leuten um ein Bedeutendes überlegen. Der Kantor

schmunzelte. Hier war ein Geschäftchen zu machen. Die Herren blieben ein paar Monate im Orte, wie er von der Wirtin vorhin in Erfahrung gebracht hatte; das mußte ausgenutzt werden! Der Assessor war stark im Verlieren. Er spielte wagehalsig, schien zerstreut und zählte offenbar nicht, weder die eigenen Stiche noch die des Gegners.

Es ging merkwürdig still her, in Anbetracht dessen, daß es eine Skatpartie war. Der Wirt wie die Dorfleute konnten sich nicht genug wundern. Sonst, wenn der Herr Förster Ruhland Skat klopfte, war ein Lärmen und Wettern, daß man es bis auf die Straße hörte. Er hatte bei jeder Karte seine bestimmte Redensart, die jedermann kannte. Heute abend hörte man nichts davon. Wenn er im Verlieren war, pflegte der alte Isegrimm gottesjämmerlich zu fluchen; wenn er gewann, pflegte er nicht minder laut zu sein mit Verhöhnen des Gegners. Heute war der Mann wie auf den Mund geschlagen. Es mußte doch wohl der Respekt sein vor den fremden Herren, der ihn im Zaume hielt; so reimten sich's die Zuschauer zusammen.

Der alte Ruhland war eine berüchtigte und bei manchen sogar gefürchtete Persönlichkeit. Acht Jahre etwa mochte es her sein, daß er in die Gegend gekommen war. Seinen früheren Posten hatte er aufgeben müssen, weil er einen Wilddieb über den Haufen geschossen hatte. Seitdem war ihm die ganze Zunft der Wilderer und Holzdiebe auf den Fersen gewesen. Eines Abends, als er mit seiner Tochter beim Lampenlicht in der Wohnstube gesessen, war eine Kugel durchs Fenster gesaust. Er selbst hatte zwar nicht auf Versetzung angetragen — denn in der Brust dieses Mannes hatte die Furcht kein Quartier —, aber sein Dienstherr selbst hatte es

für ratsam gefunden, ihn von einem Boden zu entfernen, der ihm allzu heiß unter den Füßen brannte. Auch in seiner neuen Stellung hatte er sich bald den glühenden Haß alles lichtscheuen Gesindels und vor allem der Grenzpascher zugezogen. Gut für den Alten, daß mit diesem Hasse die Furcht vor seinem berüchtigten Doppelzeuge Hand in Hand ging. Die Försterei lag tief im Walde versteckt, abgeschnitten von allem Verkehr; dort hauste er wie ein Dachs, scheu und menschenfeindlich. Nur abends kroch er aus seinem Bau und ging ins Erbgericht hinüber zu Bier und Skat. Die Wirtschaft führte ihm seine einzige, unverheiratete Tochter. Von diesem Mädchen sah man noch weniger als vom Vater in der Öffentlichkeit. Außerdem war noch ein Junge da von neun Jahren, ein Kind eben jenes Mädchens. Der Kantor, dessen Schule der Kleine besuchte, hatte schon oftmals seiner Verwunderung Ausdruck gegeben darüber, daß der alte Grobian von Förster einen so verständigen, willigen und wohlerzogenen Knaben zum Enkel habe, wie der kleine Gustav Ruhland war.

„Im letzten Zippel fängt mer de Fische!" rief der Förster und stach mit dem Alten ab, dessen Existenz der Assessor gänzlich vergessen haben mußte. „Schneider!"

„Das Skatspielen können Sie immer noch, Herr Ruhland!" sagte der Assessor.

„Und Sie noch ebenso schlecht wie dazumal!" erwiderte der Alte trocken.

Assessor Bachholz lachte ein wenig gezwungen. „Was habe ich Ihnen gesagt!" Er winkte dem Assistenten zu. „Eine herzerquickende Grobheit — was?" Dann, während des Kartenmischens, fragte er: „Wie geht's denn so im allgemeinen, Herr Ruhland? Sind die Augen noch gut? Ich sehe, Sie tragen keine Brille.

Und Ihr altes Doppelzeug führen Sie auch noch. Ich erkannte es gleich wieder. Apropos, sagen Sie mir, warum schleppen Sie sich mit der Büchse jetzt, wo es nichts zu schießen gibt, noch dazu abends? Da wäre doch ein Stock besser am Platze."

„Raubzeug gibt's immer und allerorten!" meinte der Alte.

„Und was ist denn aus Männe geworden, Ihrem braunen Dachshund, Herr Ruhland?"

„Längst verendet! Das ist der Enkel." Er wies auf den braunen Dachs, der zwischen seinen Füßen lag.

„Der Enkel von Männe? — Wie die Zeit vergeht! — Der Enkel von Männe: — — Apropos, ich habe mich noch gar nicht nach Ihrem Fräulein Tochter erkundigt. Wie geht's ihr?"

Der alte Mann schwieg für kurze Augenblicke, mit gesenkter Stirn. Dann den Kopf hebend und den Frager voll ansehend, sagte er: „Sie lebt bei mir."

„Ah, wirklich — bei Ihnen! — Immer noch! — Und ist gesund — ist munter, wie?"

Der Alte antwortete nicht auf diese Frage. Er machte sich mit seiner Pfeife zu schaffen. „Aas von 'ner Pfeife!" sagte er, „Luder, ich wer dich" — und bekam plötzlich einen dunkelroten Kopf, während er mit dem Zeigefinger in der Asche stocherte.

Der Assessor kam nicht wieder auf dieses Thema zurück; er begann jetzt mit Jagdgeschichten. Vor ein paar Jahren war er mit einigen anderen Forstbeamten von der Regierung nach Rußland beurlaubt worden, um dort die Aufforstung wüster Strecken einzuleiten. Da hatte er bei verschiedenen Magnaten gejagt auf Hirsche, Wildkatzen, ja sogar auf Bären. Der alte Ruhland, der sich sonst nicht leicht in Jagdgeschichten

überbieten ließ, schien ein Schloß vor dem Mund zu haben, heute; nur gelegentlich, wenn der Assessor ein wenig gar zu stark auftrug, streifte er den jungen Mann mit einem eigentümlichen Blicke aus seinen, trotz des Alters merkwürdig klaren, im Schatten der tiefen Augenhöhlen gelagerten Weidmannsaugen.

„Wissen Sie, Herr Ruhland!“ rief der Assessor, „daß ich meinen ersten Rehbock bei Ihnen geschossen habe — damals — auf Bastelwitzer Flur. Mir ist's wie heute! Ich habe das Gehörn noch. So ein Gefühl gibt's doch nicht wieder im Leben — der erste Bock! Wie Sie mir den Bruch überreichten — wissen Sie noch? — Na, prost alter Herr! — Ich bin wirklich ganz glücklich, Sie so frisch und munter wiederzusehen. Glauben Sie mir, ich habe oft genug bei mir gedacht: wie's nur dem alten Ruhland gehen mag.“ — Der Alte runzelte die Stirn, schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber. Dann sah er nach der großen Uhr in gelber Tombakkapsel. „Gleich zehne!“ Er sagte die letzten drei Spiele an.

„Das glaube ich, der will's Geld in Sicherheit bringen!“ flüsterte der Kantor dem Assistenten zu, voll Neid, denn der Förster war jetzt allen voraus um einige hundert Augen.

Noch einmal flogen die bunten Blätter. Der Förster hatte die Angewohnheit, wenn er im Gewinnen war, die Karte mit der Rechten hoch über den Kopf zu heben, sie dann auf den Tisch zu „hauen“ und mit dem Zeigefinger der Linken triumphierend auf die ausgespielte Karte zu weisen. Mit einem Male schien der alte Geist über ihn gekommen zu sein. Er fluchte, daß die Zuschauer ihre Freude hatten und sich zuflüsterten: „Jetzt geht Ruhland aber hoch!“

„Vielleicht eine Zigarre gefällig, Herr Ruhland?“ fragte der Assessor und bot sein juchtenes Etui an, da er den Alten seine Pfeife ausklopfen und in die Brusttasche versenken sah. — „Ne, behalten Se Ihre gewickelten Kartoffelblätter für sich!“ meinte der. Allgemeines Gelächter beantwortete diese Bemerkung, die man als einen äußerst guten Witz auffaßte.

Der Assessor steckte das Etui wieder ein. Er war ein wenig verschnupft. Die Grobheit dieses Alten ging doch zu weit. Ein Beamter der niederen Forstkarriere nahm sich so etwas heraus gegen ihn, einen königlichen Assessor! —

Jetzt öffnete sich die Tür. Ein Knabe erschien, mit einem Laternchen in der Hand. Der Förster machte dem Kinde ein Zeichen, daß es an der Tür warten solle. Es war ein schmächtiger Junge, sorgfältig gekleidet, mit ansprechenden Gesichtszügen. Bescheiden blieb er am Türpfosten stehen.

„Grand!“ sagte der Förster an. „Geht wer darüber?“

Der Schulmeister murmelte etwas von: „mehr Glück als Verstand!“ Der Förster hob die Karte über den Kopf. Ein Blatt nach dem anderen schlug klatschend auf den Tisch. Als der alte Mann den letzten Stich eingeheimst hatte, sprang er auf und brüllte, hochrot im Gesicht: „Schwarz, ihr Ludersch!“

Die Gäste wieherten. Der Assessor hingegen nahm eine offizielle Miene an. Er sann darüber nach was er hier zu tun habe. Er war darüber noch nicht mit sich ins reine gekommen, als der Förster „Bezahlen!“ rief und nach seinem Gewehre griff, das er über die Schulter hing.

„Komm mal zu mir, Gustav!“ sagte der alte Mann

jetzt zu seinem Enkel, der immer noch mit der Laterne an der Tür stand. Das Bürschchen kam und wurde von dem Großvater an den Tisch geführt. Dort stellte er den Jungen hin, gerade dem Assessor gegenüber, der noch an seinem Platze saß.

„Sie bekommen zwei Mark dreißig, Herr Ruhland!" sagte der Kantor, der über der Skatrechnung war, „vom Herrn Assessor, und ich . . ."

Der Förster schien ganz andere Dinge im Kopfe zu haben. „Sieh dir mal den da an, Gustav! — Den Herrn da drüben! Den Herrn Assessor da! Das ist dein Vater!" — —

Totenstille trat mit einem Male ein. Alle Köpfe waren nach der Gruppe gerichtet am Spieltisch. Der alte Mann, vor ihm das Kind, auf dessen Schulter eine seiner großen Hände lag, ihnen gegenüber der Assessor mit offenem Munde — schreckensbleich.

„Wo — was! — Ich weiß nicht, Herr — was Sie von mir wollen!"

„Ja, sieh dir mal den da an, mein Junge, so sieht dein Vater aus."

„Das — das ist nicht wahr! — Wie wollen Sie mir das nachweisen?"

Der Alte richtete sich auf; unter seinen buschigen Brauen flammte es. „Das is meiner Tochter Anna ihr Kind; Gustav Ruhland heißt er, und den hat se von Ihnen! Achtundeinhalb Jahr is es jetzt gerade her, daß der Junge geboren is, und vor neun Jahren gingen Sie fort aus Bastelwitz. Gerade zur rechten Zeit, daß ich Ihnen nich ne Kugel in den Leib schoß."

Der Assessor zog sich um einige Schritte zurück, seine Hände suchten unwillkürlich Halt an einer Stuhllehne.

„Keine Angst! — Heute geschieht Ihnen nichts

mehr. Das ist en guter Junge, der hier, obgleich er von Ihnen is. Ich tue Ihnen nichts; ich will gar nichts von Ihnen. Der Junge soll Ihnen nichts zu verdanken haben als sein Leben. Denn einen Menschen wie Sie, der so feige is — einen solchen elenden, lappigen Musje . . ."

„Herr Förster Ruhland, ich muß bitten . . ."

„Seien Sie doch nur ganz stille! Seien Sie froh, daß Sie so davon kommen! — Keinen Pfennig soll's Ihnen kosten. Meine Tochter hat damals geschwiegen, und erst als sie im vorigen Jahre auf dem Tode war, hat sie mir's gestanden, wer der Verführer gewesen sei. Das übrige ist alles gekommen, wie's kommen mußte. Daß einer mal ne Dummheit macht mit en Mädel, kann vorkommen. Wir sind alle Menschen — und als junger Kerl — Gott! . . . Aber, weglaufen, wenn's geschehen is — sich aus dem Staube machen — nichts von sich hören lassen, in neun Jahren nicht nach Mädel und Kind fragen — wie Sie! — Das is gemein! Das is, wie en ganz niederträchtiger, nichtsnutziger Kujon gehandelt! — So, nun wissen Sie meine Meinung, Herr Assessor. — Gustav, komm!"

Der Alte spuckte zur Bekräftigung seiner Worte noch vor dem Assessor auf den Boden. Dann stülpte er seinen Jägerhut auf den Kopf, rückte die Büchse zurecht und ging. Der Knabe folgte ihm mit dem Laternchen.

Der Assessor sah ihm nach, zitternd vor Schreck und Wut. Irgend etwas mußte er sagen — tun — zu seiner Entschuldigung. Sein Mund verzog sich zu einem falschen Lächeln. Er meinte etwas von „infamer Lüge!" Aber ein Blick in die Mienen der Umstehenden belehrte ihn, daß er gerichtet sei und daß ihn nichts von seiner Schmach reinwaschen würde.

So zog er es denn vor, sich auf sein Zimmer im ersten Stock zu begeben. Am nächsten Tage reiste er beim Morgengrauen ab.

An seiner Stelle wurde ein anderer von der Forsteinrichtungskommission auf diesen Posten geschickt.

Der alte Ruhland kam von diesem Abende an nicht mehr zum Skat ins Erbgericht.

---

# Zittelgusts Anna.

Der Weber Zittel wohnte in dem belebtesten Teile des Dorfes, dort, wo von alters her Kirche, Pfarrhaus und Schule standen und wo sich neuerdings neben dem Bahnhofe eine Fabrik aufgetan hatte. Das kleine Häuschen, welches er bewohnte, gehörte ihm nicht; er hielt Stube und Kammer nur als Mieter inne. Viel Platz brauchte er ja auch nicht, da er Witwer war und nur ein einziges Kind besaß: die zwölfjährige Anna. Ehemals war die Familie freilich stärker gewesen. Im Laufe ein und desselben Jahres waren dem Manne die Frau und zwei blühende Kinder hinweggestorben, ihn mit dem jüngstgeborenen kränklichen Mädchen allein lassend. Die Gesunden waren gegangen und die Schwächlichen zurückgeblieben.

Zittelgust stammte aus einer Familie, die seit ungezählten Generationen sich den Lebensunterhalt durch Handweberei verdiente. Er war ein langer, hagerer Mann mit schmaler Brust, völlig bartlos, die hohe Stirn über den tiefliegenden Augen setzte sich in eine glänzende Platte fort. Nur im Genick hing ihm von einem Ohr zum anderen ein schmaler, ausgefranster Kragen dunklen Haares als letzter Rest ehemaliger Pracht. Der Kopf glich dem eines Gelehrten; aber es war Entbehrung, schlechte Ernährung, Stubenluft, nicht geistige Arbeit, was diesem Gesichte den Stempel der Vergeistigung aufgedrückt hatte.

Man mußte den Mann gehen sehen: die Schultern zusammengezogen, den Kopf geduckt, die Knie gekrümmt, und man verstand, daß er Armut, Elend und Unverstand vergangener Geschlechter an seinem erschlafften, ausgemergelten, knochenschwachen und bleichsüchtigen Leibe abbüßte.

Zittelgast war als echter Weber abgesagter Feind der frischen Luft. Der muffige Dunstkreis der niederen Holzstube, in der vom frühen Morgen an gegessen, gekocht, gewirkt, getrieben und gespult wurde, bedeutete ihm altgewohntes und geliebtes Lebenselement. Wie etwas Kostbares, ja Geheiligtes wurde diese Luft gehütet; Tür und Fenster, durch die sie hätte entweichen können, blieben Sommer und Winter hindurch sorgfältig verschlossen.

Man ging den ganzen Tag in Hemdsärmeln, barfuß oder in Holzpantoffeln einher. Stiefel, Rock und Kopfbedeckung wurden eigentlich nur zum Kirchgang angelegt. Selbst zum Nachbar über die Straße sprang man in dieser unvollkommenen Bekleidung, wenn nicht vorgezogen wurde, das Schiebefenster zu öffnen, das nur so groß war, den Kopf hinauszustecken, um auf diese Weise Neugier und Klatschsucht zu befriedigen und den Bedarf an wissenswerten Ereignissen und Nachrichten einzuziehen.

Der Webersmann war glücklich und zufrieden bei dieser Art Leben. Den Tod seiner Frau und der beiden Kinder hatte er längst verschmerzt. Zittelgust war Philosoph. Sie hatten eben etwas zeitiger dran glauben müssen, tröstete er sich. Um die Frau grämte er sich noch am meisten; sie fehlte ihm besonders anfangs sehr empfindlich im Hauswesen. Die beiden Kinder aber vermißte er kaum. Sie hatten ihm mehr Not und

Sorge gemacht als Freude. Für den Armen fällt es eben schwer ins Gewicht, wieviel Menschen an seinem Tische niedersitzen. Jetzt, wo die Familie klein war, ließ sie sich auch billiger ernähren. Er hatte in den letzten Jahren sogar anfangen können, von seinem Weberverdienst zurückzulegen, woran vordem nicht zu denken gewesen.

Anna, sein einziges überlebendes Kind, machte ihm wenig Not. Sie war ein kleines, blasses, schmales Ding, der Körper in der Entwicklung stark zurückgeblieben, während das Gesicht mit seinen ausgearbeiteten Zügen den Eindruck der Frühreife hervorrief. Aus großen, verständigen Augen blickte die Zwölfjährige in die Welt, maß kritisch alle Erscheinungen, die in ihren Gesichtskreis traten, mit ihrem altklugen Kinderurteil. Ihr schmaler Mund verzog sich leichter zu einem spöttischen Lächeln, als daß er ein fröhliches Gelächter oder Schreien hätte hören lassen. Denn dieses junge Geschöpf, das nur die Weberstube, ein Stückchen Dorfstraße und die Schulbank kannte, hatte doch ein fertiges Weltbild im Kopfe, war ein kleiner selbstbewußter, spröder, scharf beobachtender und scharf urteilender Mensch.

Jung, wie sie war, hatte Anna schon mancherlei durchgemacht. Sie war das Sorgenkind der Mutter gewesen, von ihr verwöhnt und gehätschelt, von den älteren Geschwistern eher scheel als freundlich angesehen und gelegentlich geneckt und gequält. Dann mit einem Male durch der Mutter Tod verwaist und als einziges Kind eine viel wichtigere Person als vordem.

Sehr bald wurde sich Anna ihrer besonderen Stellung bewußt. Schon in zartem Alter übersah sie ihren Vater. Der Witwer war ängstlich von Natur,

ratlos, zaghaft und in allem, was nicht sein Gewerbe betraf, unbeholfen. Er bedurfte der Abwartung und Fürsorge, war gewöhnt, daß ihm jemand das Essen zubereite, sich um seine Kleidung kümmere, alles, was nötig, herbeischaffe und bedenke, während er vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht am Webstuhl saß und wirkte.

Die kleine Anna nahm nach und nach die Führung des Hauswesens an sich. Große Kochkünste waren eben nicht nötig. Frühmorgens Haferschleim, mittags Kartoffeln und Heringstunke, im besten Falle gab es mal Speck dazu oder Wurst, abends wieder Kartoffeln mit Salz oder Schmalz; die übrigen Mahlzeiten wurden mit Butterschnitten und Kaffee bestritten.

Früh, ehe Anna zur Schule ging, setzte sie das Essen an, schärfte dabei dem Vater ein, daß er gelegentlich nachlege und den Topf rücke. Wenn sie wiederkam, füllte sie dann die Speise um in die große, runde Schüssel, aus der sie tagaus tagein gemeinsam aßen. Den trüben und herzlich dünnen Kaffee trank man dazu aus braunen Henkeltöpfen. Zwar besaß man Teller und Tassen; Blumen waren darauf gemalt, Rosen und Vergißmeinnicht, auch mancher sinnige Spruch in Goldschrift. Wohlverwahrt standen solche Kostbarkeiten im Spind; aber nur zum Staatmachen waren sie da. Auf den Gedanken, dergleichen zum Essen und Trinken zu benutzen, wäre man niemals gekommen.

Bei diesen beiden Menschen drehte sich von früh bis spät alles um die Weberei. Zittelgust arbeitete für einen Fabrikanten, der eine größere Anzahl Handweber beschäftigte. Da der Weber sich um nichts weiter zu kümmern brauchte als um die Leinewand, die er gerade auf dem Stuhle hatte, da keine Feldarbeit, keine andere

Hantierung ihn abzog, brachte er eine Menge vor sich. Die kleine Anna stellte ihm auch darin eine tüchtige Gehilfin. Zwar zum Wirken war sie zu schwächlich, aber das Treiben und Spulen hatte sie schon früh gelernt. Auch beim Andrehen und Scheren ging sie dem Vater zur Hand wie beim Aufbäumen der Kette. War aber einmal das Garn verworren oder der Faden gerissen, dann verstand sie es mit ihren geschickten kleinen Fingern, wie niemand anders, das Ganze wieder in Schuß zu bringen.

In allen schwierigen Fragen verließ sich der Vater auf sie. Zittelgust war zwar durchaus nicht etwa dumm, aber die angeborene Ängstlichkeit hinderte ihn häufig, von seinem Verstande Gebrauch zu machen.

Wenn nicht die kleine Anna gewesen wäre, hätte er sich von aller Welt übers Ohr hauen lassen. Aber das Kind war auf dem Posten; Anna paßte auf, daß der Kaufmann den Vater nicht überteure, sie kümmerte sich darum, ob der Fabrikant die entsprechende Menge Garn geliefert habe und daß dem Weber bei Ablieferung der Leinewand keine ungerechtfertigten Abzüge gemacht würden.

Bei alledem versäumte das Kind seine Schulpflichten nicht. Anna Zittel war eine der besten Schülerinnen der Dorfschule. Sie schrieb eine saubere Handschrift, rechnete fix und konnte ihre Gesangbuchlieder und Bibelsprüche so gut auswendig, daß man sie mitten in der Nacht hätte wecken können, und auf das betreffende Stichwort würde sie Vers oder Lied heruntergeschnurrt haben, wie der Leierkasten sein Stücklein.

Sie war daher ein besonderer Liebling der Lehrer und wurde den anderen Mädchen immer als Beispiel von Fleiß und guten Sitten vorgehalten. Vielleicht

war ihr Verdienst nicht so sehr groß; schwächlich, wie Anna war, konnte sie an dummen Streichen kaum teilnehmen. Und das Lernen wurde ihr eben leicht.

Anna war sich bewußt, etwas Besonderes zu sein. Mit stiller Verachtung blickte sie auf die anderen, minderbegabten Mädchen herab; die Jungen aber, die auf der anderen Seite der Schulstube saßen, waren ihr wegen ihrer Begriffsstutzigkeit lächerlich und wegen ihrer Unmanierlichkeit ein Greuel.

Sie las gern und war die fleißigste Kundin der Schulbibliothek. Die Bücher, die sie von dort mit nach Haus brachte, pflegte sie abends ihrem Vater vorzulesen. Der hatte, wenn er tagsüber am Webstuhle saß, bei seiner mechanischen Tretarbeit Zeit genug, das Gehörte weiter auszugrübeln und zu Ende zu spinnen.

So lebten diese beiden Menschen glücklich und zufrieden miteinander. Zittelgust vermißte das verstorbene Weib kaum noch; seine Anna ersetzte ihm die Lebensgefährtin vollauf. Daß ihn das Töchterchen ein wenig tyrannisierte, empfand er nicht unangenehm; er wollte es gar nicht anders haben.

Der altersgebräunte Webstuhl aber in der Ecke, der nun schon der dritten Generation diente und manches Tausend Ellen Ware geliefert haben mochte, ließ unter dem gleichmäßigen Treten des Webers seinen altmodischen Rhythmus erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, und die Lade brummte und dröhnte, daß man schon von weitem auf der Dorfstraße des Meisters regen Fleiß an der Melodie erkannte, die sein Webstuhl sang.

Selten kam mal jemand zu Besuch. Bei Zittelgust gab's wenig zu holen, das wußten die Nachbarn.

Während Witwer sich sonst oftmals nicht retten können vor dem Ansturm der ledigen Weiber, die ihnen aus Christenliebe helfen und raten wollen in ihrer Einsamkeit, blieb Zittelgust ziemlich verschont von solcher Zudringlichkeit. Er war eben ein armer, dürftiger Schlucker, und keine mannbare Jungfer, keine einsame Wittib riß sich darum, Nachfolgerin zu werden der verstorbenen Frau Zittel.

Nur eine Person kam häufiger ins Haus, das war die Rötschken. Sie war eine Handelsfrau. Ihr Mann besaß draußen am Walde ein Häuschen mit etwas Feld dazu. Die Rötschken hatte kein leichtes Leben. Ihr Mann war ein Bruder Liederlich und Trinker. Sie mußte ihn mitsamt den beiden Kindern erhalten. Wenn sie nicht auf dem Felde arbeitete, dann fuhr sie im Lande umher und handelte mit Schürzenzeug, Haderstoff, Bändern und Leinwandresten, die sie billig aufkaufte und mit Profit loszuwerden suchte. Viel kam dabei nicht heraus; denn was sie etwa auf den Preis schlug, das mußte sie wieder für Eisenbahnfahrt und Schlafquartier an den fremden Orten ausgeben. So kam sie trotz aller Betriebsamkeit auf keinen grünen Zweig, aber sie erhielt sich und die Ihrigen doch wenigstens am Leben.

Mit Zittelgust war die Rötschken von Jugend auf gut bekannt. Sie stammten von einem Jahrgang, hatten in einer Klasse zusammengesessen, waren an einem Ostern konfirmiert worden.

Der Grund, weshalb die Handelsfrau so oft bei ihrem Freunde Zittel einkehrte, war ein praktischer: sie brauchte einen Platz zum Aufstapeln ihrer Ware. Statt die Ballen, Säcke und Stücke bis ans Ende des Dorfes, wo sie wohnte, hinaus zu schleppen, ließ sie sie lieber hier

in der Nähe des Bahnhofs. Bei Zittelgust war die Ware gut aufgehoben; der Weber nahm auch kein Lagergeld, im Gegenteil, wenn die Handelsfrau müde und hungrig von der Reise zurückkehrte, durfte sie sich in der Herberge ausruhen und wärmen, so lange sie wollte, und wenn es der Zufall oder die gute Nase der Rötschken wollte, daß sie in eine Mahlzeit fiel, dann bekam sie reichlichen Anteil von dem, was gerade auf dem Tische stand.

Dafür erzählte sie dann dem Weber, der nie aus seinen vier Pfählen herausgekommen war, wie es draußen in der Welt zugehe, wie schlecht die Menschen seien, welche Schwierigkeiten man habe, sein Geld von den Kunden herein zu bekommen, und welche Listen man anwenden müsse, um ehrlich durchzukommen. Auch die Sehenswürdigkeiten in den Städten wußte sie mit beredtem Munde zu schildern, gelegentlich auch flocht sie mal die Schilderung eines schrecklichen Unglücksfalles ein. Zittelgust hörte ihr mit offenem Munde zu; ihre Besuche bedeuteten ihm willkommene Zerstreuung. Die Rötschken mit ihren Erzählungen ersparte ihm das Halten einer Zeitung.

Lina Rötschke war ein derbes, rotwangiges, kerngesundes Frauenzimmer. Unverdrossen und skrupellos schritt sie durchs Leben. Jede Gelegenheit verstand sie auszunutzen, alles, auch das Geringste, zu Rate zu ziehen. Wo hätte sie sonst bleiben sollen mit einem verschuldeten Grundstück, einem Mann, der trank, und Kindern, die noch nicht aus der Schule waren! — Sie hatte neben ihrem Hausierhandel noch einige kleine Nebenbeschäftigungen, die gelegentlich was abwarfen, so das Vermieten von Mägden an Bauern oder von Kindermädchen und Ammen in die Stadt. Auch mit

Heiratsvermitteln gab sie sich ab, wenn es gerade in den Gang der Geschäfte paßte. Kurz, die Rötschken war eine vielbeschäftigte, vielerfahrene Person, die nicht leicht etwas verblüffte oder ratlos fand.

Anna liebte die Freundin des Vaters nicht. Jedes Butterbrot, jede Tasse Kaffee, welche die Handelsfrau bei ihnen verzehrte, war in Annas Augen unverantwortliche Verschwendung. Daß der Vater so viel Gefallen fand an der Unterhaltung mit der Person, paßte ihr ganz und gar nicht. Anna war eifersüchtig, fühlte sich beeinträchtigt in dem, was sie für ihr alleiniges Recht ansah. Instinktiv witterte das Kind in dieser Frau eine Rivalin und lehnte sich gegen den fremden Einfluß, von dem sie ihr Machtgebiet bedroht sah, auf. Daß die Rötschken allerhand Versuche machte, ihre Freundschaft zu gewinnen, änderte nichts an Annas ablehnendem Verhalten. Das Kind ließ sich so leicht nicht kirren.

In der letzten Zeit klagte die Rötschken oft, wenn sie bei ihrem Freunde Zittelgust einkehrte, über schlechten Geschäftsgang. Auch daheim hatte sie viel Sorge und Not. Der Mann trieb es schlimmer denn je, in der Betrunkenheit schlug er alles kurz und klein. Ihre beiden Kinder, die nun aus der Schule waren, hatte sie in die Stadt getan, den Jungen als Lehrling, die Tochter als Dienstmädchen. Das bedeutete eine Erleichterung, aber auf der anderen Seite fehlten ihr diese Hände in der Hauswirtschaft und auf dem Felde. Alles blieb da liegen; denn der Trunkenbold von Mann saß in der Schenke und wollte keine Arbeit anrühren.

Eines Tages nun kam die Rötschken in ungewöhnlicher Erregung zu Zittelgust herein. Sie war auf dem Wege zum Standesbeamten und zum Pfarrer. Ihr Mann war die Nacht zuvor im Säuferdelirium ge-

storben. Die Trauer der Jungverwitweten war zwar anscheinend nicht groß; immerhin brachte sie anstandshalber ein paar Tränen hervor, wohlbedacht, ihren Vorrat nicht vorzeitig zu erschöpfen. Denn sie brauchte deren noch im Pfarrhause und verschiedenen Freunden und Bekannten gegenüber.

Zum Begräbnis ging Zittelgust selbstverständlich mit. Anna hatte ihm den langschößigen Kirchenrock und den abgeschabten Zylinder ausbürsten müssen. Das Mädchen stand am Fenster, als der Zug vorbeikam. Ihrem Blicke entging nichts. Sie sah die Rötschken hinter dem Sarge schreiten, schwarz angetan, das weiße Taschentuch vor den Augen — wie es sich für die Witwe schickt —, der Vater schritt unter den Nachbarn.

Dem Kinde war nicht wohl zumute. Ohne daß sie recht den Grund dafür gewußt hätte, sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß für sie nunmehr böse Zeiten kommen würden.

Der Vater kam spät heim. Er war in einem Zustande, den sich Anna zunächst gar nicht erklären konnte. Er sang und erzählte allerhand verworrenes Zeug. Bis das Mädchen, als sie ihm den Kirchenrock abnahm, am Geruche merkte, daß er Schnaps getrunken habe. Sie hatten den Hingang des Säufers in der Schenke gebührend gefeiert.

Fortan kam die Rötschken öfters noch als vordem; war sie doch nun verwitwet und in ihrem Tun und Lassen unbehindert.

Nicht bloß, um sich ein wenig auszuruhen, ihre Sachen abzulegen und eine Stärkung zu sich zu nehmen, sah man die Handelsfrau jetzt bei ihrem Freunde aus- und eingehen, auch außer der Zeit kam sie, blieb stundenlang; und manchmal sahen neugierige Augen sogar des

Abends spät die Witwe das Haus des Witwers verlassen. Man fing an, über die beiden zu sprechen.

Der Weber Zittel begann seine Angewohnheiten völlig zu ändern. Er kaufte sich einen neuen Anzug. Beim Weben trällerte er allerhand lustige Melodien vor sich hin. Des Abends ging er jetzt häufig aus, und Anna konnte nicht von ihm erfahren, wo er sich dann hinbegebe. Aber in ihrem klugen Kopfe brachte sie seine Ausgänge zusammen mit jener Frau, die sie niemals hatte leiden können.

Ein Gefühl großer Bitterkeit bemächtigte sich der Kindesseele. Die Kleine fühlte sich verdrängt, entthront. Den Vater zu pflegen, stets um ihn zu sein, ihn zu leiten und für ihn zu sorgen, war ihr gutes Recht und ihr ganzes Glück gewesen. Nun wollte eine andere ihn ihr abspenstig machen! —

Anna machte kein Hehl aus dem, was sie empfand. Sie behandelte den Vater barsch und unfreundlich, seit der sich mit der Rötschken so tief eingelassen. Zittelgust hatte dem Mädchen gegenüber kein gutes Gewissen. Wenn er des Nachts spät zurückkam, stahl er sich ins Bett wie ein Sünder, um Annas Fragen, wo er gewesen, zu entgehen.

Neun Monate etwa waren verflossen, seit die Rötschken ihren trunkenboldigen Mann beerdigt hatte, da kam sie eines Sonntags frühzeitig, um Zittelgust zum Kirchgang abzuholen. Sie war besonders feierlich angetan in einem lila Kleid, mit einem prächtigen Hut, von dem herab künstliche Blumen nickten, während man Lina Rötschke bisher nur in einfachster Gewandung mit einem Kopftuch in der Kirchfahrt erblickt hatte.

Sie trug ein längliches Paket unter dem Arm, das sie mit feierlicher Miene auf den Tisch niederlegte.

Dann rief sie die kleine Anna herbei, die verdutzt in der Ecke gestanden hatte, die ungewohnte Pracht dieses Aufzuges anstaunend.

„Na, kumm ack, Madel! Bis ack nich tumm. Hier ha'ch der och was mitgebracht!" hieß es. Da Anna nicht dazu zu bewegen war, entfernte die Rötschken selbst die Hülle von dem Paket. Ein Stück bunten Kleiderstoffs kam zum Vorschein. „Das is für dich, Madel, zu an Kleede. Sieh der 's ack an! Da wirst de schiene drin giehn, zur Hurt!" Dabei stieß sie Zittelgust, der verlegen kichernd dabei stand, mit dem Ellbogen an. „Nu ja doch! Se muß doch och mit zur Kirche, wenn der Vater sich a Weib nimmt! Heute is 's erste Aufgebot von der Kanzel, daß de 's nur weeßt!"

Anna sagte kein Wort des Dankes. Steif wie ein Stock stand sie vor dem Kleid, das sie geschenkt bekam.

Dann ging der Vater mit der Rötschken zur Kirche. Sie wollten sich doch der Gemeinde zeigen als Brautpaar und das Aufgebot persönlich mit anhören. Mittags kamen sie nach Haus und nahmen das Essen ein, das Anna gekocht hatte. Dabei gab es allerhand Scherze, verstohlenes Händedrücken, Anstoßen und Streicheln zwischen den Liebesleuten.

Anna saß mit weit aufgerissenen, erstaunten Augen dabei. Die beiden ließen sich durch die Anwesenheit des Kindes nicht in ihren Zärtlichkeiten stören. Nachmittags unternahmen sie einen Ausflug. Anna wurde zu Haus gelassen; es hieß, sie vertrage das weite Gehen nicht.

Es wurde über die beiden viel im Dorfe hin und her gesprochen. Zwar war es durchaus nichts Ungewöhnliches, daß ein ehrbarer Witwer eine ehrbare Witfrau zum Weibe nahm — was man einmal mit

heiler Haut durchgemacht hatte, konnte man schließlich auch ein zweites Mal riskieren. — Trotzdem forderte diese Verbindung das Kopfschütteln der Leute heraus.

Lina Rötschke war bekannt als eine praktische Frau, die das Gras wachsen hörte. Mit dem ersten Manne war sie hereingefallen, und nun, wo sie den glücklich los war, nahm sie sich, kaum daß das Trauerjahr um war, einen neuen. Und was für einen! —

Was versprach sie sich eigentlich von dem Weber? Dieser hiefrige, lendenlahme, dürftige Stubenhocker! Eine Frau wie sie nahm es doch bequem mit einem halben Dutzend von seiner Sorte auf. Und dazu als Anhang das kränkelnde Kind von der ersten Frau. Ordentlich zugreifen würde Anna kaum jemals lernen, und dabei wollte sie doch auch gefüttert sein.

So sprachen die Nachbarn weise hin und her. Da sah man's wieder einmal, wie die Verliebtheit selbst die gescheitesten Weiber rappelköpfisch machte! —

Die Leute hatten gut reden. Die Rötschken wußte ganz genau, was sie tat. Verliebtheit war kaum im Spiele; die lag nicht in ihrer Natur.

Lina Rötschke rechnete so; ihr erster Mann hatte ihr und den Kindern ein Grundstück hinterlassen, das hoch verschuldet war. Der Sohn, der sich an das Stadtleben gewöhnt hatte, bedankte sich dafür, ins Dorf zurückzukehren und dort unter schwierigen Verhältnissen zu wirtschaften; ähnlich hatte sich die Tochter geäußert.

Aber jemand mußte doch sein, der nach Haus, Stall und Feld sah, während die Besitzerin verreist war. Denn die Rötschken gedachte ihren Handel keineswegs aufzugeben; im Gegenteil, jetzt wollte sie das Geschäft in größerem Maßstabe betreiben. Sollte man nun für

die kleine Wirtschaft eine Magd annehmen oder gar einen Knecht? — Das kostete schweres Geld, und dann machten einem die Leute nichts recht, verdarben mehr, als sie schafften, und wenn man sie scharf vornahm, kündigten sie einem womöglich den Dienst auf. Alles das paßte der Rötschken nicht. Sie wollte jemanden haben, der ihr widerspruchslos Gehorsam leistete, der niemals aufmuckte und von dem man nicht befürchten mußte, daß er eines Tages davonlaufe.

Diese Person glaubte sie in dem Weber Zittel gefunden zu haben. Daß er ein Schwächling war, ängstlich und verschüchtert, sah sie natürlich auch. Aber in ihren Augen bedeutete das keinen Fehler. Ihr erster Mann war in seinen guten Tagen ein Riese gewesen an Kraft; gar manchmal hatte sie darunter zu leiden gehabt. Da lobte sie sich den sanften Gust, der würde ihr aus der Hand fressen. Daß er ein Kind mitbrachte in die Ehe, war zwar nicht angenehm; aber schließlich hatte jeder Mensch seine Fehler. Anna war kränklich und würde vielleicht jung sterben; und wenn sie am Leben blieb, konnte man sie beschäftigen mit Weben oder in der leichten Feldarbeit. Einen halben Dienstboten ersetzte einem das Mädel doch, wenn man sie richtig herannahm.

Alles das überschlug die kluge Frau im Geiste, stellte Ziffer gegen Ziffer, Posten gegen Posten. Und das Resultat der Berechnung war, daß ein Plus herauskam für die Verbindung mit Zittelgust.

Nachdem sie sich ihm einmal anverlobt hatte, nahm sie auch sofort alles energisch in die Hand. Die Wohnung, welche der Weber seit vielen Jahren innegehabt hatte, wurde gekündigt; in Zukunft sollte er ja bei ihr wohnen.

Zittelgust fügte sich murrlos in alles. Er war trotz seiner Jahre verliebt bis über die Ohren in die Braut. Ihm hing der Himmel voller Geigen. Nun werde er erst anfangen zu leben, glaubte er. Die Warnungen der Nachbarn wurden von ihm verlacht als müßiges Geschwätz oder boshafte Mißgunst. Und auch die trübe Miene seines Töchterchens beachtete er nicht weiter. Anna verstand wohl nichts davon, sah nicht, daß auch für sie dieser Wechsel ein großes Glück bedeute.

Leichten Herzens nahm er Abschied von allem, was bisher sein Glück ausgemacht, von den vier Wänden, in denen er mit der verstorbenen Gattin Leid und Freud durchlebt hatte.

Anders faßte die kleine Anna die Veränderung auf. Sie hing voll Liebe an dem Raume, der niederen Weberstube, in der sie ihr junges Leben zugebracht, an der ganzen vertrauten Umgebung, dem Stückchen Dorfstraße, das man vor den Fenstern hatte, an allem ringsum. Ihr war zumute, als müsse sie eine Reise antreten in ein fernes, unbekanntes Land, weil sie diesen Teil des Dorfes verlassen und eine Viertelstunde weiter ziehen sollte.

An alles das aber, was die Rötschken erzählte von ihrem Hause, dem Grasgarten dabei mit den Obstbäumen, den Ziegen im Stalle, den Hühnern und Gänsen, die sie besitze, glaubte Anna einfach nicht. Und als sie es nach einem Besuche in dem neuen Heim doch schließlich mit eigenen Augen sah und nicht mehr wegleugnen konnte, verachtete sie es im Herzen. Ihre Holzstube war doch viel schöner gewesen als alles, was die fremde Frau besaß. Das Kind war nun mal entschlossen, diese Person zu hassen, von der sie wußte, daß sie ihr und des Vaters Unglück bedeute.

Anna blieb still und verschlossen, klagte nicht, lebte alles das stumm in sich hinein. Was wollte sie tun? Sie war ja ganz in der Hand der Erwachsenen. Keinen Freund besaß sie, niemanden, dem sie ihr Leid hätte klagen dürfen.

Ihre Erholung war die Schule. Dort galt sie etwas, dort konnte sie zeigen, daß auch sie etwas sei. Während die anderen Mädchen ihres Alters bereits von Liebschaften tuschelten, sah sie dem Augenblicke, wo die Schulzeit zu Ende sein würde, mit Bangen entgegen. Denn was sollte dann aus ihr werden? —

Die Hochzeit hatte stattgefunden. Die Rötschken hieß nun Frau Zittel, und ihr Mann war mit der kleinen Anna zu ihr gezogen.

Das Haus lag als letztes des Dorfes oben am Waldrande. Den Kirchturm und die Fabrikesse sah man ganz aus der Ferne. Es war wirklich, als sei man in eine andere Welt versetzt. Hier gab es keine Dorfstraße, nur ein schmaler Feldweg verband das Häuschen mit der übrigen Welt. Zum Schulweg brauchte Anna jetzt eine halbe Stunde Zeit, während sie früher nur über die Straße gesprungen war.

Und gar verändert war das Leben, das sie hier oben führten. Wenn der Tag kaum graute, mußte aufgestanden werden. Die Hausfrau trieb ihre Leute zeitig aus den Federn und stellte sie zur Arbeit an.

Jede Minute war da ausgefüllt. Die Ziegen wollten gefüttert sein, die Eier mußte man zusammensuchen aus den Verstecken, wohin die eigensinnigen Tiere sie gelegt hatten. Und war man in Haus und Hof fertig, dann ging's hinaus aufs Feld. Zittelgust, der niemals Hacke und Spaten in der Hand gehabt hatte, sollte bei seinen Jahren noch lernen, Feldarbeit

verrichten. Er stellte sich dabei jedoch so hoffnungslos ungeschickt an, daß es die Frau bald aufgab, ihn vor die Egge zu spannen, ihn das Gras mähen oder das Getreide dreschen zu lassen. Nicht mal einen Schubkarren mit dem Jauchenzuber konnte er hinausfahren, ohne umzuwerfen. Schließlich richtete er nur Schaden an. Da war er noch besser hinter dem Webstuhle untergebracht.

Um so mehr wurde die kleine Anna von der Stiefmutter nützlich gemacht. Zu Arbeiten wie Unkrautjäten, Gießen, Rechen, Heuwenden, Pflanzen, Kartoffelhacken und dergleichen war sie ganz gut zu verwenden. Auch das Besorgen des Kleinviehs hatte sie sehr bald erlernt. Im stillen wunderte sich Frau Zittel, wie geschickt und gelehrig das Kind sei. Nur aus dem Schlaf war sie so sehr schwer zu wecken. Ordentlich angefaßt wollte sie sein, um sie früh wach zu bekommen. Nun, daran ließ es die Stiefmutter nicht fehlen. Eine Dienstmagd konnte nicht schärfer zur Arbeit angehalten werden als das schwache Kind.

Zittelgust saß also auch im neuen Heim tagein tagaus am Webstuhl. Er war sehr fleißig. Hinter ihm stand seine Frau, die es nicht an aufmunternden Bemerkungen fehlen ließ, wie: wer essen wolle, müsse auch arbeiten, und sie habe keine Lust, einen faulen Mann auf ihrem Buckel durchzuschleppen.

Das Feld lag dicht am Hause. Selbst wenn sie draußen war, konnte die Gattin daher feststellen, ob der Mann daheim auch schön fleißig sei. Wenn dort der Webstuhl mal aussetzte, dann kam sie herbeigeeilt und fragte durchs Fenster, warum er nicht wirke.

Zittelgust fand, daß zwischen seiner ehemaligen Freundin, der Rötschken, und seiner jetzigen Frau ein

gewaltiger Unterschied bestehe. Manchmal beschlich ihn ein Ahnen, daß er, als er den Witwerstand aufgegeben, die größte Dummheit seines Lebens begangen habe. Aber er hütete sich wohl, die Gattin von solchen Anwandlungen etwas merken zu lassen. Schlecht genug würde ihm das bekommen sein.

Die besten Zeiten für ihn waren die, wenn seine Frau verreiste. Dann kochte Anna für ihn, und er webte; das erinnerte beide an die schönen Zeiten, wo sie allein miteinander gehaust hatten. Aber selbst aus der Ferne übte die Gestrenge ein unsichtbares Regiment aus über die beiden Menschenkinder. Zittelgust sowohl wie Anna wußten, daß sie, zurückgekehrt, mit scharfem Auge feststellen würde, was in ihrer Abwesenheit im Hause vor sich gegangen sei; ob Anna die Tiere gut versorgt und die aufgetragene Arbeit in Garten und Feld richtig ausgeführt habe. Wehe den beiden, wenn sie nach Ansicht der Hausfrau müßig gewesen waren. Dann gab es harte Worte. Und es blieb nicht immer beim Schelten allein. Frau Zittel hatte ein recht leichtes Handgelenk, das sie nicht gern aus der Übung kommen ließ.

Der Herbst kam heran. Die Äpfel und Birnen im Garten reiften. Aber Zittelgust und Anna, die vordem viel davon zu hören bekommen hatten, wie wohlschmeckend solcher Fruchtsegen sei, fanden sich betrogen in ihrer Hoffnung, hiervon etwas zu genießen. Das Obst wanderte zum Händler. Auch die Gänse und Hühner, die man mit soviel Mühe aufgezogen hatte, wurden zu Geld gemacht, statt daß man sie, wie Zittelgust allzukühn geträumt, in der eigenen Pfanne gesehen hätte.

Mit dem Herbst kam die kühlere Witterung, die

kurzen Tage und langen Nächte. Ganz anders pfiff der Sturmwind hier oben um den Giebel als unten im warmen Dorf, wo ein Haus das andere schützte. Anna lag manchmal des Nachts wach in ihrer Kammer und hörte mit Grauen, wie der Wind hohltönend über das freie Feld gestrichen kam und wie es im nahen Walde brauste, knackte, heulte und ächzte. Furchtbare Geräusche waren das für das Weberkind, das nur das gemütliche Klappern und Brummen des Webstuhls gewöhnt war. Die freie Natur flößte ihr Bangen ein. Der Wald, in den sie nie den Fuß gesetzt hatte, stellte sich ihrer Phantasie dar als der düstere Sitz einer Horde böser Geister, die es auf sie abgesehen hatten.

Noch Schlimmeres brachte der Winter. Hohe Schneemauern umgaben das kleine Haus, daß man kaum aus den niederen Fenstern blicken konnte. Da mußte die kleine Anna Besen und Schaufel zur Hand nehmen, um Weg und Steg frei zu machen.

Und dabei war sie so furchtbar müde, alle Glieder taten ihr weh. Am liebsten wäre sie früh gar nicht mehr aufgewacht. Es kam vor, daß Anna in der Schule einschlief vor Ermattung. Schon lange gehörte sie nicht mehr zu den besten Schülerinnen. Sie, die Strebsame, Wißbegierige, war laß geworden, träge und gleichgültig. Selbst der Konfirmationsunterricht, der nunmehr begonnen hatte, und die Aussicht, zu Ostern aus der Schule zu kommen, änderten daran nichts. Für sie gab's ja keine Hoffnung auf Besserung; ihr Leben würde nach wie vor elend und qualvoll bleiben. Viel besser wäre es gewesen, wenn der Tod sie mitgenommen hätte, als er damals die Mutter und die älteren Geschwister holte.

Wenn sie auf dem Wege zur Schule an dem Hause

vorbeischlich, in dem sie vordem gewohnt hatte, dann kam ihr alles, was gewesen war, wie ein Traum vor. Kaum daß sie begreifen konnte, daß sie und die Anna von damals ein und dieselbe Person seien. Wie hatte sich in dem kleinen, einfachen Hause, das ihrer Erinnerung dennoch wie ein Paradies erschien, alles verändert! Hier wohnten jetzt Leute, die aus der Fremde zugezogen waren. Eine Familie mit einem Haufen halberwachsener Kinder, die in die nahe Fabrik auf Arbeit gingen. Laute, wilde Gesellschaft war's. Kein Webstuhl klapperte mehr in der Ecke. Wüst und schmuddelig sahen Wände, Fenster und Gerät aus, wie Anna feststellte, als sie, von Neugier getrieben, einen Blick in das alte, traute Stübchen warf.

Eines Morgens, als die Stiefmutter sie wie gewöhnlich frühzeitig weckte, vermochte Anna sich nicht vom Lager zu erheben. Es ging nicht, beim besten Willen ging's nicht. Ihr Rücken war wie gebrochen.

Die robuste Frau hielt das für Verstellung. Sie wollte Anna mit Gewalt antreiben, riß sie aus dem Bett empor. Aber das hatte nur zum Erfolg, daß sich das Kind mühsam bis zur Tür schleppte und dort ohnmächtig zusammenbrach. Nun mußte Frau Zittel doch einsehen, daß es sich hier nicht bloß um Verstellung handle.

Anna konnte von da ab den weiten Schulweg nicht mehr zu Fuß zurücklegen. Man kam auf folgendes Auskunftsmittel: die Kinder der nächsten Nachbarn spannten sich vor einen Handwagen. Da hinein wurde Anna gesetzt. Leicht war sie ja! So ging es im Galopp, mit menschlichen Pferden, erst den schmalen Feldweg hinab und dann auf der Dorfstraße fort zur Schule. Mit gelblichem Gesicht, verlegen lächelnd, saß Anna in dem kleinen Fahrzeuge. Sie schämte sich, daß ihr

Zustand auf diese Weise vor aller Welt offenbar werde.

Aber nach einiger Zeit ging auch das nicht mehr. Anna war zu schwach, das Bett zu verlassen. Lange wurde darüber hin und her beraten, ob man den Doktor holen solle. Wenn's nach Zittelgust allein gegangen wäre, hätte man ihn gerufen; der Vater wollte die kleine Anna nicht gern hergeben. Aber er hatte ja nichts zu bestimmen; die Hausfrau regierte, und die war der Ansicht, daß der Arzt zu kostspielig sei. Es wurde versucht, Anna mit allerhand Kräutern, Einreibungen und Mixturen wieder auf die Beine zu bringen.

Frau Zittel war durchaus keine böse Frau; im Grunde ihres Herzens lebte eine gewisse Gutmütigkeit. Sie war gesund und kräftig von Natur, und wie es bei solchen Menschen manchmal der Fall ist, war sie grausam aus reiner Naivität. Die Krankheit der anderen kam ihr wie Unrecht, zum mindesten wie Dummheit vor.

Die Kraft hat eben keine Geduld mit der Schwäche. Munter und leichten Sinnes schreitet der Starke über den Schwächling hinweg und empfindet dessen Gebrechen womöglich noch als Beleidigung. Frau Zittel klagte oft ganz ernsthaft, daß sie schön hereingefallen sei bei ihrer zweiten Heirat. Ein Mann, der zu nichts tauge als zum Weben, und dazu ein sieches Kind, das, statt Arbeit zu verrichten, welche verursache. Ihr war wirklich ein schweres Kreuz auferlegt vom lieben Gott! —

Schließlich mußte sie sich doch entschließen, den Doktor kommen zu lassen. Es geschah mehr, um das Gerede der Leute zum Schweigen zu bringen, als um Annas willen. Das Dorf sollte kein Recht haben, sie eine böse Stiefmutter zu nennen.

Der Arzt bezeichnete Annas Leiden als ein schweres.

Er gab keine Hoffnung, daß das Kind jemals wieder hergestellt werden könne.

Von dem Augenblicke an, wo feststand, daß es mit der Stieftochter zu Ende gehe, war Frau Zittel die Gutherzigkeit in Person gegen die Kranke. Während man die Lebende hatte verkommen lassen, mußte der Sterbenden jeder Wunsch erfüllt werden, und wäre er noch so unvernünftig gewesen.

Die kleine Anna, deren Bedürfnisse früher die bescheidensten gewesen waren, äußerte mit einem Male Gelüste nach allerhand Leckerbissen. Beim Landvolke sind solche Wünsche eines vom Tode gezeichneten Menschenkindes geheiligt. Die Stiefmutter scheute keinen Weg, keine Kosten, zu schaffen, was Anna heischte.

Für einige Wochen tyrannisierte die Sterbende so das ganze Haus. Ihr Bett war hinuntergeschafft worden in die große Stube, damit sie warm liegen solle. Der Vater mußte nach ihrem Kommando springen, ihr dies und jenes herbeiholen, an ihrem Bette sitzen und ihr vorlesen. Es war, als sei die gute Zeit zurückgekehrt, wo die beiden allein gewesen waren und Anna unumschränkt über ihn geherrscht hatte.

Einmal kam auch der Pastor und betete mit ihr. Von da ab wurde sie stiller, teilnahmloser scheinbar. Es war ihr nun wohl zum Bewußtsein gekommen, daß der liebe Gott ihren Wunsch erfüllen wolle, sie zu sich zu nehmen.

Eines Nachts wurde das Ehepaar Zittel durch anhaltendes Klopfen von der großen Stube her geweckt. Das war das verabredete Zeichen, durch welches die Kranke sich meldete. Die Frau eilte aus dem Schlafzimmer hinunter. Aber Anna wehrte sie mit ungeduldiger Gebärde ab. Sie wollte den Vater haben.

Mit kundigem Blicke sah die Stiefmutter, daß es hier zu Ende gehe. Das waren die starr in weite Ferne gerichteten Augen, das verlängerte Gesicht, die unruhig arbeitenden Hände, welche die haben, die sich zur letzten Reise anschicken.

Sie eilte in die Kammer zurück und zerrte ihren Mann, der sich eines festen Schlummers erfreute, am Arme. „Gust, wach uff! 's Madel will sterben.“

Zittelgust dehnte und reckte sich. Gähnend fragte er, warum man ihn mitten in der Nacht wecke. Als er endlich begriffen hatte, um was es sich handle, fuhr er hastig in die Hosen und eilte hinab.

Der ungewohnt vergeistigte Ausdruck im Angesicht seines Kindes machte ihm alles klar. Er ließ sich an Annas Lager nieder und begann zu weinen. Eine Ahnung überkam ihn, daß das Beste, was er auf der Welt besitze, nunmehr unwiederbringlich von ihm genommen werden solle. Er dachte an seine erste Frau und die beiden Kinder, die er schon verloren. Gerade so hatten die auch drein geschaut in ihrem letzten Kampfe.

Doch weinte er eigentlich mehr über sein eigenes trauriges Geschick als über Anna. Daran, die Sterbende aufzurichten und zu trösten, dachte er nicht. Das Kind war selbst in seiner Schwäche noch mutiger und klüger als er. „Weent ack nich, Vater!“ sagte sie. „Wenn 'ch nuff kumma und 'ch sah de Mutter, hernachen wer 'ch 'r alles derzahlen.“

Nach einer Weile fragte sie mit hoher, pfeifender, kaum noch verständlicher Stimme, ob eine Leinewand auf dem Stuhle sei. Zittelgust bejahte; er hatte vor kurzem erst aufgebäumt. Anna bat ihn durch Zeichen — sprechen konnte sie schon nicht mehr —, daß er sich an

den Webstuhl setzen möge. Er tat es und fing an zu wirken.

Der Stuhl ließ seine bekannte Melodie erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, die Lade brummte und dröhte.

Das Weberkind lauschte den vertrauten Tönen wie einer herrlichen Melodie. Ein beseligtes Lächeln huschte leicht über das schneeweiße Gesicht. Allmählich wich alle Spannung aus den Zügen. Das Köpfchen lag nach der Ecke gewandt, wo der Vater saß und webte.

Vom Rhythmus des alten Webstuhls wie von Engelsflügeln emporgehoben, so entfloh die junge Seele aus ihrem ärmlichen Gefängnis.

---

# Ein wilder Schößling.

Die Einwohnerschaft eines jeden Dorfes hat ihre ausgesprochene Physiognomie. Und wiederum innerhalb der Dorfgenossen gibt es Gruppen, Stämme, Sippschaften, welche sich scharf voneinander abheben in äußeren und inneren Zügen, in Lastern, Tugenden und Fähigkeiten.

Einer Wiese vergleichbar ist die Menschenwelt des Dorfes. Von weitem mag sie wie eine gleichmäßig grüne Fläche langweiliger Grashalme erscheinen, aber steht man drinnen, dann sieht man, daß von diesen Halmen jeder seine Eigenart hat. Man erkennt, wie sie einander überwuchern und durchschlingen, man sieht, wie die stärkere Art andere minder lebensfähige verdrängt, man beobachtet, wie einzelne Gewächse ihre Ausläufer unterirdisch weithin versenden, wie ein einziges, zur Reife gelangtes Individuum seinen Samen verstreut und sich verhundertfacht. Zwar überwiegt die große Masse der braven, grünen Grashalme, die nach einer Richtung wachsen und sich alle in vorschriftsmäßiger Höhe halten, aber dazwischen gibt es auch Moose, die den Boden verfilzen, üppige Binsen, geile Stauden, anschmiegende Schlingpflanzen, zarte Blumen. Und dort schießt auf einmal ein fremdes, wildes Gewächs empor, das scheinbar gar nicht zu dieser biederen Gesellschaft gehört, selbstbewußt frech in der Haltung, ein Ding, das nach anderen Gesetzen zu leben gesonnen ist als die harmlose Nachbarschaft.

Es reizt, den Gründen dieser Erscheinungen nachzuforschen, man möchte für die Geschichte des Einzelnen Erklärung finden in der Geschichte seiner Art, möchte die Erlebnisse der Vorfahren kennen, die Mischung des Blutes in grauer Vergangenheit ergründen, die Entwickelung der ganzen Sippe bis auf unsere Tage herab verfolgen dürfen.

Aber die Bauern kennen keine Genealogie, sie haben keine Ahnengalerien und Stammbäume. Ihre Sinne sind auf die Notdurft des Augenblickes gerichtet; um die Vergangenheit bekümmern sie sich nicht. Der Bauer hält sich an das, was ist; sich den Kopf zu zerbrechen darüber, wie und warum es geworden, das überläßt er den Gelehrten, die nichts Vernünftigeres zu tun haben auf der Welt. Kaum daß man von einem Landmanne erfahren kann, wer seine Großeltern gewesen und welche Geschicke sie gehabt.

Darum habe ich auch nichts Sicheres feststellen können über die Herkunft der Familie Kraps im Dorfe Zälowitz, eine Familie, die mich immer auf das lebhafteste interessiert hat. Der Name Kraps kommt nur in diesem Orte vor, während man sonst von den landläufigen Familiennamen in der Regel Vertreter in den benachbarten Ortschaften findet. Auch die Physiognomie dieser Leute weicht von den Gesichtern, welche man sonst in der Gegend sieht, stark ab.

Welcher Wind mag das ursprüngliche Samenkorn dieser absonderlichen Rasse an ihren jetzigen Standort getragen haben?

Einmal erzählte mir eine alte Frau, von der ich über die Sagen des Dorfes, seine Leute und ihre Schicksale mehr erfahren habe als aus dem Kirchenbuche und den sämtlichen Akten des Gemeindeamtes: in Kriegs-

zeiten sei ein verwundeter russischer Soldat in Zälowitz liegen geblieben. Ein halbes Jahr lang habe man ihn gepflegt, dann sei er gesundet zu seiner Truppe zurückgekehrt. Von dem stammten die Krapse ab, behauptete das alte Weib. Aber ihr Bericht ist nicht glaubhaft, denn russisches Kriegsvolk ist nachweisbar niemals in diese Gegend gekommen, weder zuzeiten des alten Fritz noch in den Befreiungskriegen. Immerhin war mir die Erzählung der Alten ein Beweis dafür, daß auch von den Dorfgenossen die Krapse als Fremdlinge, als eine Ausnahme von der Regel empfunden werden, und daß man über ihre Absonderlichkeiten schon in früheren Zeiten gesprochen und nachgedacht haben muß, sonst wäre jene Sage wohl kaum entstanden.

Die Krapse haben eben einige Eigenschaften an sich, die sie in Gegensatz stellen zu allem, was in Zälowitz Herkommen ist. Sie sind dunkel von Hautfarbe, haben schwarze, blitzende Augen, ihr Haar ist wollig, meist von schmutzigbrauner Färbung. Sie sind selten über Mittelgröße, untersetzt gebaut und von außerordentlicher Muskelkraft. So weit ihr Äußeres, das von dem gewohnten Typus unserer blonden, lang aufgeschossenen, helläugigen Bauern stark abweicht.

Die Krapse sind eine außerordentlich frühreife Rasse. Bei den Knaben sproßt der Schnurrbart meist vor der Konfirmation. Ist ein Kraps in der Klasse, so wird er sich dem Lehrer sehr bald unangenehm bemerkbar machen. Er lernt schwer, ist böckisch und widersetzlich und wird stets unter den Kindern sitzen, die mühsam durchgeschleppt werden müssen. Ganz anders steht ein junger Kraps unter den Mitschülern da. Meist der Stärkste in seiner Klasse, herrscht er durch Frechheit, Rücksichtslosigkeit und Verschlagenheit. Bei allen Anschlägen und schlechten Streichen ist

er Führer. Auf die Mädchen wirft ein Sprößling dieser Familie früh sein Auge. Obgleich abstoßend häßlich mit seinem großen Kopfe, dem wolligen Haar, den tiefliegenden Augen und der unreinen Farbe, scheint so ein Bengel den Altersgenossinnen doch nicht übel zu gefallen. Sie lassen sich auf seine dreisten Späße viel eher ein, als auf die Annäherung manches weit schmuckeren Knaben. So geht es weiter. Beim Konfirmationsunterricht hat der Pfarrer seine liebe Not, wenn ein Kraps in der Herde ist. Bei den Jugendbällen, die im nächsten Winter die Schulentlassenen vereinigen, spielt der junge Kraps die erste Rolle. Jetzt kommt die Zeit, wo er Reibungen bekommt mit der Behörde. Denn wenn ein Kraps auf dem Tanzsaale ist, in der Schenkstube, auf dem Festplatz oder der Kegelbahn, dann gibt es Gebrüll, Schlägerei, häufig Auflehnungen gegen den aufsichthabenden Beamten. Denn das ist auch eine Eigenschaft dieser Familie, welche sich früh meldet, sie sind abgesagte Feinde aller Autorität. Jeden Beamten, den Gemeindediener, den Gendarm, betrachten sie als ihren natürlichen Feind, dem Trotz zu bieten oder einen Schabernack zu spielen ihnen Wonne ist.

Eine kritische Zeit für die Krapse ist der Militärdienst. Bei der Truppe müssen sie sich fügen; denn die strenge Ordnung der Kaserne und des Exerzierplatzes kriegt schließlich den Wildesten zahm, selbst eine Krapsnatur. Und da sie körperlich kräftige Leute sind, gute Turner, Schützen und Reiter, zähe und wenn's darauf ankommt, unerschrocken, so würden sie vorm Feinde zu den brauchbarsten Leuten gehören. In Friedenszeiten aber, beim nüchternen Kasernenhofdienst, in der Garnisonstadt mit ihren Versuchungen, bleibt es nicht aus, daß die ungebändigte Kraft eines Kraps mit der Disziplin

in Zusammenstoß gerät. Mehrere von ihnen haben als Soldaten zweiter Klasse geendet, ganz unbestraft ist wohl keiner von der Truppe in die Heimat zurückgekehrt. Zur Ehre der Familie sei aber auch berichtet, daß zwei von ihnen den Heldentod auf Frankreichs Feldern gefunden haben, und daß ein Kraps die Unteroffizierstressen erwarb. Er war der erste und blieb der einzige seines Namens, der eine Charge erlangte. Später machte er dem guten Anfang wenig Ehre. Er gewöhnte sich das Wildern an und wurde von einem Förster in der Notwehr erschossen.

Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern sich die Krapse nicht. Niemals ist einer von ihnen im Gemeinderat oder unter den Schul- und Kirchenvätern zu finden gewesen. Wenn sie eine politische Versammlung besuchen, so geschieht es nur, um dort Radau zu machen. Trinker von Profession kann man sie nicht nennen, sie verschmähen zwar den Branntwein nicht, doch vertragen sie so viel, daß man sie selten berauscht sehen wird. Dagegen waren einige von dieser Familie leidenschaftliche Spieler. Sie sind keine schlechten Arbeiter, besonders dort stellen sie ihren Mann, wo Körperkräfte erforderlich sind. Aber sie haben keine Ausdauer, außerdem wollen sie sich auch den Anordnungen des Arbeitgebers nicht fügen und fangen Händel an mit den Mitarbeitern. Zur Landwirtschaft haben sie noch am meisten natürliche Anlagen, sie verstehen mit dem Vieh umzugehen und greifen beim Pflügen, Aufladen, Graben, Hacken, kurz bei aller schweren Arbeit fest zu. Und doch kommen sie als selbständige Landwirte nicht vorwärts, da sie keine Übersicht haben und in den Tag hinein wirtschaften.

Eine ganz besondere Stellung nehmen die Krapse

dem weiblichen Geschlechte gegenüber ein. Von früher Jugend an kommen sie aus den Liebeshändeln nicht heraus. Rücksichtslos stellen sie dem Weibe nach, das sie begehren, und fast immer haben sie Erfolg. Sie sind als Liebhaber feurig, als Ehemänner brutal. Was ein echter Kraps ist, der prügelt sein Weib. Meist folgt in ihren Ehen ein Kind schnell nach dem anderen; viele von diesen Kindern sterben jung, die Frauen altern frühzeitig und folgen ihren Kleinen. Ein Witwer Kraps aber ist selten um eine neue Braut verlegen. Und er findet auch stets ein Mädchen, das es mit ihm versuchen wird. Abwechselnd Umarmung und Prügel, das wartet ihrer an der Seite des Eheherrn.

Aber die Krapse haben nicht lauter schlechte Eigenschaften. Sie sind zum Beispiel ehrlich. Ihre Strafliste mag noch so schwere Delikte enthalten, Diebstahl und Betrug sind nicht darunter. Ausgesprochener Familiensinn ist ihnen eigentümlich; ein Kraps wird seinen Vater oder Bruder nicht im Stiche lassen in Not, wird ihm aushelfen, so lange er selbst noch etwas hat. Die Krapse sind große Tierfreunde, und über den Tod der Kuh werden sie sicherlich salzigere Tränen vergießen, als an der Leiche der Lebensgefährtin. Auch sind sie leicht gerührt. Der Prediger, der es versteht, sie im richtigen Moment mit dem rechten Worte zu fassen, wird sie zu einer Art Zerknirschung bringen und vielleicht sogar zu Besserungsversprechen, die freilich keine Folgen haben.

Ich sprach bisher nur von den Söhnen dieser merkwürdigen Familie. Die Töchter unterscheiden sich stark von ihnen. Einmal sind sie nicht so häßlich wie die echten Krapse — ja, ich habe Schönheiten unter ihnen gesehen — sodann ist ihr Charakter auch milder, stetiger,

mit einem Worte, gezähmter. Sie werden, wenn sie heiraten, meist tüchtige Hausfrauen, sind arbeitsam und ordentlich, halten das Geld zusammen und sind gute Mütter. Bei ihrer Nachkommenschaft aber schlagen die üblen Seiten der Krapsnatur nicht durch. Ich kenne unter den Kindern und Enkeln solcher Mütter manch tüchtigen Mann in der Zälowitzer Gemeinde.

Die Begüterung der Familie wechselt. Mehrfach haben Krapse wohlhabende Frauen geheiratet, aber fast immer haben sie auch deren Vermögen durchgebracht. Grundbesitz, wenn ihnen solcher zufällt, bleibt selten lange in ihren Händen. Aber zur Ehre der Krapse sei gesagt, daß sie nie so tief sinken, um der öffentlichen Armenpflege anheimzufallen. Sie haben nämlich ihren Ehrbegriff, wenn dieser auch eigener Art ist. Im Zuchthaus, Gefängnis oder in der Korrektionsanstalt gewesen zu sein, bedeutet für einen echten Kraps nichts, ja es ist bei ihm fast Regel, einen Teil seines Lebens in solchem Institut zugebracht zu haben. Aber ins Armenhaus zu gehen, würde ihm sein Stolz niemals erlauben.

Die Stellung, welche diese Leute innerhalb der Gemeinde einnehmen, ist eigentümlich genug. Die meisten Nachbarn fürchten sich ein wenig vor ihnen. Man läßt einem Kraps manches durch, was einem anderen gerügt werden würde, nur um ihn nicht zu reizen. Und das hat eine gewisse Berechtigung. Mit Gewalt ist bei dieser Art Leuten gar nichts auszurichten, eher mit Ruhe und Milde. Man darf nicht vergessen, daß sie unter ihrem unglücklichen Charakter handeln wie unter einem Zwange. Wer weiß denn, welche Todsünden ihrer Vorfahren sie in ihrem Blute abbüßen!

Einmal hatte es den Anschein, als sollte die

Kraps-Familie in Zälowitz aussterben. Kurz hintereinander waren mehrere Krapse im blühenden Mannesalter dahingefahren, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Nur noch ein Erwachsener war da, Hermann mit Vornamen. Seine drei Brüder waren alle auf ungewöhnliche Weise umgekommen. Der eine, jener Wildschütz, fand sein Ende durch die Kugel, dann kam einer, der beim Kartenspiel in der Schenke, vom Schlage gerührt, unter den Tisch gefallen war. Der dritte endlich starb, von einem Eisenbahnzuge überfahren, als er dem herabgelassenen Schlagbaum zum Trotze über das Gleis laufen wollte.

Auf zwei Augen nur noch ruhte also jetzt die Zukunft dieses Stammes. Hermann war ein echter Kraps. Schon auf der Schule nahm er die Gelegenheit wahr, das zu beweisen. Die Kenntnisse, die er sich in der Schulzeit angeeignet hatte, waren die denkbar knappsten. Er wollte Schmied werden und kam zu einem Meister der Nachbarschaft in die Lehre. Der Mann, der schon manchen jungen Burschen ausgebildet hatte, verfluchte bald die Stunde, wo er Hermann Kraps in seine Werkstatt aufgenommen. Nun gab es immerwährend Streit. Die Kunden beschwerten sich über den „ruppigen Bengel von einem Lehrling“. Und außerhalb der Lehre trieb er's noch schlimmer. Bei jeder Prügelei, die in Zälowitz und Umgegend vorfiel, war Hermann Kraps gewiß unter den Beteiligten. Bei keinem Tanze in den Schenken der Nachbarschaft durfte er fehlen. Auch er hatte das Glück beim weiblichen Geschlecht, das den Krapsen als besondere Gabe in die Wiege gelegt ist. Davon sollte sein Meister und Hauswirt einen schmerzlichen Beweis erhalten. Kurz nachdem Hermann Kraps die Werkstatt verlassen hatte, um sich auf Wanderschaft zu be-

geben, stellte es sich heraus, daß die Tochter des Hauses ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Beim Militär führte sich Hermann Kraps verhältnismäßig gut auf. Er war zur Kavallerie ausgehoben worden. Liebe und Verständnis der Krapse für das Tier war auch ihm eigen, er zeichnete sich als tüchtiger Pferdewärter aus und wurde Stallbursche bei seinem Rittmeister. Als solcher nahm er eine bevorzugte Stellung ein in der Schwadron, hatte hübsche Einnahmen und genoß mehr Freiheit als die anderen. Bald war ein Verhältnis angeknüpft mit der Kellnerin einer Bierwirtschaft, das ihm manchen Freitrunk verschaffte und allabendlich die leckersten Speisereste. Kurz, der Dragoner Kraps besaß eine in jeder Beziehung beneidenswerte Stellung.

Ganz am Schlusse der Dienstzeit kam die Kraps-Natur doch noch zum Durchbruch. Seine Freundin, die Kellnerin, hatte noch einige andere Verehrer. Kraps wußte das, drückte aber ein Auge zu, so lange er der einzige war und blieb, der von dem Mädchen mit den bewußten Speiseresten versorgt wurde. Ob sie mit ihren Zärtlichkeiten haushälterisch sei, kümmerte ihn weniger; bei diesem Verhältnis gab der Magen den Ton an. Neuerdings nun schloß er aus dem Geringerwerden der ihm gereichten Portionen, daß er einen Rivalen haben müsse. Sein Verdacht richtete sich auf einen wohlgenährten Unteroffizier von der Artillerie, mit dem das Mädel schön tat. Anfangs knurrte der Dragoner nur, dann ließ er nach beliebter Kraps-Manier das Frauenzimmer seine Faust verspüren. Durch das Geschrei des Mädchens gerufen, kam der Wirt herbei und verwies dem Störenfried das Lokal. Da zog Kraps blank, verwundete den Wirt, schlug alles im Zimmer kurz und

klein, wehrte sich gegen eine Überzahl herbeigerufener Gäste wie ein Verzweifelter, bis es schließlich gelang, ihn zu fesseln und unschädlich zu machen.

Nachdem er die sechs Monate abgesessen hatte, zu denen ihn das Kriegsgericht verurteilt hatte, kehrte Hermann Kraps nach Zälowitz zurück. Er begab sich dort, da er das Schmiedehandwerk als allzu beschwerlich inzwischen an den Nagel gehängt hatte, zu einem Großbauern als Knecht. Der Mann war kränklich und brauchte zur Stütze seiner umfangreichen Wirtschaft eine männliche Kraft. Bald führte Kraps das Regiment auf dem Bauernhofe. Die Mägde tanzten nach seiner Pfeife, und auch die Bäuerin tat mehr das, was der Knecht befahl, als was der Gutsbesitzer vom Krankenbette aus anordnete.

Der Bauer starb, und niemand, der die Entwickelung der Dinge aus der Nähe mit angesehen hatte, wunderte sich, daß bald nach des Mannes Tode die Witwe dem Knechte die Hand zum Ehebunde reichte. Die Frau war um einige Jahre älter als Kraps, aber immer noch ein stattliches Weibsstück zu nennen. Aus erster Ehe hatte sie nur einen Jungen.

Nun saß Hermann Kraps in einem Bauerngute drin. Zwar gehörte der Hof nicht ihm, sondern der Frau und dem minderjährigen Kinde gemeinsam, aber er herrschte nichtsdestoweniger wie ein Herr darüber. Die Ackerwirtschaft langweilte ihn bald, Feld und Wiese zu versorgen hielt er Arbeiter und Mägde; er selbst warf sich auf den Pferdehandel. Bei der Truppe hatte er seinen Pferdeblick geschärft. Der Stall und die Wartung waren bei ihm in guten Händen. Er wäre ein tüchtiger Pferdehändler gewesen, wenn er nur vom Rechnen, Sparen und Zurücklegen mehr verstanden hätte.

Aber bei dem vielen Hin- und Herziehen im Lande und dem Herumliegen in den Gasthäusern ging alles wieder zum Teufel, was er etwa beim Handel gut gemacht hatte. Und daheim die Wirtschaft verlotterte von Jahr zu Jahr mehr. Denn Kraps konnte wohl fluchen und prügeln, aber die Leute anstellen oder gar angeben, was in seiner Abwesenheit geschehen solle, das überschritt seine Fähigkeiten.

Im Hause ging es noch schlimmer zu. Sein Weib gebar ihm ein Kind nach dem anderen, von denen mehrere zeitig starben. Die Frau hatte es nicht gut. Ihr ursprünglich kräftiger Leib, von den Geburten geschwächt, verfiel schnell. Die rohe Behandlung und die Erkenntnis, daß der Mann ihr und ihres Erstgeborenen Vermögen durchbringe, taten das Ihre. Sie fing an zu kränkeln. Kraps hatte für Krankheit keine Geduld. Eines Tages, als er mit neugekauften Pferden vom Markte zurückkam, fand er sie bettlägerig. Er zwang sie, das Bett zu verlassen und in der Wirtschaft zuzugreifen. Aus Angst vor seinem Zorn tat die Frau, was ihr geheißen. Dazu war sie in gesegneten Umständen. In der Nacht verfiel sie in schweres Fieber und starb nach einigen Tagen an Gehirnentzündung.

Bei der Erbschaftsregulierung stellte sich die Entwertung des Bauerngutes in ihrem ganzen Umfange heraus. Das Vormundschaftsgericht mischte sich ein, trennte das Kind erster Ehe von dem Stiefvater und verpachtete das Bauerngut zu Gunsten des Bevormundeten.

Kraps, mit seinen zwei am Leben gebliebenen Kindern belastet, beides Mädchen, mußte wieder Stellung suchen. In seiner Heimat wollte niemand mehr etwas von ihm wissen. Im allgemeinen ist man zwar beim Landvolk

nachsichtig gegen Fehltritte und nicht allzu feinfühlig; die Tatsache, daß einer gesessen hat zum Beispiel, macht ihn noch nicht unmöglich bei seinesgleichen. Aber Hermann Kraps hatte es doch zu toll getrieben. Man rechnete ihm den Tod seiner Frau als Mord an, der nur nicht herausgekommen war. Es kam hinzu, daß damals gerade sein Bruder, der Wilderer, ein Ende fand, das allgemein als Gottesgericht aufgefaßt wurde. Man war der Krapse und ihrer Gewalttätigkeit herzlich satt und wünschte den einzigen noch Überlebenden fort aus der Gegend.

Hermann Kraps tat den Leuten den Gefallen, er ging. Seine beiden kleinen Mädel ließ er in Pflegschaft zurück. Für manches Jahr galt er in Zälowitz als verschollen. Die Töchter wuchsen heran, eine heiratete im Dorfe, die andere ging nach auswärts in Stellung. Der Name Kraps wurde nicht mehr gehört. Die Familie schien für alle Zeit erloschen. Man erzählte sich in Zälowitz nur noch von ihnen und ihren Taten unheimliche Geschichten. Eine Art Mythus spann sich um das Geschlecht.

Da nach etwa zwanzigjähriger Abwesenheit trat auf einmal Hermann Kraps wieder in Zälowitz auf. Er war zum Krüppel geworden. Ein Pferd hatte ihm mit dem Hinterhuf den Knochen am rechten Unterarm, dicht über dem rechten Handgelenk, zerschmettert. Der Bruch wäre vielleicht geheilt, wenn Kraps den Gipsverband ertragen hätte. In seiner Unleidigkeit riß er den Verband ab und wurde daran schuld, daß er fürs Leben einen unbrauchbaren rechten Arm behielt. Auch sonst war der alte Mann tief herabgekommen und körperlich arg vernachlässigt.

Für die Gemeinde war es keine angenehme Über-

raschung, als der Totgeglaubte auf einmal wieder auftauchte. Man erwog ernsthaft, wie man ihn abschieben könne; was ja, wenn ihm niemand Obdach und Beschäftigung gewährte, auch nicht so schwer gewesen wäre.

Aber die verheiratete Tochter nahm sich des Krüppels an. Ihr Mann war Tiefbauarbeiter und einen großen Teil des Jahres bei Anlage von Drainagen, Teichen und Bahndämmen auswärts auf Arbeit. Die Frau konnte jemanden gebrauchen, der ihr in der Wirtschaft half; dazu langte des Vaters linker Arm immer noch aus.

So war denn Hermann Kraps wieder in Zälowitz, dem Schauplatz seiner Jugendstreiche. Wer ihn von früher her kannte, wunderte sich, wie zahm er geworden. Seine steife Hand mochte ihn vor manchem bewahren, außerdem paßte ihm auch seine Tochter, die eine ordnungsliebende Frau war, gehörig auf.

Einige Jahre lebte Hermann Kraps so, ohne daß sich etwas Bemerkenswertes mit ihm zugetragen hätte. Er verlor mehrere Zähne, was ihn nicht gerade verschönte, und sein struppiger Bart, sowie das Wollhaar auf seinem großen Schädel wurden grau. Obgleich er die Sechzig nunmehr erreicht hatte, war er doch noch ein kräftiger Mann zu nennen, und seine dunklen, trotzig blitzenden Augen sprachen dafür, daß er noch keineswegs matt und abgestumpft sei.

In dem Hause, das seiner Tochter und ihrem Manne gehörte, wohnte in einem angebauten Zimmer nach hinten hinaus eine Witwe mit ihren Kindern zur Miete. Es waren ganz arme Menschen, die sich im Winter mit Weben, im Sommer mit Tagelöhnern durchschlugen. Das älteste Mädchen hieß Marie. Auf ihr ruhte, da die Mutter an schwerem Rheumatismus litt, die Sorge für das Ganze. Sie sorgte für die

jüngeren Geschwister, kochte, nähte, flickte, wusch und fand nebenbei auch noch Zeit, verdienen zu helfen. Marie war ein außergewöhnlich solides, vernünftiges und besonnenes Geschöpf. Niemals sah man sie an den Vergnügungen ihrer Altersgenossinnen, an Tanz, Theaterspiel, Landpartien teil nehmen. Dabei war sie eines der hübschesten Mädchen ihrer Generation, mit großen, nachdenklichen Augen und von einer Zartheit der Hautfarbe, wie man sie unter den Frauen der arbeitenden Klasse selten findet. Es lag etwas Verfeinertes, Besonderes und höchst Anziehendes über diese Erscheinung gebreitet. Marie schien sich dessen auch bewußt zu sein, denn sie hielt auf sich, kleidete sich stets sauber und passend.

Das Mädchen war mir aufgefallen durch sein nettes, bescheidenes Benehmen, und ich freute mich stets, wenn ich ihr in der Dorfstraße begegnete. Mein Erstaunen war daher groß, als ich hörte, daß sich Marie mit einem Manne eingelassen habe und daß ihr Verkehr nicht ohne Folgen bleiben werde. Als ich aber erfuhr, wer ihr Liebster sei, verwandelte sich mein Befremden in Entrüstung.

Dieses liebliche Geschöpf, das die Schamhaftigkeit in Person zu sein schien, und der alte, häßliche, wüste Kraps! — —

Wie es ihm gelungen, das Mädchen zu verführen, weiß ich nicht. Gewiß hat der Umstand, daß sie unter einem Dache lebten, mitgeholfen. Vielleicht mag — das nehme ich zu Mariens Gunsten an — Mitleid seine Rolle bei dieser erstaunlichen Verirrung gespielt haben. Vielleicht auch imponierte ihr die ungebrochene, animalische Kraft, die Brutalität dieses alten Burschen; Eigenschaften, denen mehr Frauen zum Opfer gefallen

sind, als ihrer vor Schönheit, Liebenswürdigkeit und Grazie kapituliert haben.

Wie die Dinge nun einmal lagen, war es das beste, daß Marie und Kraps einander heirateten. Sie bezogen ein einziges kleines Zimmer zur Miete. Gelebt sollte werden von dem, was Marie verdienen würde. Selbst etwas zu erwerben gedachte Kraps nicht.

Er saß auf einmal wieder ganz auf dem hohen Pferde, seit er diesen Bund geschlossen hatte. Mit der Tochter, bei der er bis dahin gelebt, brach er, weil sie seine Verbindung nicht billigte. Jede Andeutung, daß er unrecht tue, jeden schiefen Blick, eine Bemerkung nur über den Altersunterschied zwischen ihm und Marie beantwortete er damit, daß er seinen gesunden Arm drohend erhob und erklärte: er habe in seiner linken Faust mehr Kraft als irgendeiner in Zälowitz in beiden zusammen. Er war wieder ganz der alte; händelsüchtig, trotzig und frech.

Marie schenkte ihm ein Mädchen; ein Jahr darauf ein Zwillingspaar von Jungen. Das kleine Mädel blieb am Leben, die Zwillinge starben. Marie kam bald genug tief herunter. Ihre feinen Züge zwar waren nicht gänzlich zu verwüsten und die schönen Augen behielt sie; aber ihre Gestalt verfiel, sie vernachlässigte sich in Kleidung und Haltung, bot schnell das Bild eines herabgekommenen Weibes. Er schlug sie. Dazu reichte sein linker Arm, den er durch Arbeit nicht schwächte, vollständig aus. Auch hatte er sich neuerdings angewöhnt, in der Wut um sich zu beißen.

Da Marie seiner Ansicht nach mit dem Weben nicht genug verdiente, war er auf eine neue Erwerbsart für sie verfallen. Er schaffte einen Handwagen an; in den spannte er nicht etwa ein Pferd oder einen Hund, sondern

seine Frau. Er selbst ging nebenher, sie von Zeit zu Zeit mit Fluchen antreibend. So zogen sie durch die Dörfer, sammelten Lumpen und Knochen und allerhand andere Abfälle, die er in die Papierfabriken und Knochenmühlen verhandelte.

Das arme Weib mußte einen jammern; aber helfen konnte ihr niemand. Es gibt kein Gesetz, das den schützt, der sich freiwillig zum Sklaven macht. Es gibt auch keines, das ein liebendes Weib vor der Schlechtigkeit dessen rettet, dem ihre Liebe gilt.

Marie liebte diesen Menschen. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen. Sie hätte alles getan ihm zuliebe. Wenn sie keuchend den schweren Wagen zog, weit vorgebeugt, die Gurte kreuzweis über die Brust befestigt, die Schultern einstemmend, daher schritt in zerrissenem Schuhwerk, bei jeder Witterung auf öder Landstraße, mit scheuem Blick nach hinten, ob er nicht vielleicht aushole zum Schlage, so glaube ich, empfand sie tiefe Befriedigung in dem Bewußtsein, ihm zu dienen, den sie sich auserkoren hatte zu ihrem Gebieter.

Einen Beweis, wie Marie den Menschen liebte, lieferte sie, als Kraps wieder einmal ins Gefängnis wandern mußte. Er hatte sich nämlich gegen einen Gendarmen, der ihn nach dem Hausierschein fragte, tätlich vergangen und ward wegen Widerstandes verurteilt. Jeder, der Mariens Schicksal kannte, freute sich für die Frau, daß sie den Unhold nun für einige Zeit los sei. Marie dachte anders. Die Augen wollte sie sich ausweinen nach ihm, und als das Gefängnis ihn nach verbüßter Strafe endlich wieder herausgab, war es der größte Freudentag ihres Lebens.

Aber auch für Hermann Kraps kam die Stunde, wo alle Widerspenstigkeit und aller Trotz nichts mehr

helfen. Ein Schlaganfall traf ihn, lähmte ihm den gesund gebliebenen Arm. Seine Frau pflegte ihn mit aufopfernder Liebe ein paar Wochen lang. Dann kam ein zweiter Anfall, der tödlich war.

Selten wird ein Mensch aufrichtiger betrauert worden sein als Hermann Kraps von Marie.

Diejenigen, welche es mit Zälowitz und seiner Bewohnerschaft gut meinten, atmeten auf, als der letzte Kraps gestorben war. Gott sei Dank, nun war diese unselige Rasse ausgetilgt! Ein Glück, daß der letzte seines Stammes nur eine Tochter hinterlassen hatte!

Aber wir sollten noch eine Enttäuschung erleben. Einige Zeit nach dem Todesfall verbreitete sich das Gerücht, daß Marie guter Hoffnung sei, und ein halbes Jahr, nachdem der letzte Kraps vom Leben Abschied genommen hatte, erblickte ein neuer Kraps das Licht der Welt.

Der Junge ist jetzt zwölf Jahre alt. Er heißt wie sein Vater: Hermann. Er hat die Krapssche Häßlichkeit geerbt, ist kräftig gebaut und sieht nicht aus, als wolle er durch die Welt gehen, ohne sich darin unangenehm bemerkbar zu machen. Der Lehrer klagt über ihn als einen Knaben, an dem alle erzieherischen Mittel stumpf würden.

Ich erkundigte mich bei seiner Mutter nach Hermann, ermahnte sie, doch ja recht acht zu geben, daß sie sich mit ihm nicht eine neue Rute aufbinde. Marie lobte den Jungen nach allen Prädikamenten; es gäbe kein besseres Kind.

Sie liebt ihn sehr und zieht ihn der Tochter, die mit ihren sanften Augen und der zarten Haut ein Ebenbild darstellt von dem, was Marie vor zwanzig Jahren war, entschieden vor.

Da mir der Mutter günstiger Bericht über Hermann nicht recht glaubwürdig klang, so erkundigte ich mich bei Leuten, die mit der Witwe Kraps im selben Hause wohnen. Da erfuhr ich genau das, was ich, wie ich nun mal die Krapse kenne, von diesem Sprößling erwartet hatte. Er ist trotzig, tückisch und bissig, hat mit aller Welt Streit, mißhandelt die Mutter und schlägt die Schwester.

Ich fürchte, wir werden von ihm noch mancherlei zu hören bekommen.

---

# Frühe Liebe.

---

Märkische Ebene, am Himmelsrande dunkle Kiefern! Es war im zeitigen Frühjahr und die Flüsse ausgetreten. Die Wiese waren in seichte Teiche verwandelt, alle Gräben und Löcher, jede Bodensenke stand voll Wasser. Überallhin konnte der Blick über das Flachland schweifen, ungehindert; keine begrenzenden Höhenzüge stellten sich in den Weg, keine Schlucht entzog ihre Tiefe dem forschenden Auge. Flach alles, und in der platten Ausdehnung doch keine Ferne. Dem Blicke, der sich an nichts emporrichtet, der die Größe nicht an der Kleinheit messen kann, erscheint selbst der Himmel niedrig. Aber auch diese Landschaft hat ihre Reize; sie sind karg, spröde, unaufdringlich und ergreifen nur das Gemüt, das auf sie gestimmt ist. Dort das Knie im Flusse, ein Kranz von Weiden darum. Eine hölzerne Brücke auf mächtigen Pfosten, die wohl schon manches Frühjahrswasser durchgelassen haben mochten. Dahinter ein Eichenkamp. Durch die Wipfel blickt ein Scheunendach, auf dem Giebel ein Storchnest. Rote Ziegelwände, Essen, aus denen der Rauch langsam emporschwebt. Zwischen strohgedeckten Katen ein einzelnes, breites, weißgetünchtes Haus, mit hohem Pultdach. — Das war der Santehof, wo der Amtmann wohnte. Die Meierei lag in einer Krümmung der Sante, einem kleinen, schilfbekränzten Flüßchen, das man zur Sommerszeit an den breiteren Stellen durchwaten konnte; im Frühjahr aber gebärdete sie sich wie

ein rechter Fluß, kam strudelnd und wirbelnd daher, daß die Buhnen gänzlich unter den lehmigen Fluten verschwanden.

Über die hölzerne Brücke kam jetzt ein Trupp Kinder, vier an der Zahl: ein Mädchen und drei Knaben, zum Schulgange ausgerüstet. Die Kinder waren ärmlich gekleidet, bis auf den kleinsten Knaben, der in einem braunen Anzug, Schaftstiefelchen, mit einem Schulranzen auf dem Rücken und einer Schirmmütze von dunkelblauem Tuch einherging wie ein Stadtkind. Das war Christoph, der Sohn des Amtmanns, ein kleines, zartes Bübchen. Seine Mutter, die vor einem halben Jahre etwa gestorben war, hatte darauf gehalten, daß ihr Christoph sich von den Kindern, mit denen er zur Schule ging, schon durch seine Kleidung abhöbe. Denn die anderen drei stammten aus Arbeiterfamilien.

Da war erstens das Mädchen, Ulrike hieß sie. Ihr Vater war Pferdeknecht auf dem Santehofe. Dreizehn Jahre zählte sie, aber man konnte sie von fern, wenn man das kindliche Gesicht nicht genauer sah, für eine Frau halten. Der Vater war auch so ein Riese. Ihm sah Ulrike mit dem strohgelben Haar, den weit auseinander stehenden blauen Augen, der schmalen Nase und den schönen Zähnen ähnlich, wie aus dem Gesichte geschnitten. Nur einer der Knaben reichte an Körpermaß an sie heran, Ruprecht, ein hagerer, knochiger Junge mit gemessenen Bewegungen und ernsten, ausgearbeiteten Zügen. Ruprecht war der Sohn eines Kossäten, der Vater ging in den Santehof auf Arbeit. Ein ganz besonderer Mensch war der dritte Knabe, Florian. Er nahm sich mit seinen schwarzen Borsten und seinen unruhigen Kohlenaugen unter dieser blond-

haarigen, helläugigen Gesellschaft aus wie ein fremder Vogel. Sein Vater war vor Jahren von Osten her gekommen mit anderen Arbeitern; die waren im Herbst wieder abgezogen, Florians Vater aber war sitzen geblieben. Er fand, weil er ein geschickter Mensch war und von mancherlei Hantierung etwas verstand, auch im Winter Beschäftigung. Dann hatte er eine Magd vom Santehofe geheiratet. Eines Tages aber war dieser Zugvogel auf und davon; wahrscheinlich hatte er den Flug in seine östliche Heimat zurückgenommen. Der Knabe, den er seiner Frau als einzige Erinnerung zurückgelassen, glich seinem Erzeuger in vielen Stücken. Florian war geschmeidig wie eine Weidenrute, flink und zähe wie eine Katze.

Nach Kruchow, wohin die Kinder täglich zur Schule gingen, war es eine gute Stunde Wegs vom Santehofe aus. Die drei Knaben waren Klassengenossen von früh auf gewesen. Ulrike war erst kürzlich zu ihnen gestoßen, seit ihr Vater Knecht beim Amtmann geworden war. Anfangs hatten sich die Jungens gesträubt, gemeinsam mit dem Mädchen zur Schule zu gehen. Ruprecht besonders war der Ansicht gewesen, daß das unter ihrer Würde sei, und Christoph hatte sich ihm darin angeschlossen. Sie ließen die „Göre" allein gehen.

Ulrike schien sich aus dieser Mißachtung seitens der Männerwelt herzlich wenig zu machen. Mit dem gleichen vergnügten Gesichte, rotbäckig bei jeder Witterung, stiefelte sie in ein paar abgelegten Schuhen ihrer Mutter durch den tiefen Sand. Die Jungens bald vor ihr, bald hinter ihr, allerhand Streichen nachgehend.

Ulrikes Vereinsamung sollte nicht lange dauern. Zuerst knüpfte Florian mit ihr an. Dem Jungen stach

das strohgelbe Haar des Mädchens in die Augen; er zupfte sie daran. Aber da zeigte es sich, daß Ulrike schlagfertig war, mit Worten wie mit Händen. Sie blieb dem schwarzhaarigen Kobold nichts schuldig.

Auch der kleine Christoph wurde bald auf sie aufmerksam. Er war ein Knabe von beweglichem Geiste und lebhafter Phantasie. Durch die verstorbene Mutter hatte Christoph eine Frühreife erlangt, wie sie sonst nur Stadtkindern eigen zu sein pflegt. Sie war eine feine, zarte Frau gewesen, aus der Stadt gebürtig, und hatte sich auf dem Santehofe niemals recht heimisch gefühlt. Christoph, ihr einziges Kind, war ganz nach ihr geraten, so recht nach dem Herzen der Mutter, ein zierliches, kluges, feinfühlendes und dabei etwas vorwitziges Knäbchen. Den Vater würde es mehr gefreut haben, wenn Christoph ihm ähnlicher gewesen wäre in Kraft und derber Anlage. — Der Knabe besuchte die Dorfschule; ihn in die Stadt zu schicken, gestatteten die Einnahmen des Amtmanns nicht. Für die Mutter war es freilich immer ein Stein des Anstoßes geblieben, daß ihr Christoph mit den Kindern der Knechte, Tagelöhner und Kossäten auf derselben Schulbank sitzen sollte. Sie hatte dem wißbegierigen Kinde zum Ersatz mancherlei mitgeteilt, was es in der Dorfschule nimmermehr erlernt hätte.

Zwischen Christoph und Florian bestand eine natürliche Rivalität schon von früh auf. Florian war in allerhand Künsten bewandert, die ihm so leicht kein anderer nachmachte. Er verstand es, mit einem Messer, das von seinem Vater stammte, kunstvolle Gegenstände zu schnitzen; er war von allen Jungens weit und breit der schnellste Läufer, auch im Baumklettern übertraf ihn keiner, auf den Händen konnte er gehen, und ganz

erstaunlich war sein Spürsinn. Er legte Angeln im Fluß, fing Frösche und zog ihnen die Haut ab; damit ging er dann aufs Krebsen aus. Erwischen ließ er sich nicht, der Zigeuner. Aus dem Suchen von Kiebitzeiern machte er ein Geschäft. Überhaupt war er ein Handelstalent. Obgleich das Kind der ärmsten Frau auf dem ganzen Hofe, klimperte er stets mit Geld, kaufte sich Näschereien und rauchte aus einer kurzen Pfeife manchmal wirklichen Tabak. Eine solche Persönlichkeit mußte den ehrgeizigen Christoph zur Eifersucht reizen.

Als Florian am eigenen Leibe verspürt hatte, daß mit dem großen Mädchen nicht ungestraft anzubinden sei, beschloß der Schlaukopf, sich mit ihr auf guten Fuß zu stellen; er widmete ihr fortan seine besondere Aufmerksamkeit. Dadurch wurde Christophs Interesse für das Mädchen rege. Bisher hatte er Ulriken kaum beachtet, jetzt sah er sie sich einmal genauer an. Was war denn diese Knechtstochter eigentlich für ein Wesen? Eine schnell aufgeschossene Gestalt, in ein enges und viel zu kurzes Kleid gezwängt. Überall drängten ihre Gliedmaßen aus der allzu knappen Hülle heraus. Ein ganzes Stück der mageren Waden sah man, aus den Ärmeln stachen rote Hände mit starken Knöcheln hervor. Die Gestalt war eigentlich komisch, und der spottlustige Knabe empfand einen unwiderstehlichen Reiz, über Ulrike zu lachen. Überhaupt, wie konnte man nur ein Mädchen sein? — In der Klasse saßen sie allerdings zusammen, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Aber Christoph hatte sich daran gewöhnt, die Mädchen als eine tiefer stehende Menschengattung anzusehen.

Eines jedoch war an Ulrike, was ihm wirklich gefiel, das Gesicht; nicht einmal das ganze Gesicht! Auf

der Nase hatte sie Sommersprossen, die er nicht liebte. Aber die Augen fand er schön, weil sie so klar waren. Und dann der Mund. Dieser Mund war wirklich das Reizendste, was er je gesehen hatte. Er konnte sich gar nicht satt daran sehen. Während der Stunde blickte er jetzt oft nach der blonden Ulrike hinüber, die seitwärts von ihm bei den Mädchen saß. Sie wußte nicht viel in der Schule.

Der Lehrer hatte ihr wiederholt vorgeworfen, sie sei die Größte und Dümmste, eine Bemerkung, die stets durch ein Gewieher der Klasse beantwortet wurde. Ulrike reagierte auf solchen Spott nur wenig. Sie war darin ein eigentümliches Wesen; jeder Vorwurf lief wie Wasser an ihr ab. Sie zuckte nur mit den Achseln und lächelte. Christoph fand sie in solchen Augenblicken entzückend. Sie wußte wirklich nicht viel. Der Knabe überlegte, ob er ihr nicht seine Hilfe beim Lernen anbieten solle. Er fühlte das Bedürfnis, sich ihr angenehm zu machen, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, Einfluß auf sie zu gewinnen. Womit konnte man dem Mädel nur beikommen?

Eines Tages sah er, daß Florian dem Mädchen einen selbstgeschnitzten Kreisel schenkte. Nun stand seine Eifersucht in hellen Flammen. Von jetzt an sann Christoph nur noch darauf, den Nebenbuhler auszustechen. Das wirksamste Mittel, Eindruck zu machen, erschien ihm schließlich immer noch, ihr sein Frühstück anzubieten. Er hatte es längst schon bemerkt, daß sie nur trockenes Brot mitbrachte. Eines Tages überreichte er ihr seine belegte Semmel. Von da ab war es eingeführt, daß Christoph sein Frühstück an Ulrike abtrat. Durch dieses Opfer fesselte er sich selbst mehr und mehr an das Mädchen; sein Lohn war, daß sie

ihm ein freundliches Gesicht zeigte. — Ein geheimer Kummer für den Knaben blieb Ulrikens Körperlänge. Die eigene Kleinheit war stets ein wunder Punkt in seinem Empfinden gewesen. Daß nun gar ein Mädchen ihn an Größe so sehr übertreffen mußte! Außerdem kränkte sie ihn auch dadurch, daß sie sich mit Florian abgab. Sie lachte über die tollen Streiche des Schwarzhaarigen. Eines Tages mußte es Christoph sogar erleben, daß sie seine Semmel an den Gegner weggab.

Die Schulgänge hatten einen ganz veränderten Charakter angenommen, seit Ulrike zu den drei Knaben gekommen war. Früher waren sie, rechts und links vom Wege abweichend, in Wald und Gebüsch herumgekrochen, hatten allerhand Tieren nachgestellt und gelegentlich auch eine Rübe aus dem Acker oder eine Frucht vom Baume stibitzt. Die Zeit, welche sie durch solche Fahrten versäumten, pflegten sie dann durch Dauerlaufen einzuholen. Seit Ulrike unter ihnen war, ging das nicht mehr an. Die weibliche Nähe wirkte besänftigend auf die Wildlinge. Sie hielten sich fortan mehr auf der geebneten Landstraße. Bald herrschte Ulrike ganz unumschränkt über die drei angehenden Jünglinge, mit denen sie täglich zur Schule ging. Selbst Ruprecht, der Spröde, hatte sich wohl oder übel ihrer Macht ergeben müssen.

Im Hause des Amtmanns war inzwischen eine große Veränderung vor sich gegangen. Christophs Vater hatte von neuem geheiratet. Die Frau war jung, und man staunte über die schöne Aussteuer, die sie mitbrachte. Jedermann schien sie zu gefallen; Christoph gefiel sie nicht. Es war so etwas in ihrem hübschen Gesicht, das ihn verdroß, etwas, das so grundverschieden war von seiner verstorbenen Mutter. Nein, die Leute

mochten sagen, was sie wollten, die hier war nicht seine Mutter, obgleich sie die Frau seines Vaters war. Nein! Er wollte sie nicht lieb haben, trotz ihrer sanften Stimme und der freundlichen Blicke und Worte, die sie für ihn hatte. Sie war noch nicht vierzehn Tage im Hause, da hörte der Knabe von seinem Zimmer aus, wie sie die alte Martha schalt. Die alte Martha hatte das Gnadenbrot im Hause. Der Knabe vernahm Worte aus dem Munde seiner Stiefmutter, die ihn in der Ansicht bestärkten, sie sei keine gute Frau.

Die Rosen fingen an zu blühen im Garten. Die Stöcke hatte die Verstorbene angepflanzt. Jetzt schnitt sich die neue Herrin die Knospen und nahm sie auf ihre Stube. Den Knaben reizte das zur Wut. Daß sie das durfte! Die Rosen gehörten doch seiner Mutter. Wenn er das nur hätte hindern können! — Der Blumengarten war nur klein. Ein paar mit Schamotten eingefaßte Beete, schmale, kiesbestreute Wege zwischen den erhöhten Quartieren. Die Rosenstöcke waren an Stäbe angebunden, die oben bunte Glaskugeln trugen. Um den Blumengarten lief ein Zaun von Weißdorn, der die Hühner und Kinder abhalten sollte. Ein Pförtchen führte nach dem Flusse hinaus. Auf dem schmalen Streifen Rasen, der zwischen Fluß und Garten hinlief, war der Tummelplatz der Kinder. Hier saß auch Ulrike häufig mit einem oder dem anderen ihrer jüngeren Geschwister.

Sie war die Älteste von einer ganzen Schar. In jedem Jahre pflegte ihre Geschwisterzahl sich zu vermehren. Die Mutter hatte mehr zu tun, als die Kinder zu bewachen; die mußten sich gegenseitig weiter helfen. Ulrike saß heute mit dem Jüngstgeborenen im Schoße, ein zweijähriges kroch in ihrer Nähe im Grase umher.

Christoph bemerkte sie vom Blumengarten aus, sie war leicht zu erkennen, auch von hinten, an ihrem Haar. Er schnitt einige der schönsten Rosen ab, schlich sich auf Zehen an das Mädchen heran und warf ihr die Blüten über die Schulter. Ulrike wollte sich nach dem Rosenspender umsehen; aber blitzschnell hatte er ihr die Hände über beide Augen gelegt. Sie lachte und suchte sich frei zu machen. Aber da sie saß und er stand, hatte er die größere Gewalt. „Christoph!“ rief sie. An den kleinen Händen hatte sie es gespürt, daß er es sei. „Geraten!“ – Er gab sie frei. Sie lachte ohne Aufhören; der Spaß gefiel ihr ausnehmend. Er nahm die Rosen vom Boden auf und ließ sie von ihr betrachten. Das Kind, das zu schreien angefangen, wiegte sie wie eine rechte Mutter, bis es sich beruhigt hatte. „Aus dem Blumengarten?“ fragte sie und wurde auf einmal ganz ernsthaft; der eingezäunte Garten des Amtmanns war für sie eine geheiligte Stätte. Es wurde niemandem gestattet, dort etwas abzupflücken. „Ja, rieche mal!“ und er hielt ihr die Blüten unter die Nase. Sie fühlte nichts als Kitzeln, das sie zum Niesen reizte, meinte aber doch, daß es wundervoll rieche. Halb mit Begier, halb mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete das Mädchen die seltenen Blumen. „Wenn du willst, schenke ich sie dir!“ sagte er. Ulrike schüttelte ungläubig den Kopf. „Ja, ich schenke sie dir alle — die anderen auch, die dort drinnen noch sind. Das tue ich; paß mal auf!“ — Er machte den Versuch, vor der Sitzenden stehend, ihr die Blüten ins Haar zu stecken, so wie er es neulich bei der Hochzeit seines Vaters bei einigen Damen gesehen hatte. Aber das ging gar nicht so leicht, bei Ulriken wollten die Blumen nicht haften. Das Mädchen hielt ruhig, obgleich er

unsanft mit ihren Flechten umging. Er verlor zuerst die Geduld. „Warte mal!“ sagte sie, nahm die Blumen in die Hand, drehte die Stiele zusammen, nestelte ihr Kleid auf und steckte den Strauß da hinein. „So geht's auch!“ — Ihm gefiel die Wirkung der Blumen an ihrer Brust ausgezeichnet. „Du sollst jeden Tag Rosen haben, von jetzt ab!“ sagte er mit Gönnermiene. Sie machte die Einwendung, die Frau Amtmann werde das wohl nicht erlauben. „Pah!“ rief er und pflanzte sich, die Hände in den Taschen, vor Ulrike auf, „das geht die gar nichts an! Die Rosen hat meine Mutter gepflanzt. Wenn ich sie dir schenken will, dann schenke ich sie dir eben!“ —

Aber der Amtmann und seine junge Frau waren anderer Ansicht. Die neue Herrin hatte bald gemerkt, daß ihr täglich die schönsten Knospen aus dem Garten wegkamen. Es dauerte nicht lange, da hatte man's heraus, daß sich Ulrike, die Tochter des Pferdeknechts, mit den Rosen aus Amtmanns Blumengarten schmücke. Die Entrüstung war groß. Ulrikes Mutter, eine strenge Frau, die auf Ordnung und Zucht hielt, nahm ihre Älteste vor, wobei es nicht gerade freundschaftlich zuging. Der Amtmann hatte eine Unterredung unter vier Augen mit seinem Jungen, wobei es noch weniger sanft abging. Der Knabe behauptete, er habe ein Recht dazu, die Rosen zu verschenken. Daß jetzt alles hier der neuen Mutter gehöre, wollte er nicht einsehen, denn die sei ja gar nicht seine Mutter. Er konnte trotzig sein, der kleine Kerl, so zart er auch aussah. Und des Vaters Hand erlahmte, ehe sie das Eingeständnis seiner Schuld von dem Kinde erzwungen hatte.

Christoph fühlte sich nicht mehr wohl daheim. Dreizehn Jahr war er jetzt geworden; zu Ostern sollte

er konfirmiert werden. Er hatte seine eigenen Gedanken über die Zukunft. Der Vater meinte, es würde nie etwas Gescheites aus ihm werden, weil er so schwächlich war und für die Landwirtschaft so wenig Interesse zeigte. Aber Christoph wollte auch gar nicht Landwirt werden. Der Lehrer hatte einmal die Bemerkung fallen lassen, er passe zum Kaufmann, weil er so gut rechnen könne. Das Wort hatte gezündet. Kaufmann! Das war etwas für ihn. Mit ausländischen Früchten wollte er handeln. Der Verkehr mit überseeischen Ländern, da lag so etwas Großes, Außergewöhnliches drin. Christoph malte sich das in den glühendsten Farben aus. Mit niemandem sprach er darüber, nicht einmal mit Ruprecht, der bis dahin sein Vertrauter gewesen war. Nur Ulriken eröffnete er seinen Plan, denn die mußte es ja doch erfahren, daß er sie heiraten wollte. Er flunkerte in unschuldiger Weise, überbot sich in glänzenden Schilderungen der zukünftigen Herrlichkeit. Als Krösus stellte er sich dem Mädchen dar, der über alle Schätze Indiens gebot.

Nur in ihrer Nähe war ihm jetzt noch wohl zumute. Während des Schulweges wich er nicht von ihrer Seite. Das Schönste aber war, wenn Ulrike in den freien Nachmittagsstunden mit einem oder dem anderen ihrer jüngeren Geschwister draußen auf dem Rasenabhang am Flusse sich aufhielt. Am Wasser lief ein Gürtel von Schilf und Weidengestrüpp hin. Christoph hatte in den Buhnen einen wundervollen Platz ausfindig gemacht. Zwei alte Weidensträucher bildeten da eine Art von Laube, die nur nach der Flußseite hin offen war; nach dem Santehofe zu war man durch einen natürlichen Schirm von Laub und Zweigen gedeckt. Das war sein und Ulrikens Haus. Den

Untergrund bildete feiner, weißer Flußsand. Mücken gab es gerade genug, aber das störte die Kinder wenig. Hier konnten sie ungeniert „Ehepaar spielen", wie Christoph das nannte. Da saßen sie in aller Unschuld beieinander. Ulrike gewöhnlich mit einer Näharbeit oder einem Strumpfe beschäftigt; denn sie durfte nicht müßig gehen, darauf hielt die strenge Mutter. Christoph erzählte ihr, oder er las ihr auch vor aus Büchern, die, von seiner Mutter stammend, jetzt verachtet auf dem Boden standen. Der Knabe war auf „Tausend und eine Nacht" gestoßen. Da ging den Kindern die Wunderwelt des Orients auf. In ihren Köpfen spukte es fortan von Kalifen, Entführungen, Wunderlampen, Edelgestein und Goldpalästen. Nachdem sie mit atemloser Spannung dieses Buch zu Ende gelesen, kam ein anderes daran, das Christoph durch seinen Titel verlockt hatte, der von „Liebe" sprach. Die beiden Menschenkinder, die sich in dem Buche liebten, waren sehr unglücklich. Und schließlich endete es auch sehr traurig damit, daß die beiden gemeinsam in selbstgewählten Tod gingen. — Christoph stockte die Stimme häufig vor Tränen beim Vorlesen. Merkwürdig, das Mädchen weinte gar nicht! Sie fand die Geschichte sehr schön; aber deshalb weinen! — das war ihr nicht gegeben. Christoph fragte sie, ob sie mit ihm sterben würde, wenn er sie darum bäte. Da lachte ihn Ulrike tüchtig aus. Zum Sterben habe sie gar keine Lust. Er erklärte, daß er gleich für sie in den Tod gehen würde, wenn sie es verlange. Da lachte sie noch unbändiger als vorher. Nun war er beleidigt und sprach zwei Tage lang nicht mit ihr. Aber länger hielt er das nicht aus. Er bat sie, wieder in ihr gemeinsames Haus zu kommen. Dort hielt er ihr eine Rede, von der sie nicht viel verstand;

aber sie merkte doch eines heraus, daß er es gut meine. Und darum unterdrückte sie diesmal das Lachen, ja sie gab ihm die Hand, als er ihr Versöhnung vorschlug. Er schwur ihr ewige Liebe und Treue und sprach dann von der Zukunft, wo sie zusammen leben würden als ganz reiche Leute. — Christoph nannte das die „Verlobung".

Äußerlich waren sie von jetzt ab sehr einig, wie echte Verlobte. Aber Christoph war nicht zufrieden; ihm fehlte noch etwas zum vollen Glücke. Das Mädchen zu küssen, hatte er noch niemals gewagt. Seine Mutter hatte er doch oftmals umarmt, da war er niemals blöde gewesen; aber Ulriken gegenüber fühlte er sich verlegen. In den Büchern, die er gelesen, küßten sich die Liebenden sehr häufig, ja, das schien das Hauptmittel zu sein, um dem anderen Teile seine Liebe zu beweisen. Sein Verhältnis zu Ulrike war ein eigenes Ding. Wie er sie liebte, das wußte nur er allein; aber ob sie etwas für ihn fühlte? — — Wenn sie ihn manchmal so kühl ansah, oder gar wenn sie über ihn lachte, dann erschien sie ihm so fremd, da hätte er sich vor ihr fürchten mögen. Und dann wieder, wenn sie so ganz still dasaß — besonders wenn er sie von der Seite betrachtete —, da sah sie so sanft und gut aus. Wenn der Atem so regelmäßig ihre Brust hob und senkte, dann hätte er ..... Ja, wenn er nur eben gewußt hätte, was man da macht, in solch einem Falle. — Vor ihr niederknien und sie ganz schnell küssen! Das war wohl das Richtige.

Eines Tages führte er diesen Plan aus. Aber er mißlang kläglich. Ulrike stieß ihn von sich. Und als er sie daran erinnerte, daß sie sich ewige Liebe geschworen hätten, da wurde sie ärgerlich, gab ihm

häßliche Namen und meinte, er solle sie in Ruhe lassen.

Das war eine trübe Erfahrung für den jungen Liebenden. Sie wollte nichts von ihm wissen. Und er konnte doch nicht mehr ohne sie leben, das war ihm jetzt ganz klar geworden. Er mußte ihre Liebe gewinnen! Wenn er nur irgend etwas Großes hätte tun können, etwas Außerordentliches für sie, um sie von seiner Liebe zu überzeugen und die Spröde mit fortzureißen!

Schon seit vielen Tagen hatten die Kinder nicht mehr in ihrem Weidenhäuschen am Flusse sitzen können. Es waren starke Gewitterregen niedergegangen, und die Sante stieg mitten im Sommer hoch. Jetzt, da das Wasser gefallen war, fanden sie ihre Behausung gänzlich verschlammt und verwüstet. Das war traurig! Aber Christoph wußte schon eine Auskunft. Ein Stück weiter oben am Flusse, unter der Brücke, war auch ein schöner, schattiger Platz, und man war noch unbeobachteter als in den Weiden. Mit Hilfe einer Planke erbaute er dort einen trockenen Sitz. Als alles zurecht gemacht war, lud er Ulrike in aller Form ein, das neue Heim zu betreten, von dem er ihr bereits Wunderdinge berichtet hatte. Sie nahm das jüngste ihrer Geschwister mit dorthin.

Unter dem Holzwerk der Brücke war es dämmerig und kühl. Viel Raum gab es nicht, die Böschung, auf der sie saßen, fiel steil ab ins Wasser, des Gebälkes wegen mußte man sich gebückt halten. Aber zu sehen gab es hier mancherlei: das Wasser, wie es pfeilschnell neben den Pfeilern vorbeischoß. Im Tiefen standen auch meistens Fische, mit dem Kopf gegen die Strömung. Auf dem Grunde dehnten sich Wasserpflanzen in grünen, langgezogenen Flechten.

Christoph hatte einen großartigen Plan. Allerhand Eßwaren wollte er hierher schaffen, dann würden sie in dieser Klause leben, fern von den Menschen, bis sie ganz vergessen wären da draußen. Dann eines Tages würden sie als erwachsene Menschen herauskommen, und niemand sollte sie dann erkennen.

So saßen sie im Halbdunkel, dicht aneinander gedrängt. Draußen lag die sonnige Augustlandschaft in greller Helligkeit. Durch den Brückenbogen hindurch sahen sie den Santehof, wie ein Bild im Rahmen: Die roten Ziegelwände, die Strohdächer zwischen Baumkronen. Ein blitzendes Band, zog der Fluß in die Ebene hinaus. Zu ihren Füßen, unten im Wasser, stand ein Hecht, regungslos, auf Beute wartend.

Christoph hatte den Arm um ihre Hüften gelegt, sie ließ es sich gefallen. Das Kind spielte in ihrem Schoße. Er drückte und schmiegte sich noch dichter an sie an. Wie warm und weich sie war; er konnte ihren mageren Mädchenkörper durch das dünne Kleid hindurchfühlen. „Nun sind wir Mann und Frau!" sagte er und suchte ihr in die Augen zu blicken. Sie kicherte, nickte dann zustimmend mit dem Kopfe. „Weißt du, dann darf ich dich auch küssen," meinte er. Sie wollte sich erst ein wenig sträuben, aber er war entschlossen, diesmal seinen Willen durchzusetzen. Er zog ihr mit beiden Armen, die er um ihren Nacken geschlungen hatte, den Kopf herab, bis er ihre Lippen mit den seinen erreichte; dann küßte er sie. Sie wich vor der Berührung seines Mundes zurück, machte einen Arm frei und wollte seinem Drängen Einhalt setzen. Er hielt ihr die Hände mit seinen zarten Fingern fest. „Ulrike!" bat er flehend. Sie hielt inne. In seinen Augen lag ein Ausdruck, den sie noch nie gesehen hatte.

Schon wieder fühlte sie sich umschlungen und seinen Mund auf dem ihren. „Ulrike — liebe Ulrike!" stammelte er. Sie fühlte unter seiner Umarmung, wie er am ganzen Leibe bebte.

Auf einmal merkte Ulrike, wie ihr Schoß leichter wurde. „Herrgott, das Kind!" — Ein Kreischen und Fallen! Das Kind kollerte die Uferböschung hinab. Ein plantschender Schlag! Mit erweiterten Augen, schreckensbleich, sahen sich die beiden oben auf der Planke an. „Hermännchen, Hermännchen!" jammerte sie und rang die Hände.

Christoph war behende die Böschung hinab. Gleich darauf ein abermaliges Klatschen im Wasser. Ulrike sah einen Wirbel, eine Hand kam zum Vorschein, nur für einen Augenblick, dann lange Zeit gar nichts. Der Fluß floß ruhig dahin wie vorher, als sei gar nichts geschehen. Das Mädchen saß da, wie vom Schreck gelähmt. Dort unten trieb ein Hut, von der Strömung im Kreise gedreht. — Sie riß sich empor, kroch unter der Brücke vor, lief am Ufer entlang, blickte ins Wasser. Nirgends eine Spur von den beiden. Jetzt erst kam ihr der Gedanke, um Hilfe zu rufen.

Leute kamen aus dem Santehofe herbeigeeilt. Bald war es ein ganzer Schwarm, die das heulende Mädchen umstanden. Dann wurde ein Kahn losgemacht. Man suchte zuerst an der Brücke. Dann besann man sich, daß die Körper längst weiter hinabgetrieben sein mußten. Der Amtmann war herbeigerufen worden. Er raste wie ein Verzweifelter am Ufer hin und her, die Leute zum Suchen anspornend. Die Hoffnung, die Kinder lebend aus dem Wasser zu ziehen, war längst aufgegeben, und doch wollte niemand das Wort aussprechen, daß alles vergeblich sei.

Am nächsten Tage wurden die Leichen aufgefunden. Unten am Malichower Wehr waren sie angetrieben worden. Christoph hielt ein Büschel Wasserpflanzen in der kleinen Hand, das er vom Grunde gerauft haben mochte. Dem Gesichte des Dreizehnjährigen hatte der Tod etwas männlich Ernstes gegeben. Er sah aus wie einer, der gewußt, wofür er sterben wollte.

In der Fülle des ersten Liebesglückes, wie es so rein und selig nie wiederkehren konnte, war er dahingefahren.

---

# Sachsengänger.

Über der Landschaft lag ein dichtes Nebeltuch, das sich emporheben zu wollen schien; es wogte und flatterte, aber der Boden hielt es fest. Nur das, was hoch war, ragte aus dem dampfenden Meere hervor: die Kronen der Bäume, die Spitzen der Telegraphenstangen längs der Chaussee und alles weithin überblickend die rote Esse der Brennerei.

Noch war die Sonne nicht herauf, aber der östliche Himmel ging schon vom stumpfen Nachtgrau in flimmerndes Gelb über, mattrosa Streifen mischten sich darunter. In der milden Sommernacht war ein kurzer Schauer niedergegangen, noch nicht einmal so viel, um den Staub der Landstraße zu löschen. Jetzt, ganz unvermittelt, für einige Minuten, trat Kälte ein. Die Vögel wurden unruhig, sie fuhren ärgerlich zwitschernd aus den Baumkronen und stießen in die Luft, ungeduldig und zwecklos; denn noch schwärmten keine Mücken. Von der Brennerei her ertönte ein verschlafener Ton der Esse.

Jetzt rötete sich eine kleine Wolke unversehens, die hoch im Zenith des Himmels trieb. Wie ein rosiger Säugling lag sie da im blauen Himmelbette, der sich erwachend behaglich streckt und dehnt, dann verzerrte sich das Wolkenkind unwillkürlich und wuchs in eine andere Gestalt aus.

Das Nebeltuch wallte unruhig auf und ab, an einigen Stellen wurden Zipfel wie von unsichtbaren Händen nach oben gezogen. Mehr und mehr traten

Häuser und Bäume in groben Umrissen heraus, wie große dunkle Tiere. Die Spitze eines Blitzableiters erglänzte plötzlich scharf, einige Fenster erglühten, als sei Feuer im Hause, und die Sonne brach hervor blutrot hinter Vorhängen von Dunst und Nebelschwaden.

Die weißgrauen Wogen quirlten durcheinander; der Boden schluckte sie ein, die Luft sog sie auf. Auf einmal lag die Welt wie reingefegt, blank und klar bis an den scharfen Rand des Horizonts. Weißglühend funkelte die Sonne über dem Bilde und strahlte sich in Millionen Tropfen wieder. Hie und da im Geäst der Bäume hing noch ein weißer Fetzen schnell verdunstend. Aus den Furchen der Kartoffelfelder zog ein feiner Dampf ab, wie aus unterirdischer Küche.

Frei und ungehindert konnte der Blick nunmehr überallhin wandern. Keine Berge stellten sich dem neugierigen Auge hindernd in den Weg, keine Felswände und Wälder. Eine weite Ebene dehnte sich ringsum, glatt wie die Wüste, aber fruchtbarer als diese.

Kein Fleckchen unbenutzt. Feld an Feld, unverraint, eins in das andere übergehend. Korn, das vor kurzem abgeblüht hatte, Weizen, Kraut, Kartoffeln in der Blüte, Hafer, der schon Ährenansätze zeigte. Lange, grüne Parallelstreifen auf schwarzem Grunde: ein Zuckerrübenfeld. Alles gradlinig, abgegrenzt, in großen Vierecken ausgelegt. Hier gab's keine kleinen Leute: Halbbauern, Gärtner, Häusler, mit ihrer verzwickelten Feldwirtschaft, wo jeder auf einem Morgen fünf und mehr verschiedene Früchte baut. Hier war großer Grundbesitz, das war zu erkennen; kein Schlag unter mehreren Hektaren.

Die eintönige Fruchtbarkeit der Felder wurde unter-

brochen von einem Gebäudekomplex, der breit in einer Bodensenkung lag. Ziegeldächer über weißen Mauern, auf dem Mittelbau der Glockenturm mit grüner Haube und einem weithin leuchtenden Zifferblatt. Halb verhüllt war der Häuserhaufen von Laubkronen, die Brennereiesse reckte sich mitten heraus. In das Gehöft lief die Chaussee in schnurgerader Linie, mit sorgfältig gehaltenen Gräben, Schleusen und Kilometersteinen. In peinlicher Regelmäßigkeit lagen Haufen klargeschlagenen Basalts sargförmig aufgeschüttet, fertig zum Straßenschutt. Über den Straßenbäumen zog sich der Telegraphendraht von Stange zu Stange. Die Obstbäume waren in tadellosem Zustande, bis zu den Kronen hinauf angestrichen gegen Hasenfraß und Insekten, alle Bäume mit breiten Kesseln versehen. Kleine Gräben führten den Stämmen das Straßenwasser zu. Der Sommerweg an der Seite war mit gelbem Sande frisch befahren.

Am Glockenturm schlug es jetzt fünf Uhr. Von dem Gehöfte her kamen Menschen langsam die Chaussee herauf, ein ganzer Trupp Feldarbeiter.

Um die Schönheit der erwachenden Natur kümmerten sie sich nicht, sie hörten nicht auf die kleine Lerche, die sich jetzt aus dem Kleefelde zum milchweißen Himmel emportrillerte; die Augen auf den Staub der Landstraße gerichtet, so schritten sie dahin.

Alte gebeugte Männer mit kleinen, blinzelnden Augen und weißen Bartstoppeln auf der braunen Haut. Dann jüngere, manch ein Branntweingesicht darunter, einzelne mit Militärmützen, hie und da eine Tabakspfeife. Zahnlose Weiber mit pergamentener Haut, schwieligen Fäusten, mageren, braunen, verschrumpelten Armen, plump und breitbeinig, mit vorgebeugtem Oberkörper marschierend, halb männlich in ihren Kleidern,

nichts Liebliches, Weiches, Schmückendes — der letzte Rest weiblicher Zartheit vernichtet durch die Arbeit.

Es waren Sachsengänger. Von Posen, nahe der russischen Grenze, waren sie bis westlich der Elbe gezogen auf Sommerarbeit.

An der Spitze marschierte der Vorarbeiter, der alte Nowarzyk, ein hagerer Greis, fleischlos nur Knochen und Sehnen mit braunem Fell überspannt, das von einer alten Trommel genommen zu sein schien, auf eckigen Schultern ein grauschwarz gefiederter Rabenkopf, darin funkelnde Spähaugen. Aus der tief herabgezogenen Mundecke, in einer Zahnlücke, die eigens für diesen Zweck geschaffen erschien, hing ihm die verrauchte Tabakspfeife, gleichsam ein natürlicher Appendix dieses verwitterten Gesichtes.

An dem großen Zuckerrübenfelde machte Nowarzyk Halt und wies seine Landsleute auf Polnisch an. Hier gab es Arbeit auf viele Tage; das Unkraut schoß bereits stark zwischen den Rüben hervor.

Der Rittergutspächter, der hier wirtschaftete, war einer, der sein Handwerk verstand. Unkraut und Quecken haßte er wie den Tod, und er wußte ihnen zu Leibe zu gehen.

Arbeitskräfte waren in diesem Sommer genug da. Man hatte sich ja nicht weniger als zwanzig Sachsengänger beim landwirtschaftlichen Arbeitsvermittelungsbureau in der Kreisstadt bestellt, und sie waren pünktlich besorgt worden, Männer und Weiber. Die letzteren waren eigentlich noch bequemer, sie bekamen ein Drittel weniger Lohn, schafften beinahe ebensoviel und betranken sich nur äußerst selten.

Man hatte sehr wenig Not mit diesen Leuten, im allgemeinen waren sie gehorsam und unterwürfig wie

die Hunde; kläfften sie einmal, so verstand man es nicht, denn sie sprachen Polnisch. Unterzubringen waren sie leicht, mit den elendesten Winkeln nahmen sie vorlieb, und das beste von allen, für den Winter brauchte man sie nicht zu behalten und durchzufüttern. Im Herbste, wenn die Ernte herein war und das Feld bestellt, wurden sie entlassen und zurückgeschickt, woher sie gekommen.

Unter den Sachsengängern befand sich auch ein junges Paar. Er konnte noch nicht allzu lange vom Regimente los sein: das Rot seiner Militärmütze war noch ziemlich frisch. Er mochte für hübsch gelten mit seinem blauschwarzen, krausen Haar, dem Schnurrbärtchen über den vollen Lippen und den großen, dunklen Augen. Aber diese Augen hatten einen wässerigen Glanz und die matt violette Tönung der Haut, sowie die schlaffe Nachlässigkeit der Haltung verrieten den Trinker.

Sie gehörte dem seltenen Typus der blonden Polen an. Ihr Haar war fast weißgelb und die Augen graublau. Sie mußte noch jung sein und hatte noch nicht alle Reize eingebüßt. Der Sonne, in deren feurigen Strahlen sie täglich viele Stunden arbeitete, zum Hohne war sie auffällig blaß geblieben.

Auf dem Rücken trug die junge Frau einen kleinen grauen Sack. Man hätte glauben können, es seien Eßwaren darin, aber die Art, wie sie das Bündel vorsichtig hütete, ließ ahnen, daß es einen Schatz enthalte. Und in der Tat, wenn man Kinder als einen Segen betrachtet, so war diese Frau gesegnet; sie trüg einen kleinen Erdenbürger in dem grauen Säckchen.

Das Kind war erst drei Wochen alt, ein Knabe; sie hatte es hier geboren.

Als der Herr Pächter zuerst die hochschwangere

Frau zu Gesichte bekam, war er sehr ungehalten. Das sei Betrug von seiten des Vermittelungsbureaus, meinte er und wollte sie zurückschicken. Aber die Frau flehte und bat, man möge sie doch behalten; ganz schnell abmachen würde sie's, man sollte gar nichts davon merken, versprach sie.

Und sie hielt ihr Versprechen; schnell und unbemerkt machte sie's ab. Am Tage vorher noch sah man sie bei der Arbeit, kein Arzt, keine Hebamme wurde gerufen. Nur ihre Freundin, die alte Nepomucena, stand ihr bei in der schweren Stunde. Über den Ställen, in einem Bretterverschlage, erblickte der kleine Junge das Licht der Welt, das hier nur durch eine Dachluke spärlich eindrang. Stallbrodem und Heugeruch, das war das erste, was die kleinen Lungen einsogen. Die Kühe unten horchten verwundert auf das fremde quäkende Stimmchen, das durch die Dielenritzen zu ihnen drang.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse ging die junge Mutter schon wieder hinaus auf Feldarbeit. Das Kind nahm sie mit, es wurde dazu in ein Tuch geschlagen, dessen Zipfel sie um den Hals nahm und auf der Brust zu einem Knoten zusammenschlang. Draußen ward es dann in eine Furche gelegt oder an den Fuß eines Baumes. Das Tuch wurde über ihm zusammengeschlagen gegen Sonne und Fliegen, nur ein kleines Luftloch ließ man offen stehen. Und niemand, der's nicht wußte, hätte unter dem Häufchen Lumpen ein lebendes Wesen vermuten können.

Das Kind machte wenig Not, es schrie nur ganz selten. Es äußerte überhaupt sehr geringe Ansprüche und zeigte frühzeitig Anlage zum Asketen. Die Nahrung, welche ihm die Mutter bot, verschmähte der Säugling hartnäckig.

Die Frau rief in der Herzensangst ihren Schutzheiligen an und versprach ihm eine Kerze, wenn sie heimkommen würde im Winter, und die alte Nepomucena verschrieb einen Kräutertee; aber beide Mittel verfingen nicht. Der Junge nahm die Brust selten und dann auch nur auf kurze Zeit. Er nahm ab, das erkannte die Mutter auch ohne Säuglingswage. Mit blutendem Herzen sah sie die reiche Nahrung, die sie schuf, nutzlos wegfließen.

Der Kleine wurde von Tag zu Tag schwächer und nahm ihr doch so viel von ihrer Kraft. Sie schleppte sich nur noch mühsam zur Arbeit, alle Glieder waren ihr wie zerschlagen, und doch kam des Nachts wenig Schlaf in ihre Augen.

Dann saß Barbara — so hieß die junge Frau — stundenlang und wiegte den Kleinen, mechanisch die Arme auf und ab bewegend. Oft hatte das Kind keinen Schlaf, dann lag es da, die großen, seelenlosen Augen weit offen, hin und wieder leise wimmernd oder wie erschreckt zusammenzuckend.

Was für Gedanken wirbelten da durch den armen, öden Kopf der Frau: Gebete, Träume, Sorgen, Erinnerungen.

Dann mitten in der Nacht kam wohl ihr Gatte, branntweinduftend und lallend. Er fluchte und machte ihr Vorwürfe oder er war zärtlich, und das fürchtete sie noch mehr. Es durfte nicht sein, all die anderen Frauen hatten sie davor gewarnt. Da mochte er sie noch lieber schlagen, wie er's neulich getan.

Michael hatte sich sehr verändert. Was für ein Liebster war er gewesen! Wie schöne Briefe konnte er schreiben vom Regimente her, viel besser als sie selbst. Und wenn er auf Urlaub, wie feurig war er da, was

hatte er für toll verliebte Streiche verübt; die junge Frau dachte mit Wehmut an manche süße Schäferstunde zurück.

Den Säugling im Arme saß sie und sann und träumte. Durch die Dachluke fiel das Mondlicht und malte ein schräges, weißes Viereck auf die Bretterwand des Holzverschlages, die Turmuhr auf dem Pächterhause besagte ihr viertelstündlich, wie langsam die Zeit schleiche. Es war nach Mitternacht und Michael noch nicht aus dem Schnapsausschank zurück, wo er Abend für Abend mit seinen Zechgenossen saß. Die Destillation lag auf dem Hofe; selbstgebrannter Fusel wurde verzapft. Dorthin trug Michael und mancher andere Arbeiter die sauer verdienten Groschen.

Wieder und wieder zeigte die Uhr das Ende einer Viertelstunde mit grausamer Pedanterie an. Das bleiche Viereck an der Bretterwand war weiter gerückt und verschwunden, die Kühe unten im Stalle fingen an, unruhig zu werden, sie rasselten mit den Ketten und brüllten; der Morgen und die Melkzeit kam heran.

Der Kleine begann zu wimmern und das magere Köpfchen von einer Seite auf die andere zu werfen. Dieses Spiel trieb er manchmal viertelstundenlang. Die Mutter wußte nichts Besseres, als dem Kinde die Brust zu bieten, aber das verzog nur den Mund widerwillig und setzte das Hin- und Herwerfen des Kopfes fort.

Barbara weinte. Die Frauen hatten ihr gesagt, man müsse dem Kinde andere Nahrung bieten, da es die ihre verschmähe. Das kam der Mutter so schwer an, es erschien ihr, als solle ihr das Kind genommen und einer Fremden gegeben werden. Aber schließlich würde es doch nicht anders werden, so ging's nicht weiter, das sah sie ja ein. Und sie dachte mit innerstem

Erbeben an ein Wort der alten Nepomucena, die hatte gesagt: „Auslöschen wird dir's unter den Händen, wie ein Licht, wenn du ihm nichts zu trinken gibst.“ Und die alte Nepomucena mußte es am Ende verstehen; sieben Kinder hatte sie aufgebracht, ungezählt, die ihr jung verstorben waren.

Andere Nahrung — also Kuhmilch! Zu bekommen war die ja hier. Täglich wurden Hunderte von Blechkannen nach der Stadt gefahren und auch an Ort und Stelle wurde Milch in kleineren Quantitäten verkauft. Ein halber, ein viertel Liter würde genügen, mit Wasser verdünnt, ein wenig Zucker hinein — die anderen Frauen hatten ihr so gesagt — und das Kind würde die Nahrung gierig annehmen.

Jetzt endlich kam Michael. Er stieß zur Begrüßung einige Flüche aus und fiel schwer neben seiner Frau nieder. Dann huschelte er sich in das Stroh ein und wollte schlafen, aber sie ließ ihm diesmal keine Ruhe. Voll Eifer entwickelte sie ihren Plan und bat um Geld, noch an diesem Morgen wollte sie den Anfang machen mit der Kuhmilch.

Er hörte sie eine Weile an, mit stieren Augen, verständnislos; dann, plötzlich begreifend, was von ihm verlangt wurde, fuhr er zornig auf und schrie sie an: Wenn sie ein Kind geboren hätte, solle sie's auch selber ernähren. Aber sie ließ sich nicht einschüchtern und stellte ihm vor, daß der Junge an ihrer Brust verhungere. So möge das Wurm seinetwegen verrecken, meinte er, es sei ja doch nur ein Wechselbalg, behext müßte es jemand haben, vielleicht stamme es nicht einmal von ihm. Sie achtete kaum auf seine Roheiten und bat weiter, nur einen kleinen Teil des Wochenlohnes wollte sie haben zu Milch und Zucker.

Da schrie er sie mit zornfunkelnden Augen an und hob die Faust, daß sie sich mit dem Kinde in Todesangst in die äußerste Ecke der Kammer rettete. Er warf sich ins Stroh zurück, schwor bei der Jungfrau und den Heiligen, er werde sie erschlagen, wenn sie ihn noch einmal um Geld bitte, und schnarchte bald darauf.

Namenlose Bitterkeit stieg in der Seele der jungen Frau auf. Dort lag er nun; der Branntweingeruch, den er ausströmte, verpestete den kleinen Raum, alles, was sie in gemeinsamer Arbeit verdienten, jagte er mit dem alten Nowarzyk und anderen Saufkumpanen durch die Gurgel, nichts würden sie im Winter haben zum Leben, und ihr Kind verdurstete. Die Ungerechtigkeit war zu groß, ihre mageren Glieder zitterten, der Hals war ihr wie zugeschnürt.

Unten wurde jetzt Leben. In der Futterkammer nebenan waren die Mägde tätig. Das erste Melken mußte bald beginnen.

Vor Barbaras geistigem Auge stieg ein Bild auf, unwillkürlich, deutlich zum Greifen: der große zinnerne Milchzuber, in den die Mägde ihre Melkeimer ausgossen. Er stand unten im Durchgange neben dem Träbertroge, jeden Morgen kam sie daran vorbei, wenn sie zur Arbeit ging. Groß war der Zuber und tief, Ströme von Milch ergossen sich schäumend darein, von allen Seiten unaufhörlich. Ihre Phantasie, überreizt von der Nachtwache, malte sich das Bild in übernatürlichen Dimensionen aus.

Heiß und kalt überlief es ihren Rücken. Der Atem flog ihr, die Pulse hämmerten. Das Bild in seiner verführerischen Pracht war nicht zu bannen, es drängte sich vor ihre Augen.

An dem Zuber ein Fläschchen füllen, war das

nicht, als ob man eine Hand voll Wasser aus dem Flusse schöpfe?

Sie blickte das Kind an, wie es da lag in ihrem Arm, bleich, mager, verfallen, mit einem mißvergnügten Ausdruck auf den gespannten Zügen, wie ein alter Mann. Es öffnete die trockenen Lippen ein-, zweimal, als wolle es sich beschweren, blinzelte mit den Augen, verzog den Mund schmerzlich, und ein Krampf zuckte durch den kleinen Körper.

Da gab's kein Nachdenken mehr, kein Erwägen für und wider bei Barbara; der Entschluß saß fest in ihrer Seele. Sie legte das Kind ins Stroh, suchte in einem Bündel und brachte eine Flasche hervor. Dann öffnete sie vorsichtig die Tür, welche auf eine Holzstiege führte, dort blieb sie stehen und lauschte. Die Mägde waren in voller Tätigkeit — es war gut — behutsam schlich sie die Stiege hinab. — —

* * *

An dem großen Zuckerrübenfelde hatten die Arbeiter Halt gemacht. Der Pächter war noch nicht da, um sie anzustellen, inzwischen wies der Vorarbeiter jedem einzelnen seinen Platz an. Auf den Knien oder hockend rückten sie in langer Linie langsam in dem Felde vorwärts, mit den Häckchen oder der bloßen Hand dem Unkraute zu Leibe gehend. Dabei mußte sorgsam darauf geachtet werden, daß man die Wurzeln und die Blätter der zarten Rübenpflanzen nicht beschädigte. Je zwei Arbeiter hatten einen Korb zwischen sich zum Hineinwerfen des Unkrautes.

In der Feldecke stand ein Birnbaum, darunter ein leerer Brettwagen, mit dem das gesammelte Unkraut schließlich abgefahren werden sollte. Einstweilen hatten

die Arbeiter hineingelegt, was sie an Kleidungsstücken für überflüssig fanden. Es konnte ja nie etwas schaden, wenn man seine Kleider schonte.

„Leg' ihn da hinein, Barbara," meinte der alte Nowarzyk zu seiner Landsmännin, und er stellte aus alten, schmutzigen Kitteln eine Art Bett her für das Kind. „Wie ein Fürst wird er's da haben, dein Sohn." Dann rückte er die Unterlage so, daß der Schatten des Birnbaumes darüber fiel.

Es lag etwas von natürlicher Ritterlichkeit in dem Wesen des alten Nowarzyk. Gegen Frauen und Kinder war er immer freundlich. Wie er jetzt der jungen Mutter behilflich war, das Kind vom Rücken zu nehmen und es aus den Tüchern band, hätte ihm niemand angesehen, daß er in seiner Jugend acht Jahre im Zuchthause gesessen, weil er einen Menschen über den Haufen gestochen hatte.

Als sie das Tuch vom Gesichte des Kleinen weggezogen, starrte die Mutter erschreckt in die Züge des Kindes. So verfallen war es ihr doch noch niemals vorgekommen, wie jetzt, wo es im hellen, nüchternen Tageslichte vor ihr lag.

„Wirst nicht mehr lange Not damit haben," meinte der alte Nowarzyk mit freundlichster Miene. „Gräme dich nur nicht, Barbara; ihr macht euch bald ein anderes."

Und er lachte über seinen Witz, daß ihm die Pfeife im Mundwinkel tanzte. Dann spuckte er aus, bückte sich und pflückte einen blühenden Grasstengel. Den hielt er dem Kinde vor den Mund.

„Sieh her, Barbara, es atmet ja noch. Ich sage dir, gräme dich nicht! Wenn's fort will, halt's nicht. Hast doch nur Not davon. Mach jetzt zur Arbeit, Barbara; der Herr kommt."

Vom Hofe her kam der Pächter die Chaussee herauf. Die Hände der Arbeiter gingen noch einmal so fleißig, seit sie den Herrn in der Nähe wußten.

„Wirst du's nun endlich mit Kuhmilch versuchen?" fragte die alte Nepomucena, welche neben Barbara kauerte, während sie mit den knochigen Händen, die sich in der Farbe von dem Graubraun der Ackerkrume kaum unterschieden, einen Distelstock mit Stumpf und Stiel ausrottete.

„Ja, ich will's," meinte Barbara.

„Wirst doch nicht dumm sein und Milch kaufen — etwa," raunte ihr die Alte ins Ohr und sah sich verstohlen nach dem Pächter um.

Die blasse Barbara errötete. Dann, nach einigem Zögern, sagte sie: „Ich habe schon eine Flasche."

„Genommen?" fragte die Alte und ihre Augen blitzten auf.

Barbara nickte, errötete noch tiefer und arbeitete hastig weiter, ohne nach rechts oder links zu blicken.

Das Zigeunergesicht der Alten verzerrte sich zu freudigem Grinsen. Vergnügt kicherte sie in sich hinein. „Hast recht getan, Barbara, hast recht getan. Wer wird Geld geben, wenn er's umsonst haben kann. Milch ist ja genug da. Gib kein Geld her, hörst du! Sollst mal sehen, wie's dem Kinde bekommen wird. Dick und rund wird er werden, der Junge, sollst sehen!"

Der Pächter war inzwischen herangekommen, eine untersetzte Gestalt, mit rotem Gesicht und sandgelbem Barte. Er trug eine kurze Jagdjoppe und Schmierstiefeln, in welche die Beinkleider gesteckt waren, und rauchte eine Feldzigarre zum frühen Morgen. Vor ihm her lief sein Teckel, mit kurzen Sprüngen über die Zuckerrübenbeete torkelnd.

Kundigen Auges prüfte der Mann die getan
Arbeit. Mit dem oben gekrümmten Haselstocke, an
dem eine scharfe Zwinge war, stieß er in den Boden
An verschiedenen Stellen fand er noch Wurzeln und
Stümpfe von Unkraut. Er rief die einzelnen Arbeiter
auf ihre eigene Spur zurück und hieß sie, das Versehene
gut machen.

Hier gab's eine gute Gelegenheit zum Fluchen und
Wettern, und das brauchte der Herr Pächter wie die
Butter zum täglichen Brote. Dazu waren ihm die
Sachsengänger gerade recht. Mit den eigenen Leuten
mußte man neuerdings sehr vorsichtig sein, die muckten
leicht auf, liefen weg oder machten gar Anzeige. Aber
dies elende Polackengesindel war schüchtern und unterwürfig, denen konnte man schon etwas bieten.

Inzwischen vertrieb sich der Teckel die Zeit auf
seine Weise. Am Fuße des Birnbaumes lagen die
Frühstücksschnitten der Arbeiter in bunte Tücher eingeschlagen, an denen schnupperte er neugierig herum.

„Waldmann, wirst du wohl!“ rief der Pächter und
drohte dem Hunde mit dem Stocke. Der nahm die
Sache nicht allzu ernst; er kannte seinen Herrn, gegen
seine Tiere war der niemals hart.

Der Hund hatte den Zipfel eines blauen Tuches
zwischen den Zähnen und zerrte daran mutwillig hin
und her. Sein Herr sah ihm nicht ohne Interesse zu;
ob er's wohl auseinander kriegen wird das Tuch?

Richtig, jetzt hat er's auf. Es ist doch ein geschicktes Vieh, der Waldmann.

Was ist denn aber das? Eine Flasche mit Milch!
Sonderbar — Milch! Wenn's noch Branntwein gewesen wäre.

Der wohlbeleibte Mann bückt sich unter Ächzen

und nimmt die Flasche in die Höhe. Milch! Es bleibt Milch. Etwa ein viertel bis ein halber Liter, sie scheint frisch gemolken, es zeigt sich noch nicht die geringste Fettbildung. — Hm! hm!

Die Flasche in der Hand tritt er breit vor die Leute hin. „Wer von euch frühstückt denn Milch?“ fragt er, jedes Wort betonend.

Ein Flüstern ist durch die Reihen der Leute gegangen, sie haben der Entdeckung mit Schrecken zugesehen. Jetzt arbeiten sie alle aufs emsigste mit gesenkten Köpfen. Niemand antwortet.

Der Hals des Mannes färbt sich noch um einige Grade dunkler. „Tut nur, als verständet ihr kein Deutsch, verdammte polnische Mausehaken. Nowarzyk, wer von euch hat die Milch gestohlen? Raus mit der Sprache!“

„Weiß sich nix, gnä Herr!“ meinte der Alte und erheuchelt eine ernst betrübte Miene.

„Denkt nur nicht, daß ihr mir entwischt. Ich krieg's schon raus,“ keucht der Pächter und schreitet die Reihe ab, jedem einzelnen ins Gesicht blickend.

Barbara ist mit einem Male sehr blaß geworden, sie zittert am ganzen Leibe, sie blickt weg, als der Gestrenge zu ihr kommt.

Wie der Pächter das verfärbte, bestürzte Gesicht der Frau erblickt, scheint ihm etwas einzufallen. „Aha, aha!“ Ein triumphierendes Lächeln gleitet über seine Züge, er weidet sich an dem Anblicke der fassungslosen Frau. Dann räuspert er sich, wiegt sich wohlgefällig auf den Hacken und lächelt. Jetzt wird er den Leuten einmal beweisen, wie überlegen er ihnen ist.

„Wo ist denn euer Kind, Barbara?“ fragte er mit erkünstelter Milde.

Barbara antwortet nicht. Sie läßt den Kopf au
die Brust herab sinken, ihre Hände arbeiten fieberhaf
in dem Erdboden weiter.

„Na, weit wird's wohl nicht sein," der Pächte
sieht sich um und geht schließlich auf den Brettwage
zu. Dort reißt er das Lumpenbündel auseinander.

„Natürlich, hier ist der Milchfreund. Dacht
mir's doch!"

In diesem Augenblick veränderte sich der Gesichts-
ausdruck des Mannes, er blickt schärfer hin, ein „Donner-
wetter!" erstirbt auf seinen Lippen.

Beinahe scheu führt er einen seiner Finger an de
kleinen Körper.

„Kommt einmal her, Barbara," sagt er zögernd,
und seine Stimme zittert. „Kommt nur!"

Zagend nähert sich die Mutter mit gesenktem Blicke,
ängstlich, schuldbewußt. Sie ahnt noch nichts.

„Hört — euer Kind da — Es kommt mir vor —
Seht's euch nur mal an."

Sie tritt heran, betrachtet das Kleine, befühlt es,
und ihre Züge werden starr. Sie schreit nicht auf, si
weint nur ganz leise vor sich hin und schüttelt unaus-
gesetzt den Kopf, als sei es ihr unfaßlich.

Dem Pächter wird ganz eigen zumute. Er fühl
so was Ähnliches wie den Wunsch in sich aufsteigen,
der Frau etwas Tröstliches zu sagen, aber die Zunge,
von der die Flüche so glatt herunterfließen, ist zu plum
dazu. Er hält die Milchflasche noch immer in der Han
und ist geradezu verlegen.

Inzwischen sind die Arbeiter herzugekommen; si
stehen im Kreise um Barbara mit der kleinen Leiche.

Einige Frauen helfen der Mutter weinen. Michae
steht da, zitternd, mit offenem Munde, den Träne

nahe. Er ist von Natur rührselig und seine Nerven durch den Trunk überreizt. Der Anblick der Leiche erschüttert ihn. Ein tiefes Mitleid mit sich selbst überkommt ihn plötzlich und er zerschmilzt in Tränen.

Der alte Nowarzyk aber stößt ihn an und sagt: „Bist dumm, Michael! Sei froh, daß es fort ist.“

---

# Abdul.

Wieder einmal sollte unsere Gegend um einen Aussichtsturm reicher werden. Als ob es nicht schon genug solcher langweiligen Steinwarten gegeben hätte! Kaum eine unserer lieblichen Höhen haben sie frei gelassen. Überall gibt es jetzt Wegweiser im Walde, Steine mit Angabe der Kilometerzahl; jedes lauschige Plätzchen ist durch eine Holzbank verdorben. Und nun gar erst im Sommer die Reisenden, die Sommerfrischler, Touristen, Radfahrer, die Ozonbedürftigen, die nervenkranken Opfer unserer Zivilisation!" —

Ich liebe den Waldesfrieden unserer Berge in seiner jungfräulichen Spröde. Und nun mit ansehen zu müssen, wie sie lärmend herangezogen kommen, wie sie die Verbildung der Großstadt, die Moden der Boulevards, die ganze parfümierte Atmosphäre moderner Überkultur hineinschleppen in unsere reine Waldluft! Wie sie umherstolzieren unter unseren Tannen, diese Löwen des Trottoirs! Wie der Duft des Kiens und der Nadelstreu doch die Blasiertheit aus ihren engen Seelen nicht heraus zu räuchern vermag! Wie sie nichts mitbringen, was uns frommen kann, wie sie unseren Frieden mit fortnehmen, ohne sich ihn doch selbst zu gewinnen! —

Den Erdenwinkel, in dem ich lebe — wo ich eine Zuflucht gefunden habe vor mancher Kränkung —, hatte der Heuschreckenschwarm bisher gnädig verschont. Das Tal liegt ein wenig abseits, besitzt keine sogenannten

Sehenswürdigkeiten; seine Reize drängen sich nicht auf. Aber den, der sie einmal erkannt hat, fesseln sie mit inniger Kraft.

Nun hatten sie denn auch dieses traute Stückchen Erde ausfindig gemacht. Bald standen an den Wegescheiden die Tafeln des Gebirgsvereins. Erstaunt lasen unsere Holzfäller und Steinarbeiter, wie viel Meter über dem Spiegel der Ostsee sie all die Zeit über gelebt hatten. Eine Sekundärbahn schloß uns an das Eisenbahnnetz der großen Welt an. Villen in imitiertem Schweizerstile schossen pilzartig aus dem Boden auf, fremdartig herausragend über die Strohdächer unserer Fachwerkhütten. — Ja, selbst der Kellner mit Frack, ausgeschnittener Weste und Serviette blieb uns nicht erspart.

Mir ward zumute wie einem, der ein holdes Geschöpf lange Zeit für sich allein besessen und nun plötzlich die Preisgegebene voll grimmiger Eifersucht in den Armen anderer erblicken muß.

Mein Trost war, daß sie mir den Berg, der meinem Fenster gegenüberliegt —, auf den ich blicke, wenn ich mich früh erhebe, den ich wie oft schon vorm letzten Sonnengruß verbrämt in Dämmerung habe verschwinden sehen —, daß sie mir den Berg mit seiner felsgekrönten Spitze noch nicht schimpfiert hatten. In seinem hundertjährigen Tannenforst war eine Zufluchtsstätte für mich und meine weltfremden Gedanken.

Und siehe da, eines Tages, als ich mich der Kuppe nähere, höre ich die Axt des Holzschlägers durch den Wald schallen. Ich eile hin ... Die große Tanne lag bereits, die ich so sehr liebte, die ich bewundert und beneidet hatte, wie sie auf magerem Felsen ihre Wurzeln in die Spalten und Risse getrieben, den Boden in der

Tiefe suchend, den ihr das harte Gestein versagte. Ein Wunder schien mir die Zähigkeit des knorrigen Baumes, wie er so freudig zum Himmel strebte. Woher nahm er die Kraft? — Kein noch so scharfer Westwind hatte ihn bisher zu Falle gebracht, obgleich er ganz einsam stand.

Dieses Symbol der auf sich selbst gestellten Größe sank vor der gierigen Säge dahin. Und als ich herantretend nach dem Grunde solchen Frevels forschte, hieß es, der Baum sei im Wege gewesen; hier solle ein Aussichtsturm herkommen.

Steinmetz und Maurer waren am Felsen tätig. Gesprengt sollte werden, um Material für den Unterbau des Turmes zu gewinnen. Das Sprengpulver war bereits in die Löcher gefüllt, die Keile gesteckt, die Zündschnur angelegt; die Leute zogen sich hinter die umstehenden Bäume zurück und rieten mir, ein Gleiches zu tun.

Ich stellte mich hinter eine klobige Buche ... Die Explosion erfolgte. Polternd rollten die Felsstücke zu Boden.

Als alles still war, wagten wir uns aus unseren Verstecken vor. — Ein großes Stück des Felsens war herabgebrochen, mehr als die Leute beabsichtigt hatten. Man erkannte jetzt erst, wie morsch und bis in den Kern hinein verwittert der Stein gewesen, von tiefen Rissen und Spalten durchsetzt. Traurig musterte ich die angerichtete Verwüstung.

Da machten mich Rufe der Arbeiter stutzen. Rufe der Überraschung, als seien sie auf Außergewöhnliches gestoßen. Ich trat zu ihnen, die, in eine Gruppe zusammengedrängt, eine Vertiefung umstanden.

Zunächst konnte ich nicht erkennen, was es sei, das

ihr Erstaunen erregte. Zwischen Felstrümmern und Schutt lag da etwas Braunes — wie altes Holz.

Einer der Leute bückte sich und hob ein Stück davon auf. Befremdet erkannte ich einen menschlichen Schädel.

Etwas lief mir über den Rücken — ein Schauer —, obgleich es heller Mittag war; den abgehärteten Burschen von Arbeitern mochte es ähnlich gehen. Sie sprachen in gedämpftem Tone ihre Vermutungen aus, wie wohl der Schädel an diesen Ort gekommen sein mochte.

Es war ein kleiner Schädel, pergamentfarben, hart wie Stein — von hohem Alter, wie mir schien.

Mein Forscherinteresse war rege geworden. Ich bat die Leute, nicht weiter zu arbeiten, ehe wir alles untersucht hätten. Bei näherem Zusehen fanden wir ein vollständiges Gerippe in einem Felsspalt, der durch die Sprengung frei gelegt war, wie in ein steinernes Grab eingebettet.

Lange mochte die Leiche hier gelegen haben, viele Jahrhunderte vielleicht. Die Beinmasse hatte sich gut erhalten an dem kühlen Orte. Das Gerippe war klein, feine, schwache Knochen, wie von einem Weibe oder Halberwachsenen.

Von Haar- oder Kleiderresten war keine Spur zu entdecken; wohl aber fiel mir plötzlich etwas Blinkendes in die Augen. Vorsichtig griff ich zu, löste einen runden Gegenstand, der an einem Kettchen hing, von dem Wirbelknochen des Skeletts.

Ich wog den Fund in der Hand. Es war offenbar eine Münze. Mein Messer hervorholend, prüfte ich das Metall. Es war Gold. — Nachdem ich den grünbraunen Überzug notdürftig beseitigt hatte, erkannte man auch die Prägung: Ein bärtiger Kopf mit einem

Turban, darüber ein Halbmond, auf dem Rande krause Zeichen: Arabisch, wie mir scheinen wollte. Das Kettchen, an dem dieses Amulett — oder was es sonst war — hing, bestand aus einer Menge unendlich feiner, goldener Schuppen, es schmiegte sich in die Hand wie eine Schlange.

Wir sammelten alles, was wir finden konnten, durchstöberten den Schutt in allen Richtungen nach weiteren Schätzen. Es blieb bei der Münze und den Knochen.

Dann wurde beraten, was mit dem Funde zu geschehen habe. Den Leuten war natürlich nur das Goldgeschmeide von Wichtigkeit, sie wollten es dem Besitzer des Grund und Bodens überbringen und ihren Finderanteil geltend machen.

Ehe sie sich von neuem an die Arbeit machten, besah ich mir die Stätte noch einmal genau. Der Leichnam konnte nur von oben in den Spalt geraten sein. Kein unterirdischer Gang, keine Seitenhöhle führte zu dem natürlichen Grabe. Von Menschenhänden war nicht die geringste Spur an dem Gestein zu entdecken.

Merkwürdig! War der Leichnam von anderen hier geborgen worden? War hier ein Mensch einsam verendet? Oder lag ein Verbrechen vor — ein Mord? — Wahrscheinlich war das nicht, denn weder an Schädel, noch an Knochen war eine Verletzung zu entdecken.

Ich bat die Arbeiter, mir den Schädel zu lassen. Sie waren gern dazu bereit; dergleichen hatte keinen Wert für sie. —

Während ich mit meinem eigenartigen Funde in der Hand nach Hause schritt, kamen mir allerhand Gedanken: die arabische Münze am Goldkettchen — hier mitten im germanischen Norden!" —

Ich hatte manchen Schädel in Händen gehalten. Das zierliche Ding hier sah nicht aus, als ob es einem unserer knochenstarken Vorfahren angehört hätte. Wer weiß, woher der fremdländische Vogel sich an diese Stätte verflattert hatte, um hier sein Ende zu finden! ... Welches Geheimnis lag hier begraben, das nie seine Aufklärung finden würde? —

Die allezeit geschäftige Phantasie machte sich daran, die Lücken zwischen dem Vorgefundenen schnell zu überbrücken, aus dem Wenigen ein Bild zusammenzustellen. Strich fügte sich an Strich, Zug an Zug, und bald wußte ich, als hätte ich's selbst erlebt, wie dereinst die Dinge sich zugetragen hatten. — — —

* * *

Es war zu der Zeit, da die abendländische Ritterschaft das Kreuz auf sich nahm, um es dorthin zu tragen, woher es einstmals gekommen, zu der Stätte „mit Namen Golgatha, das ist verdeutschet Schädelstätte".

Der Ruf: „Gott will es!" war auch in unser waldbekränztes Gebirgstal gekommen.

Hier saß seit kurzem auf der Burg seiner Väter Herr Gero, dem Jugendmut und Kraft die Adern füllten. Für ihn fiel in diesem Falle das, was Gott wollte, schön zusammen mit dem, was sein eigener tatendurstiger und ehrgeiziger Sinn begehrte: Abenteuer, Beute und Ruhm. Den Muselmann, den Schänder des heiligen Grabes, wollte er züchtigen, und schließlich, reich an Schätzen und Kriegsruhm, zurückkehren in die Heimat, als ein christlicher Streiter, zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau.

Und als der Papst zum erneuten Kreuzzuge aufforderte, weil die heilige Stadt abermals in die Hände

der Heiden gefallen war, da rüstete auch Herr Gero und stieß mit einem Fähnlein zum Heere des Königs.

Den Ruhm, den er gesucht, fand der Ritter, und auch die Beute. Mit eigener Hand erschlug er den Emir al Omra und erhielt zum Lohne seiner mutigen Tat das Zelt des Fürsten mit allem Inhalt: Weibern, Schätzen und Waffen, zugesprochen.

Unter den Gefangenen befand sich auch ein Knabe, Abdul, der Sohn des erschlagenen Emirs. Herr Gero erwog eine Zeitlang, ob er das Kind laufen lassen solle; denn es erschien unnütz, so viel Ballast mit sich herumzuschleppen. Dann kam ihm ein anderer Gedanke: er wollte den Fürstensohn mitnehmen, um ihn der Herrin seines Herzens als Geschenk darzubringen. So ließ er denn den braunen Knaben taufen und behielt ihn in seinem Gefolge. —

Abdul hatte eine Haut wie Bronze, langes, seidenschimmerndes Haar, das an Schwärze mit den blitzenden Augensternen wetteiferte. Schlank war er wie ein Palmenstämmchen und flink wie eine Gazelle.

Anfangs wollte er nichts essen. Hungers sterben erschien ihm erträglicher als die Schmach, dem Manne zu folgen, der seinen Vater, den großen Emir, besiegt hatte. Aber sie zwangen ihm Speise und Trank ein.

Als ihn der Priester dreimal untergetaucht hatte bei der Taufe, schüttelte sich Abdul und sprach einen Fluch, den niemand verstand. Von da ab hüllte er sich in Schweigen und trug einen Ausdruck stolzer Verachtung zur Schau, wie er seiner fürstlichen Abstammung würdig war.

Bald darauf entzweiten sich die Kreuzfahrer, und ohne das heilige Zion gesehen zu haben, zogen viele von ihnen heim, unter ihnen Herr Gero.

Auf dem Rückmarsche packte den Ritter ein bösartiges Fieber; viele Monde durch mußte er in der Fremde liegen. Mit kleinem Gefolge und verminderter Beute setzte er endlich die Heimreise fort.

Ein siecher Mann, kam Herr Gero endlich in der Heimat an. An dem Sohne des Nordens hatte sich das Morgenland gerächt, mit dem Schlangengift, das unter seinen üppigen Reizen lauert.

Abdul war mitgekommen. Zweimal unterwegs hatte der Knabe versucht, zu entweichen, aber die Leute des Gefolges hatten den Wegesunkundigen wieder eingefangen.

Den schönen Plan, der Herrin seines Herzens den Fürstensohn zum Geschenk zu machen, mußte Herr Gero fahren lassen. Sie war die Frau eines anderen geworden und aus der Gegend fortgezogen.

Kein Mensch kümmerte sich nun um Abdul. Sie hatten alle an anderes zu denken. Zwecklos war er hierher geschleppt worden in das fremde Land. Kaum daß man ihm etwas zu essen und Lumpen gegen die Kälte gab.

Wie war er herabgekommen, der Fürstensohn! — Die Haut hatte ihren Glanz verloren, ganz aschfahl war sie geworden, das Haar verwildert, zum Skelett abgemagert der geschmeidige Körper. — Aber die tiefliegenden Augen funkelten wie die eines Panthers, vor Haß gegen die Mörder — die Christen.

Einem gefangenen Königsadler, der im engen Käfig von Sprosse zu Sprosse hüpft, glich Abdul. Wie häßlich war dieses Land! Immer unwirtlicher wurde es. Novemberstürme heulten um die Burg. Der Winter kam heran.

Was wußte Abdul vom Winter! Dort, wo er geboren, herrschte ewiger Sommer.

Er schleppte sich nur noch so dahin, zum Tode elend. Es war eine Frage der Zeit, wer von den beiden eher würde dran glauben müssen: Herr Gero, der oben in seinem Gemache voll eigensinniger Lebensgier mit dem mächtigsten aller Kämpfer rang, oder der fremde Knabe, den das Fieber der Heimatssehnsucht langsam aufzehrte.

Abdul schlief in einem Verließ mit den Rüden. Er liebte die Tiere; sie waren besser als die Menschen. Außerdem wärmten sie ihn und leckten ihn mit ihren rauhen Zungen; das tat ihm wohl.

Er war wieder einmal hineingekrochen zur Abendzeit in das elende Loch, begrüßt von den Kötern, die ihn kannten; da warf er sich ins Stroh und rollte sich zusammen, wie ein Tier. So kalt war es noch nie gewesen, wollte ihn bedünken. Das war wohl der Tod? — Wenn er doch nicht mehr hätte aufzuwachen brauchen, war sein letzter Wunsch, ehe er einschlief. . . .

Und doch wachte er wieder auf am nächsten Morgen.

Als er hinaustrat aus dem Verließ, welch ein Wunder! — Alles weiß.

Abdul rieb sich die Augen. Wo war er? Die ganze Welt mit einer glitzernden Decke überzogen, lichter als alles, was er bisher gesehen hatte, lichter als der weiße Turban seines Vaters. Tausend Kristalle erfunkelten allerorten, glänzender als Edelgestein. War das Zauberei?

Abdul sah sich um. Dort stand die Burg, massig und gedrungen. Sonst war sie so grau gewesen, und jetzt, überall auf dem steilen Dache, den spitzen Zinnen, lag es weiß wie Zucker. Der runde Turm hatte eine Haube davon. Und ringsum auf dem Boden dasselbe. Die Rüden schienen sich nicht davor zu fürchten;

sie sprangen darin herum und wälzten sich, daß es stiebte.

Ob man es anfassen konnte? Er wagte es. Es fühlte sich kühl an und weich. — Er versuchte, seinen Fuß darauf zu setzen; der sank ein bis zum Knöchel.

Nun tat er einige Schritte, anfangs zaghaft; allmählich aber fand der Knabe, daß es sich angenehm darauf gehe — so weich und nachgebend.

Die Neugier trieb ihn an, zu sehen, ob es außerhalb des Burghofes auch so aussehe. Er trat vor das Tor.

Wunder über Wunder! Weit lag die Landschaft vor ihm, wie erneut. Die düsteren Wälder waren verschwunden, die braunen Äcker zugedeckt — alles eine unendliche, unter Sonnenstrahlen glitzernde und gleißende Fläche. Und in der Ferne bläuliche Höhenzüge, die freundlich herüber blinkten. Er konnte es nicht lassen, er mußte weitergehen in dieses Zauberland hinein.

Allerhand merkwürdige Gedanken und Hoffnungen kamen da dem Kinde: Seine Leiden waren nun wohl vorüber. Durch ein Wunder schien alles verändert. Seine Rettung war gewiß nahe. Vielleicht hatte er all die Zeit über nur geträumt.

Weit und breit kein Mensch — keiner seiner Peiniger nahe. Abdul fühlte sich auf einmal so frei, als brauche er nur weiterzuschreiten, um der Gefangenschaft für immer zu entgehen.

Und so eilte er vorwärts. Er dachte zurück an seine schöne Jugend, an die edlen Knaben, die ihm zu Gespielen beigesellt waren, an die Schar der Diener und Dienerinnen; wie er geehrt worden war und geliebt. Vor allem seines Vaters gedachte er, der ihn unterwiesen hatte im Waffenhandwerk. Er sah im Geiste

das stolze Roß des Emirs vor sich, das keinen anderen auf seinem Rücken litt als den Fürsten.

Jetzt war er in den Wald gekommen. Erstaunt sah sich der Knabe um. Der Boden war braun, wie zuvor, aber die Bäume standen in lichte Gewänder gehüllt. Das Weiße mußte also wohl von oben gekommen sein — vom Himmel.

Von neuem sann er dem Wunder nach. Gewiß, das bedeutete seine Befreiung!

Er lief weiter; aber seine Phantasie eilte ihm weit voraus, so leichtfüßig er auch war. Heute noch würde er in der Heimat sein; er wußte es genau. Sicher warteten sie seiner dort, die Getreuen. An Stelle des Vaters würde er der Emir al Omra sein — er, Abdul! Und fürchterlich wollte er die ihm angetane Schmach an den Christenhunden rächen! —

Der Pfad führte bergan. Abdul wollte die Höhe gewinnen. Unterrichten mußte er sich, welchen Weg er einzuschlagen habe. In die Burg würde er nie und nimmer zurückkehren.

Auf dem Gipfel angelangt, erklomm er den Fels. Rings lag das weite Bergrund vor seinen Augen, Kette an Kette sich reihend, Wälder, Täler, alles in ein weißes Tuch gehüllt.

Bei diesem Anblick wurde dem Knaben bange. Viel, viel größer doch war die Welt, als er es gedacht. Wie den Weg zur Heimat finden? Weit, sehr weit mußte sie von hier sein. Hatten sie denn nicht ein Jahr gebraucht, um hierher zu kommen? . . .

Erschöpft setzte er sich. Der Marsch hatte ihm den letzten Rest seiner Kräfte geraubt. Abdul wollte kleinmütig werden. Er blickte hinab nach der Burg. Da unten lag sie, mit sonnenbeglänzten Zinnen.

Nein! In dieses Gefängnis wollte er nicht wieder zurück. Die Heimreise sollte noch heute angetreten werden; aber zuvor wollte er rasten.

Hell schien die Sonne herab. Das Weiße, das hier das Gestein zum weichen Pfühl machte, lockte zur Ruhe. Er huschelte sich ein, dann blickte er zum Himmel. Es flimmerte ihm vor den Augen, rote Ringe tanzten hernieder. Durch den Körper rieselte es wie ein Schauer. Etwas Kaltes drang ihm zur Seele.

Er wollte die Hand bewegen; es ging nicht. Die weiße Decke schien schwerer zu werden, ihn von allen Seiten fest zu umstricken. — Das war ein eigenes Gefühl, aber schmerzlich nicht.

Ein Reiter sprengte am hellen Himmelsgewölbe dahin auf schwarzem Rosse, mit blitzendem Diadem über dem Turban; mit der Spitze des Säbels wies er in die Ferne.

Dann sah Abdul nichts mehr. . . .

---

# Karline.

Karline war Kleinmagd. Auf dem Hofe, wo sie diente, gab es außer ihr noch zwei andere Mägde und an anderem Gesinde, zwei Pferdeknechte und drei Ochsenjungen; übrigens wurden zu den Erntezeiten Tagelöhner aus dem Dorfe angenommen.

Karline war die jüngste von den drei Mägden, und, wie allgemein bekannt, auch die dümmste. Eher klein als groß war sie, hatte eine Stumpfnase, schöne, weiße Zähne, blondes Haar, das sich Wochentags locker und fein ausnahm wie Flachs, nur Sonntags, wenn sie es mit Wasser und Fett behandelt hatte, lag es an ihre Schläfe angebacken, dunkelstreifig und fettglänzend. Des Mädchens derbe Arme leuchteten rotbraun, ebenso die Füße bis an die Waden, denn nur an Festtagen und bei Winterkälte pflegte sie Fußbekleidung zu tragen. Ihr rundes Gesicht hatte sich dem Sonnenbrande zum Trotze, gegen den sie sich höchstens durch ein Kopftuch schützte, eine gewisse Zartheit der Färbung gewahrt. Recht einfältig konnte Karline dreinschauen. Ihre hellblauen Augen erzählten, daß Bosheit in diesem Köpfchen keinen Platz habe.

Den Ruf der Dummheit brachte Karline schon von der Schule mit. Dort war sie viel gehänselt worden von den Mitschülerinnen und noch mehr von den Jungen. Sie war ein Mutterkind. Die Mutter lebte in einem anderen Dorfe, war ebenfalls Viehmagd. Früher hatte auch sie auf dem Gute, wo jetzt Karline arbeitete, in

Diensten gestanden. Als sie von hier fortging, hatte sie ihr Kind der Gemeinde zur Pflege überlassen. Karline war für fünfzig Mark Verpflegsgeld jährlich zum Rademacher auf Ziehe gegeben worden. Fünfzig Mark sind nicht viel, um ein Kind — und wenn es ein noch so schwacher Esser ist — während eines Jahres zu beköstigen, zu bekleiden, zu beschuhen und zu beflicken. Man kann es daher dem Rademacher nicht verdenken, daß er sich für die Auslagen, die ihm Karline verursachte, auf seine Art bezahlt machte. Mit vier Jahren mußte das Kind spulen; sowie die Ärmchen imstande waren, eine Hacke zu heben, wurde Karline mit zur Feldarbeit genommen. Daß das Mädchen all die leichteren Verrichtungen, wie Scheuern, Aufwaschen, Schweifen, Einheizen, Essen auftragen, die Ziegen füttern und so weiter, nebenher auch noch besorgen mußte, verstand sich eigentlich von selbst. Wenn es sonst Besorgungen gab, Petroleum oder einen Hering beim Krämer holen oder Schnaps in der Schenke, so war natürlich Karline der Schicketanz. Kurz, das Mädchen, welches nie auf den Gedanken kam, sich einer Arbeit zu weigern, erwies sich als recht nützlich für seine Pflegeeltern. Den Rademachersleuten war es ordentlich leid, als Karline so weit war, daß sie der Pfarrer konfirmierte — oder, wie man bei uns sagt: als sie Paten gehen durfte. Nun mußte sich das Mädchen natürlich nach einer selbständigen Stellung umsehen.

So wurde Karline Kleinmagd auf dem Rittergute. Seit drei Jahren etwa befand sie sich in dieser Stellung.

Karline war fleißig und ordentlich. Auf die Sachen der Herrschaft hielt sie, als seien es ihre eigenen. In Ermangelung von Menschenliebe liebte sie die Tiere

mit mütterlicher Wärme. Wenn ein Kalb an den Fleischer verkauft wurde, gab es viele Tränen von seiten der guten Seele. Selbst auf die Schweine, die der besonderen Pflege der Kleinmagd anvertraut waren, erstreckte sich ihre Zärtlichkeit. Als eines Tages eine ihrer Kühe, die „Nelke“, verkalbte und geschlachtet werden mußte, da lief Karline tagelang umher, als habe sie einen Schlag vor den Kopf bekommen. Die Nachricht, daß ihre Mutter gestorben sei und daß sie zum Begräbnis herüberkommen solle, hat sie schwerlich tiefer ergriffen als dieser Fall. Denn zur Mutter hatte sie niemals in einem persönlichen Verhältnis gestanden; die sah sie höchstens ein-, zweimal im Jahre, und bei solchen Gelegenheiten wußte man sich eben auch nichts weiter zu sagen. Aber ihre „Nelke“, die sie gefüttert, geputzt und gemolken hatte, seit sie im Dienste war, deren Charakter sie viel genauer kannte, als den irgendeines Menschen, die „Nelke“, diese Staatskuh, von der bereits drei Kälber angebunden waren, die, wenn sie neumelk war, fünfundzwanzig Liter gab, ihre „Nelke“ geschlachtet! Das war bisher das erschütterndste Ereignis in diesem Menschendasein gewesen.

Karline war auch mit den eigenen Sachen peinlich ordentlich. Das wurde ihr allerdings nicht sonderlich schwer gemacht, denn ihre gesamte fahrende und liegende Habe hatte vollauf in einer Holzlade Platz. In dieser Lade, welche rot angestrichen war, befanden sich nämlich: das Konfirmationskleid, zwei Röcke, eine wattierte Winterjacke, vier Paar wollene Strümpfe, zwei Schürzen, drei Hemden, einige andere Wäschestücke, zwei Kopftücher, ein kleiner Spiegel mit Koralleneinfassung, ein zerbrochener Kamm, ein Neues Testament, das Gesangbuch, ein Paar Strumpfgürtel, drei Sacktücher, ein ge-

stärkter Spitzenkragen, das Dienstbuch, der Geburts- und der Taufschein der Magd. Hierbei waren die Kleidungsstücke allerdings nicht mitgerechnet, die Karline jeweilig auf dem Leibe hatte.

Auf dem untersten Grunde der Lade lag freilich noch etwas, das nicht mit aufgezählt worden ist, etwas, das nicht viel Platz wegnahm, das aber eine bedeutende Rolle im Denken des Mädchens spielte, ein kleines Geldtäschchen aus braunem Leder mit Stahlbügel, das sie für eine Mark und fünfzig Pfennig auf dem Jahrmarkt erstanden hatte. In diesem Täschchen befand sich Geld in verschiedenen Münzsorten, Karlinens Ersparnisse. Die Summe betrug jetzt ungefähr neunzig Mark, oder — da Karline nach Talern rechnete — dreißig Taler. Daß die Magd so viel hatte ersparen können bei hundertundzwanzig Mark Lohn im Jahre, ist eigentlich schwer zu glauben, aber es ist Tatsache. Erklärlich wird sie dadurch, daß Karline ihre Sachen ausgezeichnet hielt, alle Löcher sofort stopfte, und, wenn es die Witterung irgend erlaubte, die dem Leibe am nächsten gelegenen Kleidungsstücke ganz wegließ. Die Folge einer so rücksichtsvollen Behandlung ihrer Garderobe war, daß Karline sich sehr selten genötigt sah, Neuanschaffungen vorzunehmen. Auch mit der Seife ging das Mädchen sparsam um, dafür bevorzugte sie das kalte Wasser, das allezeit umsonst zu haben war. Fettigkeiten brauchte sie nur am Sonntag für ihr Haar, andere Toilettenartikel kannte sie nicht. Ihre guten Schuhe hatte sie seit der Konfirmation erst einmal frisch besohlen lassen. Anderweite Ausgaben waren selten. Karline ging nicht zu Tanze, Naschhaftigkeit war ihr völlig fremd. Neujahrskarten verschickte sie nicht, und zu Gevatter war sie bisher noch von niemandem gebeten worden. Blieb

nur noch das Klingelbeutelgeld am Sonntage. Diese Ausgabe bestritt sie mit Pfennigstücken, so daß sich dieser Posten in ihrem Jahresbudget mit etwa dreißig Pfennigen bilanzierte; Karline ging nämlich durchschnittlich zweimal im Monat und an den großen Kirchenfesten regelmäßig zur Kirche.

Was wollte nun aber Karline mit dem vielen Gelde eigentlich anfangen?

Das war ihr Geheimnis, an das sie oft dachte. Daher kam ein gewisses, kindlich vergnügtes Lächeln, das gelegentlich ihren kirschroten Mund umspielte. Sie träumte nachts von ihrem Vermögen und schrie plötzlich auf, wenn ihr der Traum vorspiegelte, Diebe wären über ihre Lade gekommen und hätten das Täschchen geraubt. Wenn sie dann aufwachte, griff sie verängstigt in das Bettstroh, wo der Schlüssel zur Lade verborgen lag. Außer Karline selbst wußte niemand auf der Welt, wozu das Geld bestimmt war. Einst! . . . Freilich mußte sie noch manchen Groschen dazu ersparen. Hundert bedeutete für das Begriffsvermögen der Beschränkten eine ungeheuere Zahl; es war das Höchste, wovon man sich gerade noch eine Vorstellung machen konnte; dahinter fing das Unbekannte an. Hundert Taler! Wer die besaß, der war reich. So viel hatte sie sich für eine Aussteuer zu ersparen vorgenommen. Dann wollte sie heiraten. Ein Mädchen mit hundert Talern Mitgift mußte ja einen tüchtigen Mann bekommen. Die Auswahl würde sie haben unter den Freiern. Es sollte richtig Hochzeit gemacht werden, wie sich's gehörte. So, wie ihre Mutter, mit einem beliebigen Kerl sich einlassen, der nachher weglief, das sollte ihr nicht passieren; davor war sie gewarnt. In Ehren oder gar nicht! Darum hatte sie sich auch noch keinen Liebsten angeschafft,

obgleich es ihr von verschiedenen Seiten nahegelegt worden war.

Natürlich wurde Karline viel gehänselt wegen ihrer Sparsamkeit und ihrer zurückgezogenen Lebensweise. Sie machte sich nicht viel aus diesen Neckereien; von der Schule her war sie das ja schon gewohnt. Man spielte der Einfältigen manchen Schabernack. Die Knechte erlaubten sich rohe Scherze mit ihr, die Mägde stichelten und suchten ihr üble Nachrede zu bereiten. Das lief alles an ihr ab. Sie tat ruhig ihre Arbeit, oft mehr, als ihr zukam, für die anderen mit; denn sie war gutmütig und hatte es nicht gelernt, sich gegen Ungerechtigkeit aufzulehnen. Wie einstmals ihr Pflegevater, so wußte jetzt der Inspektor Karlinens Kräfte auszunutzen. Sie arbeitete so viel wie ein Mann und bekam doch nur Mägdelohn. Karline war ein durch und durch gesundes, kräftiges Frauenzimmer. Das einzige, was ihr jemals gefehlt hatte, war ein dicker Backen gewesen. Dagegen hatte sie ein Radikalmittel angewandt; zum Bader, und raus mit dem Zahne! Der Zahnkünstler hatte nicht gleich den rechten getroffen, darüber hatte sie drei Backzähne eingebüßt; aber den Zahnschmerz war sie wenigstens los geworden und hatte immer noch einen ganzen Mund voll prächtiger weißer Perlen behalten. Karline zankte sich niemals, Neid und Eifersucht kannte sie nicht, schlechter Laune war sie nie. Warum auch! Sie war ja zufrieden. Sie hatte ihre Hoffnung, etwas, wofür sie arbeitete, woran sie jederzeit mit Freude denken konnte: ihr Geheimnis! Auf dem Grunde ihrer Lade lag ihr Schatz, der sich langsam, aber sicher mehrte.

Die beiden jüngeren Mägde schliefen im Kuhstall. Die Großmagd, die gleichzeitig das Amt einer Wirtin

versah, war im Inspektorhause untergebracht. Karline und die Mittelmagd hatten ihre Bettstatt auf einer Art von Kanzel über den Kühen. Eine Stiege führte hinauf. Die ganze Einrichtung glich einer jener luftigen Begräbnisstätten, auf denen manche wilde Völkerschaften ihre Toten zu bestatten pflegen. Schön warm war es da oben. Der starke Duft des Mistes und die Ausdünstung der Tiere erfüllte Tag und Nacht den Raum. Die Decke war schon gänzlich gebräunt durch den Brodem. Im Sommer waren manchmal die Fliegen etwas lästig, aber sobald es kalt wurde, fielen die Erstarrten wie ein kleiner Regen von der Decke nieder. Außerdem gab es noch die Gesindestube im Inspektorhause zum Aufenthalt für das Hofgesinde. Dort stand auch Karlinens Lade. Die Wirtin war bereits eine ältere Person, mager am Leibe und zänkisch von Gemüt. Die Mittelmagd dagegen war ein großes, starkes Frauenzimmer, langsam in allem, nur zum Essen stets aufgelegt, zu faul, um wirklich bösartig zu sein. Ihr Lebenswandel war nicht der beste; bereits zwei Kinder hatte sie auf Ziehe. Die beiden älteren Mägde waren sich von jeher spinnefeind gewesen und nur darin einig, die Kleinmagd schlecht zu behandeln, sowie die Gutmütigkeit der Dummen nach Möglichkeit auszunutzen.

Es kam ein neuer Pferdeknecht auf den Hof. Graubs hieß er. Etwa fünfundzwanzig Jahre alt mochte er sein. Er war noch nicht lange von den Husaren weg, wo er vierjährig gedient hatte; aber sie hatten ihn dort, Gott weiß, weshalb, nicht zum Gefreiten befördert.

Daß dieser Graubs kein gewöhnlicher Pferdeknecht war, merkte man sehr bald; er sagte es außerdem jedermann, der es hören wollte, daß er zu einer so unter-

geordneten Stellung eigentlich viel zu gut sei. Schon am Tage nach seiner Ankunft prügelte er sich mit dem anderen Pferdeknecht, einem alten, mürrischen Wenden, Kraschke mit Namen, der berühmt war wegen seiner Kräfte. Aber Graubs besiegte ihn durch größere Geschmeidigkeit der Glieder und allerhand Fechterkniffe, die er beim Militär erlernt haben mochte. So legte er denn den anderen zum Gaudium des ganzen Hofes über den Siedekasten. Kraschke, wie die meisten Wenden, verstockt und nachtragend, vergaß dem neuen Knecht diese Demütigung nie.

Graubs war ein vielgewandter Mensch und Hans in allen Ecken. Er besaß eine Ziehharmonika, auf der er des Abends zu spielen pflegte. Allerhand schnodderige Redensarten kannte er, mit denen er die Mägde bald zu belustigen, bald zu ärgern wußte. Des Sonntags trug er ein Paar Husarenstiefeln an seinen krummen Beinen; überhaupt führte er eine gewählte Garderobe. Er war ein Jahr lang Bursche beim Premierleutnant gewesen, daher stammte seine feinere Lebensart. Von seinem Leutnant stammte angeblich auch ein silbernes Zigarrenetui mit goldenem Monogramm, das hatte ihm der Graf zum Andenken geschenkt, wie Graubs behauptete. Er besaß auch noch andere Wertstücke; aber dergleichen zeigte er nur den Mägden, die er von vornherein zu seinen Vertrauten gemacht hatte. Seine Militärpapiere sollten übrigens nicht besonders glänzend sein, so hatte wenigstens der Inspektor gesagt. Graubs war auch nur zur Probe und auf sofortige Kündigung angenommen worden. Das hinderte nicht, daß der neue Knecht sehr bald die erste Violine spielte auf dem Hofe. Die Mägde waren von vornherein eingenommen durch sein flottes Wesen. So etwas wie der Schnurrbart

des neuen Knechtes war noch gar nicht gesehen worden. Sonnabend abends, wenn er sich für den Sonntag rasiert hatte, schmierte er sogar etwas hinein, so daß die Enden spitz und steif abstanden wie Pfriemenbohrer. Und was er für Augen aufreißen konnte, daß man sich hätte fürchten können! Die Ochsenjungen behandelte er vollständig wie seine Untergebenen. Aufs Kommandieren verstand er sich überhaupt; dann schnurrte er das Rrr und sprach ein Deutsch, daß man es gar nicht verstehen konnte, so fein war es. Da war der Herr Inspektor, der doch auch ein nobler Mann sein wollte, gar nichts dagegen. Übrigens dem Inspektor gegenüber nahm sich Graubs in acht, da war er die Unterwürfigkeit in Person, hinter dem Rücken drehte er jenem freilich lange Nasen und machte es ihm zur Belustigung des Gesindes nach.

Kurz dieser Graubs war eine vielseitige Natur Die Männer wollten nicht viel von ihm wissen, desto mehr aber die Frauen. Man war gespannt, welcher der drei Mägde er seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden würde. Die Großmagd war regelrecht verliebt in den neuen Knecht. Er sah über ihre Magerkeit und ihre vierzig Jahre hinweg, — mit der Wirtin durfte man es nicht verderben, die für das Gesindeessen sorgte. Graubs ließ sich von ihr gnädigst die besten Bissen zustecken. Aber die eigentliche Freundin des Knechtes wurde sehr bald die dicke Mittelmagd. Karline, die mit dem Mädchen zusammenschlief, merkte zuerst von allen, wie es zwischen den beiden stand. Graubs hatte seine Schlafstelle drüben in einem leeren Stande bei den Pferden. Der Wende Kraschke war verheiratet und wohnte daher im Dorfe. Karline dachte sich ihr Teil bei dem, was sie mit ansah, aber verwundern oder

gar entrüsten konnte sie sich nicht; dergleichen war viel zu selbstverständlich für dieses Landkind.

Auch Karlinens Wohlgefallen hatte der neue Knecht erregt. Wenn er abends in der Gesindestube die Ziehharmonika spielte und dazu sang, konnte sich das Mädchen dem Zauber seiner Persönlichkeit unmöglich entziehen. Oder gar wenn er Soldatengeschichten erzählte, dann saßen die Mägde da mit offenem Munde. Nein, was dieser Mensch alles erlebt haben mußte! Im Offizierskasino hatte er auch mit bedient. Von Generälen und Grafen sprach er wie von seinesgleichen. Ja, selbst einen Prinzen hatte er mal im Kasino erlebt. Er sagte, der hätte gesprochen, gegessen, getrunken ganz wie andere Menschen; ja, Graubs ging so weit, zu behaupten, die Durchlaucht sei nach Tisch ebenso betrunken gewesen, wie die übrigen. Man hätte denken können, Graubs flunkere, aber er wußte so viel Einzelheiten zu erzählen, er verstand es, den Leuten so gut nachzumachen, daß man alles mitzuerleben glaubte, und daß gar kein Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit aufkommen konnte.

Natürlich war Graubs ein flotter Tänzer. Auch Karline wurde wiederholt von ihm aufgefordert, auf den Tanzboden zu kommen. Sie wäre nur zu gern der Einladung gefolgt. Ihre Sparsamkeit war hier kein Hindernis; denn er mußte ja doch alles bezahlen, wenn er sie aufforderte, aber sie konnte nicht tanzen, hatte es nie gelernt, und sie schämte sich, sich öffentlich in ihrer Unbeholfenheit zu zeigen. So führte denn der Knecht nur die beiden älteren Mägde zum Tanz in die Schenke.

Diese beiden Frauenzimmer vertrugen sich übrigens schlechter denn je, seit der Schwerenöter von Pferdeknecht auf dem Hofe war. Fürchterliche Dinge mußte Karline manchmal mit anhören, wenn die beiden sich zu

streiten anfingen. Einmal kam es so weit, daß die gallige Wirtin der Mittelmagd einen Melkschemel an den Kopf warf, — eine Behandlungsweise, welche die wohlbeleibte Person doch aus ihrem Phlegma aufstörte, so daß sie der anderen mit den Nägeln ins Gesicht fuhr. Der alte Kraschke war mürrischer und verstockter denn je; die Blicke, mit denen er dem ganzen Treiben zusah, weissagten nichts Gutes.

Auch der Kleinmagd Karline suchte sich der neue Knecht zu nähern. Gelegentlich, wenn sie mal allein waren auf der Tenne, dem Heuboden, im Kleeschuppen oder wo es immer war, machte er ihr seine Anträge. Aber sie wies ihn standhaft ab, wie sich's gehörte. Sie sagte ihm, daß er ja schon eine Liebste habe, und der müsse er treu bleiben. Das Mädchen besaß, wie man sieht, trotz seiner Einfalt ein ausgebildetes Anstandsgefühl. Mit zweien gleichzeitig mußte es ein Mann nicht treiben, das war nicht recht und schicklich. Und so widerstand sie ihm, obgleich seine feuerige Art, um ihre Gunst zu werben, nicht ganz ohne Eindruck auf die Achtzehnjährige blieb. Aber, wenn manchmal eine gewisse Sehnsucht sie beschleichen wollte, das auch zu haben, was sie alle umher genießen sah, dann dachte sie an ihren Schatz in der Lade. Zweiunddreißig Taler waren es inzwischen geworden. Ihre Zeit kam auch noch. Wenn dann ein Freier sich näherte, so einer wie Graubs, dann durfte es sein, dann in allen Ehren. Und die Gute lachte in sich hinein und dachte bei sich, daß sie am Ende doch die Klügste sei von allen.

Graubs mußte auf irgendeine Weise erfahren haben, daß Karline Kapitalistin sei. Eines Tages beim Häckselschneiden — Graubs und Karline waren allein — nahm er plötzlich eine ganz unglückliche Miene an, er

seufzte und stöhnte, daß es dem Mädchen geradezu angst wurde um ihn. Als sie treuherzig fragte, was ihm sei, erzählte er ihr ganz im Vertrauen, er sei Geld schuldig in der Schenke, und wenn er nicht zahle, komme er möglicherweise ins Loch, ganz sicher aber werde er vom Hofe weggejagt. Am Schlusse seiner Erzählung bat er die Magd um ein Darlehen von zehn Mark. Karline weigerte sich, darauf einzugehen, obgleich seine Worte Eindruck gemacht hatten; ihr Geld war ihr doch zu lieb. Sie schlug ihm seine Bitte ab, worauf er wütend wurde, mit den Augen rollte und sie bedrohte. Da lief sie weg von ihm.

Obgleich Graubs sich bei dieser Gelegenheit so wenig nett benommen hatte, war Karline doch keineswegs böse auf ihn; er war ein so lieber Kerl sonst. Das Mitleid regte sich bei ihr. Wenn er wirklich deshalb ins Gefängnis kommen sollte! Dem Mädchen bebte das Herz. Sie dachte an Ketten und dergleichen. Sollte es so mit Graubs werden wegen der zehn Mark, die er schuldete? — Wenn der Knecht sie noch einmal angegangen hätte, er würde das Geld von ihr erlangt haben. Übrigens schien Graubs auf andere Weise zu Kasse gekommen zu sein. Ein paar Tage nach dem Zwiegespräch mit Karline kaufte er bei einem Hausierer für eine ganze Mark bunte Bänder und beschenkte die Mägde damit.

Eines Tages gab es großen Krakeel auf dem Hofe. Kraschke, der alte Wende, behauptete nämlich, es sei Hafer gestohlen worden aus dem Haferkasten, und beschuldigte Graubs dieses Diebstahls. Der jüngere Knecht verschwor sich, fluchte und wollte den Gegenbeweis mit den Fäusten antreten. Aber diesmal mischte sich der Inspektor ein. Kraschke, von dem man manchmal ganze

Tage lang kein anderes Wort hörte, außer „Hüſte" und „Hotte" und vielleicht noch einen Fluch, hielt eine Anklagerede, deren ſich ein Staatsanwalt nicht hätte zu ſchämen brauchen.

Der gemeinſame Haferkaſten hatte zwei Abteilungen, aus denen die Knechte ihre Pferde fütterten. Jeder der beiden Knechte führte ſeinen Schlüſſel für ſich. Der Kaſten wurde verſchloſſen, ſobald die Ration entnommen war. Erbrochen war der Kaſten nicht worden, man hätte davon doch Spuren erkennen müſſen. Trotzdem hatte der Hafer in letzter Zeit auffällig abgenommen. In ſeine Pferde hatte der neue Knecht den Hafer ſicher nicht verfüttert, denn die waren nur herabgekommen, ſeit er da war. Tagsüber konnte Graubs den Hafer nicht gut entwendet haben, denn da guckte ihm ſein Mitknecht gehörig auf die Finger, aber nachts! Graubs ſchlief ja im Stalle. Der alte Wende hatte ein Mittel gefunden, um den Dieb zu entlarven. Abends, ehe er den Stall verließ, hatte er im Innern des Kaſtens einen feinen Kreideſtrich angebracht, dort, wo der Hafer anfing, früh vor dem erſten Futterſchütten ſah er wieder nach. Nacht für Nacht fehlten da einige Zoll am Haferſtande. Wäre ein Fremder über den Kaſten gekommen, ſo hätte Graubs ihn doch hören müſſen; was alſo war wahrſcheinlicher, als daß er ſelbſt der Dieb war. Ein geſchloſſener Beweis war das nicht, und Graubs leugnete ſtandhaft. Da aber in ſeinen Militärpapieren das böſe Wort „Kameradendiebſtahl" zu leſen war, machte der Inſpektor kurzen Prozeß und entließ ihn aus dem Dienſte.

Graubs verſchwand vom Hofe. Die Wirtin wurde krank vor Schmerz und die Mittelmagd ſchrie und heulte, ihrem ſonſtigen Phlegma zum Trotze, wie eine Beſeſſene

beim Weggange des Vielgeliebten. Auch Karline weihte ihm einige Tränen; es tat ihr von Herzen leid, daß dieser liebenswürdige Mensch auf Nimmerwiedersehen fortgehen sollte. Von seiner Schuld war sie durchaus nicht überzeugt. So schlecht war Graubs nicht, daß er Hafer gestohlen und verkauft hätte. Das war sicher nur eine Erfindung des alten, rachsüchtigen Kraschke.

Vierzehn Tage ungefähr mochte Graubs vom Hofe weg sein, und Karline dachte selten und seltener an ihn zurück, da wurde sie eines Nachmittages vom Inspektor hinausgeschickt mit der Sichel, um Klee hereinzuholen. Die Gespanne waren gerade sämtlich beschäftigt und das Grünfutter langte nicht zu. Der Rotklee stand in diesem Jahre auf einem entlegenen Stücke, nahe am Walde.

Karline war mit dem Schneiden fertig und wollte sich eben darüber machen, den Karren zu beladen, da erhielt sie mit flacher Hand einen Schlag auf die Schulter versetzt. Sie stieß einen Schrei aus und wandte sich. Graubs stand vor ihr und hielt sich die Seiten vor Lachen über den gelungenen Scherz. Das Mädchen war so erschrocken, daß sie sich auf den Karren setzen mußte. Er stand da und machte allerhand Faxen. Sie betrachtete ihn ängstlich; was wollte er denn? Er sah sehr verändert aus gegen früher. Die langen, dunkelen Stoppeln am Kinn gaben ihm ein älteres Aussehen. Recht verwogen war sein Aufzug. Seine Stiefeln waren an verschiedenen Stellen zerrissen. Die Militärmütze hatte viel von ihrem ehemaligen Glanze eingebüßt. Eine Weste schien er nicht mehr zu führen. Aber sein Auge war noch das alte, funkelnd und durchdringend. Er blickte das Mädel an, daß es ihr siedend heiß über den Rücken lief. So ganz allein mit ihm,

hier draußen! Ihr wurde bange, sie beeilte sich, den Klee aufzuladen. Aber Graubs schien keine bösen Absichten zu haben, er half ihr sogar bei der Arbeit und begann auf einmal ganz ernsthaft und vernünftig zu sprechen. Er erkundigte sich, was jetzt auf dem Hofe vorgehe, fragte nach jeder einzelnen Person. Karline erzählte ihm, was sie wußte. Nachdem er seine Neugier befriedigt hatte, fing er an, von seinen eigenen Angelegenheiten zu erzählen. Er habe Aussichten beim Fürsten — er nannte einen bekannten Magnaten — erster Kutscher zu werden, mit monatlich hundert Mark Lohn und freier Station, ja, er könne den Dienst schon morgen antreten, wenn er nur ganze Stiefeln hätte. Aber mit zerrissenen Stiefeln wollte ihn der Fürst nicht annehmen. Graubs seufzte, wischte sich die Augen und sah das Mädchen an, daß ihr ganz weh ums Herz wurde. Ja, wenn er zwölf Mark hätte, dafür wollte er sich schon ein Paar schöne Stiefeln verschaffen. Er sprach dann noch manches, schilderte dem Mädchen, wie nobel es bei dem Fürsten zugehe, und daß, wer dort in Diensten stände, für sein Lebtag versorgt sei. Dann meinte er mit einer schrecklichen Miene, wenn es damit nichts würde, würde er sich wohl ein Leid antun. Karline stand eine Weile ratlos da. Graubs sagte nichts weiter. Sie wollte mit ihrem Kleefuder abfahren; viel zu lange hatte sie schon verweilt. Er gab ihr die Trage über die Schultern und half ihr beim Anfahren. Dann ging er neben ihr her. Unterwegs kam er mit einer Bitte: ob sie ihm nicht das Geld zu den Stiefeln borgen wolle; in acht Tagen solle sie's wieder haben. Karlinens Herz zog sich zusammen. In ihrer Seele befehdeten sich zweierlei Gefühle heftig: Geiz und Mitleid. Zwölf Mark sollte sie hergeben! Der Gedanke

erschien ungeheuerlich. Das waren ja vier Taler. Wie viel Zeit hatte es ihr gekostet, das zu ersparen! — Sonderbar! Dabei wußte sie bereits ganz genau, daß sie ihm das Geld geben würde. Ja, sie hätte ihm noch mehr hingegeben, vielleicht alles. Wenn er sie so ansah, hatte er volle Gewalt über sie. Sie hatte nicht ja und nicht nein gesagt bisher; er mußte es wohl aus dem Mienenspiele dieses schlichten Gesichtes gelesen haben, daß sein Spiel gewonnen sei, denn er sagte ganz einfach, im Tone des Siegers: „Du kommst Schlag acht Uhr hinter die alte Schäferei; ich werde dort auf dich warten!" Damit verschwand er; sie wußte kaum, wo er hingeraten war. Bald darauf bemerkte sie in einiger Entfernung den Inspektor, der ihr auf der Straße entgegenkam und heftig schalt, daß sie so lange über dem bißchen Kleeschneiden zugebracht habe.

In Karlinens armem Kopfe jagten sich die Gedanken in ungewöhnlich rascher Folge. Seit Jahren war sie nicht in solcher Angst gewesen. Nur von der Schulzeit her kannte sie dieses Gefühl verzweifelter Hilflosigkeit, wenn eine Rechenaufgabe oder ein Bibelspruch durchaus nicht in ihren Kopf wollte und sie das Kantel des Lehrers im Hintergrunde drohen sah. — Wenn sie nur jemanden hätte fragen können! Aber das durfte sie nicht. Er hatte es ihr streng untersagt, irgend jemandem auch nur ein Wort davon zu sagen, daß sie ihn gesehen habe.

Der Abend kam heran, sie hatte ihre Kühe bereits versorgt, schon begann es dämmerig zu werden. Karline lief umher wie im Traume. Sollte sie, sollte sie nicht? —

Als der Zeiger an der Hofuhr auf fünf Minuten vor acht Uhr wies, rannte sie in die Gesindestube, schloß

ihre Lade auf, wühlte das braunlederne Täschchen mit dem Stahlbügel unter ihren sieben Sachen hervor, zählte das Geld ab und lief damit hinaus über den Hof, heimlich, daß niemand sie sähe. Eben schlug es acht Uhr.

Graubs wartete auf sie hinter der alten Schäferei. Er empfing das Mädchen keineswegs freundlich. Sie hätte sich auch besser dazu halten können, meinte er. Sie hielt ihm schüchtern ihr Geld hin. Er zählte es durch und ließ es in seiner Hose verschwinden. Karline wollte wieder fort, aber er hielt sie fest. Auf einmal war er wieder ganz freundlich, wurde sogar zärtlich. Sie bat ihn in aller Demut, er möge das doch lassen, es sei nicht recht. Er lachte sie aus. Immer zudringlicher wurde er. Ihr ward ängstlich zumute, als sie seine Augen im Halbdunkel so unheimlich blitzen sah und seine Stoppeln an ihrem Munde fühlte. Was er ihr da ins Ohr flüsterte! Sie zuckte zusammen, erbebte. Es war nicht Schreck allein; ein neues Gefühl, etwas Verführerisches, lauerte unter all der Bangigkeit. Ihr jungfräulicher Busen wogte. Der Sturm eines wunderlich aus Verlangen, Wonne und Angst gemischten Empfindens war über sie gekommen. — Da fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf. Ihre Mutter! — Nein! So sollte es mit ihr nicht werden. Rechtzeitig noch entwand sie sich den Händen des Mannes, lief fort. Er fluchte, setzte ihr nach. Sie rannte, was sie konnte, dem Hofe zu. Er gab die Verfolgung bald auf.

Acht Tage gingen ins Land, ohne daß Karline etwas von Graubs gesehen hätte. Ob er die Stelle beim Fürsten doch nicht bekommen hatte, trotz der neuen Stiefeln? — Als volle vierzehn Tage um waren und er immer noch nichts von sich hatte hören lassen, da begann selbst in Karlinens arglosem Gemüte ein Ver-

dacht zu dämmern. Wenn er sie nun betrogen hatte! — Sie weinte heimlich um ihr verlorenes Geld und auch um Graubs, für den sie mehr fühlte, als sie es sich bis dahin recht bewußt geworden war. Daß sie ihn wiedergesehen hatte, erzählte sie auch jetzt niemandem. Anfangs wurde noch hin und wieder von dem entlassenen Knechte gesprochen auf dem Hofe. Er galt bei den meisten als ausgemachter Spitzbube. Seine Geliebte, die Mittelmagd, hatte sich übrigens schnell über seinen Verlust getröstet; sie ging schon wieder mit einem anderen.

Dann hörte Karline ganz durch Zufall wieder mal etwas von Graubs. Ein Hopfenreisender erzählte auf dem Hofe, er habe ihn in einem Gasthof in der Nachbarschaft als Bierausgeber angetroffen; aber, fügte der Mann hinzu, es sei ihm auch dort schon wieder gekündigt worden.

Karline fing an, ihr Geld als verloren anzusehen. Sie war jetzt doppelt sparsam und geizte mit jedem Pfennig, um den Verlust allmählich wieder wett zu machen. Allerdings, von dem ursprünglichen Plane, hundert Taler zusammenzubringen, hatte sie schon etwas nachgelassen. Vielleicht ging es schon mit achtzig, vielleicht auch schon mit siebzig Talern zu einer Aussteuer. Wie viele Mädel heirateten ohne alles! Aber, es war nun einmal ihr Traum, eine viel begehrte Braut zu sein.

Eines Tages rief der Inspektor sie abseits. „Karline, du sollst ja eine ganze Hucke voll Geld in deiner Lade haben!“ Sie erschrak heftig. Woher wußte er das? Übrigens schien der Herr Inspektor keine bösen Absichten zu haben, er erkundigte sich, wie viel es sei, und belobte die Magd wegen ihrer Sparsamkeit. Dann

fragte er, ob sie wisse, was ein Sparkassenbuch sei. Sie hatte von dergleichen noch nie etwas gehört. Der Inspektor gab sich die erdenklichste Mühe, der Einfältigen klar zu machen, was Verzinsung sei, und erteilte ihr schließlich den Rat, das Geld in der städtischen Sparkasse anzulegen. In ihrer Lade sei es nicht sicher vor Diebstahl und Feuersgefahr, in der Sparkasse dagegen liege es gut, und sogar vermehren solle es sich dort, behauptete er.|

Karline hörte aus dem allen nur das eine heraus, daß sie sich von ihrem Gelde trennen, daß sie es in anderer Leute Hände legen solle. Wie begossen stand sie da, wußte nichts zu sagen, und brach schließlich in Tränen aus.

Einige Tage später brachte der Inspektor aus der Stadt ein Buch mit, im blauen Umschlage, den Schreibheften ähnlich, die Karline von der Schule her kannte. Das sei ein Sparkassenbuch, erklärte er, das er für sie gekauft habe. Auf dieses Buch solle Karline ihr Geld bei der Sparkasse einzahlen, sagte der Herr Inspektor, diesmal im Tone des Befehles, er dürfe den Unfug nicht dulden, daß sie so viel Geld in einer hölzernen Lade aufbewahre.

Wenn der Herr Inspektor befahl, dann gab es keine Widerrede, das wußte Karline. Sie hatte schlaflose Nächte in der nächsten Zeit. Es wollte ihr nun einmal nicht in den Kopf, daß ihr Geld bei fremden Leuten sicherer sein könne, als bei ihr, und das mit der Verzinsung hielt sie nun gar für eine Fabel. Dann erfuhr sie von einer befreundeten Frau im Dorfe, daß die auch solch ein blaues Heft besitze und daß die Sache mit der Sparkasse ihre Richtigkeit habe. Da war Karlinens Besorgnis beigelegt, sie beschloß, dem Befehle

des Herrn Inspektors nachzukommen. Aber selbst wollte sie ihr Geld zur Stadt tragen. Mit der Post eine solche Summe wegschicken, wie ihr geraten worden war, dazu hätte keine Gewalt der Erde sie gebracht.

Und so zog Karline denn eines schönen Sommermorgens aus, nach der Stadt. Sie hatte ihr Konfirmationskleid angelegt, frische Wäsche angezogen, das Haar mit Wasser und Fett behandelt; ganz wie am Sonntage. Nur das Gesangbuch und das Kirchensträußchen waren weggelassen worden. Ihr Geldtäschchen trug sie, eingeschlagen in das Sparkassenbuch, in der Kleidtasche. Der Inspektor hatte ihr angeraten, Frühstück mitzunehmen, damit sie nicht genötigt sei, unterwegs einzukehren. Überhaupt hatte er sie vermahnt, sich nirgends aufzuhalten, und vor allem niemandem von ihrem Vorhaben etwas zu erzählen. Karline war von der Wichtigkeit ihres Ganges im höchsten Grade durchdrungen; es war ihr ordentlich feierlich zumute, ungefähr so, wie vor dem Kommunizieren.

Sie vermied die belebte Dorfstraße, weil sie nicht angeredet zu sein wünschte, ging vielmehr auf schmalem Raine quer über die Felder. Der junge Vielichbauer, Karlinens Klassengefährte von der Schule her, sah sie von seinem Felde aus und rief sie an. Wohin sie's so eilig hätte, fragte er. Aber das Mädchen fing sofort an zu laufen, machte, daß sie fort kam. Bald hatte sie das Kirchspiel hinter sich. Nun begab sie sich wieder auf die große Straße, weil sie von hier ab die Feldwege nicht mehr kannte.

Es begegneten ihr eine Menge Leute. Bei jedem neuen Gesichte befiel das Mädchen Besorgnis. Es kam ihr vor, als blickten sie alle auf ihr Kleid; man schien's ihr anzusehen, wie viel Geld sie bei sich trage.

Aber keinem der Vorübergehenden fiel es ein, die Magd in ihrem Feiertagsstaate anzureden.

Karline blickte steif geradeaus, ohne den Kopf zu wenden, die obstbaumbepflanzte Straße entlang. Was rechts und links von ihr auf den Feldern und in den Häusern vorging, hatte heute nicht das geringste Interesse für sie. Ihrer Rechnung nach mußte sie nun bald den halben Weg hinter sich haben. Eben war sie durch ein größeres Dorf durchmarschiert — das letzte Haus war der Gasthof gewesen — da hörte sie eilige Schritte hinter sich drein. Unwillkürlich ging sie schneller; am hellen lichten Tage fürchtete sie sich vor Räubern. Ein Mann schritt plötzlich an ihrer Seite. Als sie ihn sich genauer ansah, erkannte sie Graubs, den früheren Pferdeknecht.

Ihr erstes Gefühl war Schrecken. Der Mensch war unheimlich. Was wollte er? Er sagte gar nichts, blickte sie nur mit rotunterlaufenen Augen stier an. Er trug jetzt einen Vollbart, der das halbe Gesicht versteckte. Ob er betrunken war? — Sie solle nicht so rennen, wie eine Verrückte, das war das erste, was er zu ihr sagte, er werde ihr nichts Böses tun. Karline mäßigte ihre Eile. Wo sie hinlaufe, verlangte er zu wissen. Zur Stadt! Was sie dort wolle. Karline brachte es über sich, ihn zu belügen. Sie wolle sich eine neue Schürze in der Stadt kaufen, behauptete sie. Schwerlich hätte das Mädchen die Geistesgegenwart gehabt, sich diese Finte in der Eile zu ersinnen, aber im voraus hatte sie sich bereits ausgedacht, das als Antwort zu sagen, auf jede Frage, die etwa unterwegs an sie gerichtet werden könnte. Daß sie Graubs auf ihren Wegen treffen würde, hatte sie im Leben nicht erwartet.

Er fing an, ungefragt zu erzählen, wie es ihm in der letzten Zeit ergangen sei. Mit der Kutscherstelle beim Fürsten sei es nichts gewesen; ein anderer sei ihm dort zuvorgekommen. „Ob er mir wohl mein Geld zurückgeben wird?" dachte Karline bei sich. Als ob er ihren Gedanken erraten hätte, begann er, sich zu entschuldigen, daß er ihr die zwölf Mark so lange schuldig geblieben sei. Aber er habe nicht gekonnt, die Menschen seien zu schlecht gegen ihn gewesen. Er erzählte dann eine abenteuerliche Geschichte, wie er durch seine Großmut um alles gekommen sei, sogar sein silbernes Zigarrenetui und die Stiefeln habe er durch die Niedertracht eines Menschen, dem er wohlgetan, eingebüßt. Karline stand schon wieder ganz unter seinem Banne. Wie dieser Mensch zu erzählen wußte! Das hörte sich alles so vernünftig und gut an. Ihr Gemüt war ganz gerührt durch all das Unglück, was den Armen betroffen hatte.

„Also zur Stadt willst de, eine Schürze kaufen?" fragte er plötzlich. Karline antwortete mit einem „ja!" das sehr schüchtern herauskam; es war ihr so ungewohnt, zu lügen.

„Hast de denn Geld mit?" fragte er und blickte ihr scharf in die Augen. Sie wurde über und über rot, lächelte blöde und bejahte. „Hm, du! —" meinte er, „weißt du was! Ich werde mit dir gehen. Ich hole och grade was in der Stadt."

Karline geriet in die größte Verwirrung. Nun mußte ja alles herauskommen, wenn er mit ihr zur Stadt kam und sah, wo sie hinging. Aber sie beschloß, zu schweigen. So weit traute sie ihm doch nicht, daß sie ihm ihr Geheimnis ohne weiteres anvertraut hätte.

Graubs holte eine Flasche aus der Brusttasche, nahm einen Schluck und bot ihr an. Sie wagte nicht,

abzulehnen, obgleich ihr Branntwein von jeher zuwider gewesen war. Dann erklärte er, einen Weg zur Stadt zu wissen, näher als die Fahrstraße; man müsse hier rechts abgehen. Karline wollte nicht recht daran; sie dachte an die Ermahnung des Herrn Inspektors. Aber Graubs ließ nicht locker, er machte sogar ein böses Gesicht, als sie zauderte, mit ihm in den Feldweg einzubiegen. Sie tat ihm schließlich den Gefallen, und so gingen sie zwischen wogenden Ährenfeldern dahin.

Graubs fing an zu singen, nicht gerade mit klangvoller Stimme; aber es war doch Gesang, und ihr bereitete es Vergnügen. Er war nun wieder ganz der alte, lustige Schwerenöter, wie sie ihn von der Gesindestube her kannte. Er fragte auch flüchtig nach der Mittelmagd; daß sie jetzt einen anderen Liebsten habe, schien ihn nicht zu betrüben. „Hast de denn noch dei Geld in de Lade, Karline?“ fragte er, mitten in einem Soldatenliede stockend. Karline bejahte verwirrt. Er schwieg eine Weile, schien zu überlegen, dannn begann er auf einmal große Pläne zu entwickeln. Er habe vor, ein Fuhrmannsgeschäft anzulegen; er verstehe sich ja aufs Fahren und auf Pferde; nebenbei noch so ein bißchen Pferdehandel, da könne man im Handumdrehen ein reicher Mann werden. Lachend meinte er: „Dann machen wir Hochzeit, Karline — was?“ Er knuffte sie bei dieser Werbung in die Seite. Sie lachte mit ihm. Das Wort tat ihrem Herzen wohl. Ja, in ein paar Jahren, warum denn nicht, dachte sie bei sich. Graubs würde ihr schon gepaßt haben. Wenn er nur etwas ordentlicher werden wollte! Den Schnaps schien er zu lieben; er hatte inzwischen schon wieder zweimal die Flasche gezogen.

Karline merkte kaum, wie die Zeit schwand. Ihr

Begleiter sorgte für Unterhaltung. Ohne daß sie es ihm verwehrt hätte, hatte er den Arm um sie gelegt. Geküßt hatte er sie auch schon; darauf verstand er sich. Sie war noch immer sehr schüchtern, nannte ihn nicht anders als „Herr Graubs" und „Sie!" obgleich sie sich doch früher als Knecht und Magd immer geduzt hatten. Er flüsterte ihr allerhand Dummheiten ins Ohr, machte sie erröten und kichern. Aber wonnig war es doch, so dem Unbekannten entgegenzugehen, so den eigenen Widerstand allmählich immer schwächer und schwächer werden zu fühlen.

Wieder kam ein Kornfeld. Er brauchte sie gar nicht mehr zu drängen. Die Kornwände schlugen hinter dem Paare zusammen, die Ährenwellen wogten über ihnen im leichten Winde, und hoch oben im wolkenlosen Himmel jubilierte eine Lerche.

Das Kornbett behielt sie nicht für immer. Nach einiger Zeit befanden sich Graubs und Karline wieder auf dem Wege. Sie hatten die Rollen vertauscht. Jetzt war sie die Zärtliche, die Vertrauen und Liebe Suchende. Sie schmiegte sich an ihn, liebkoste ihn in linkischer Weise — wie schnell hatte das einfältige Mädchen alle diese Künste erlernt! — Sie wollte seine Hand nicht mehr lassen. Er war ja jetzt ihr ein und alles, ihre Zukunft, ihr Liebster. In ihren Blicken sprach sich alle Innigkeit, alle selbstlose Liebe der zukünftigen Mutter aus. Er dagegen hatte alle Lebhaftigkeit eingebüßt. Mürrisch und gelangweilt ging er einher; ihre Zärtlichkeit war ihm zuwider. Er machte sich in nicht gerade zarter Weise von ihr los. Sie ging von da ab hinter ihm drein auf dem schmalen Feldwege, wie im Traume, beseligt durch ihr junges Glück.

An einer Feldecke, bei einem einzelnen Baume,

machte er Halt. Ob sie nichts zu essen bei sich habe, fragte er sie unwirsch. Sie zog ein Paket aus der Tasche und wickelte ein Stück Brot aus ihrem Sacktuche. Er verzog das Gesicht; trockenes Brot! Karline lächelte blöde-verschmitzt. Aus der dicken Brotscheibe löste sie eine Art von Brotpfropfen. Dort hatte die Gute in einer verborgenen Höhlung ein ganz hübsches Quantum Butter untergebracht. Graubs, der sich auf einem Rainsteine niedergelassen hatte, zog sein Taschenmesser und machte sich ans Essen, abwechselnd ein Stück Brot und ein Stück Butter mit der Messerspitze zum Munde führend.

Karline stand bescheiden beiseite und sah ihm zu, entzückt, daß es ihm so gut zu schmecken schien. Sie hatte ihn auf einmal so unaussprechlich lieb gewonnen. Nun war es ja entschieden, daß sie die Seine werden würde. Sie stand und stand, sah Bissen um Bissen in seinem Munde verschwinden. Was hätte sie um einen Blick von ihm gegeben, jetzt, oder um ein freundliches Wort! Aber er schien schlechter Laune zu sein. Worüber mochte er sich nur ärgern?

Nun war er fertig mit essen. Er dehnte sich, gähnte, nahm einen Schluck aus der Flasche und erklärte, er wolle nun schlafen; sie möge hier auf ihn warten.

Karline erschrak. Das ging doch nicht! Sie mußte ja zur Stadt. So wie so hatte sie viel zu viel Zeit vertan unterwegs. Wer weiß, wie lange die Sparkasse offen war. In aller Demut stellte sie ihm vor, daß sie keine Zeit habe, zu warten. Er fuhr sie an, dann möge sie seinethalben allein gehen; er brauche sie nicht. Sie stand ratlos vor ihm und begann zu weinen. Was sollte sie denn nun anfangen? Sie wußte ja von hier

aus nicht einmal den Weg nach der Stadt, nachdem er sie von der Fahrstraße weggelockt hatte. Graubs machte inzwischen Anstalten, sich der Länge lang in den Baumschatten zu legen.

Ob sie ihm alles sagen sollte, auch das mit dem Sparkassenbuche? — Einmal mußte er's ja doch erfahren, jetzt, wo sie so zueinander standen. Vielleicht würde das seine Liebe zu ihr vermehren, wenn er erfuhr, daß sie dreißig Taler im Vermögen habe. Vielleicht würde er dann wieder gut werden mit ihr. Anfangs zaghaft, begann sie, ihr bisher sorgsam gehütetes Geheimnis vor ihm zu enthüllen. Graubs setzte sich auf. Die Sache schien sein Interesse aufs höchste zu erregen. Er ließ sich das Sparkassenbuch zeigen, sah es durch, nickte zustimmend und erklärte sich bereit, sofort mit dem Mädchen zur Stadt zu gehen. Seine Müdigkeit schien auf einmal völlig überwunden; er trieb jetzt selbst zur Eile an.

Sie hatten sich auf Umwegen wieder auf die große Straße begeben. Bald kamen sie durch eine größere Ortschaft. Hier wurde Schützenfest abgehalten. Schon den ganzen Vormittag hatten sie in der Entfernung einzelne Schüsse fallen hören. Jetzt vernahmen sie das Schießen, die Musik und den sonstigen Lärm des Festes aus nächster Nähe.

Graubs schlug vor, den Schießplatz zu besuchen. Karline war mehr dafür, ohne Aufenthalt nach der Stadt zu gehen. Aber er meinte, auf eine Viertelstunde käme es nicht an. Das Mädchen war leicht zu bestimmen; schließlich lockte auch die Musik und der Anblick der vielen Festbuden. Bald stand man vor einem Zelte, das die vielverheißende Aufschrift „Echte Menschenfresser" trug. Ein geputztes Fräulein stellte

einen Schwarzen vor, der unter schrecklichem Geschrei allerhand Tänze aufführte und schließlich eine rohe Taube verschlang. Karline war gänzlich benommen von dieser Schaustellung. Dann begab man sich vor eine Kuchenbude. Graubs beschenkte das Mädchen reichlich mit Kuchen. Sie hatte Appetit und der Kuchen schmeckte ihr vortrefflich. Als es zum Bezahlen kam, gestand er ihr, daß er kein Geld habe, und bat sie, ihm etwas zu leihen.

Karline zog ihr Geldtäschchen hervor. Es war gestopft voll mit großer Münze. Er nahm ihr das Täschchen aus der Hand, ließ wechseln, bezahlte, gab es ihr aber nicht zurück. Er wolle ihr das Geld derweilen aufheben, meinte er; bei solchen Festen gäbe es immer Spitzbuben.

Man kam an ein Karussel. Graubs schlug vor, sich darauf zu setzen. Karline hatte keine große Lust dazu; die Ausgabe reute sie. Aber er wußte sie zu überreden. Als das Karussel das nächste Mal hielt, hob er sie hinauf. Er selbst werde sich auf das nächste Pferd hinter sie setzen, erklärte er.

Es klingelte, die Maschine setzte sich in Gang. Eine heisere Musik ertönte, in einem fort läutete es, dazu die kreisende Bewegung, das Schwanken, der Luftzug, Karline wurde es schwindlig. Sie mußte sich am Halse des Pferdes anhalten, um nicht herunterzufallen. Das Mädchen war von Herzen froh, als das Karussel endlich still stand.

Sie sah sich nach ihrem Freunde um; er war nicht da. Sie hatte doch ganz bestimmt geglaubt, er sitze auf dem Pferde hinter ihr. Karline lief um das ganze Karussel herum; nirgends eine Spur von ihm!

Jetzt blitzte in dem Kopfe der Einfältigen ein Ver-

dacht auf. Wie ein Messerstich traf es sie. Ihr wankten die Knie. Kaum, daß sie sich noch aufrecht zu erhalten vermochte. Ihr Geld! Er war mit ihrem ganzen Gelde davongelaufen.

Bleichen Angesichts, mit verzogenem Munde und stieren Augen lief sie umher, guckte in alle Buden. Nirgends der, den sie suchte! Sie stöhnte, mußte sich setzen. Dann stand sie auf, lief von neuem umher, völlig kopflos, jammerte, fragte die Vorübergehenden in ihres Herzens Angst, ob sie ihn nicht gesehen hätten. Niemand wußte, wer Gustav Graubs sei.

Das Benehmen des Mädchens fing an, Aufsehen zu erregen. Eine Anzahl halbwüchsiger Jungens folgte ihr; bald schlossen sich auch Erwachsene an. Sie heulte jetzt ganz laut.

Einer von der Schützengilde nahm sich des weinenden Mädchens an. Er bekam durch längeres Fragen aus ihr heraus, was ihr widerfahren sei. Nun wurde der Ortspolizist geholt, der die Aufsicht auf dem Festplatze hatte. Der behandelte den Fall mit vieler Wichtigkeit, ging sofort auf den tiefsten Grund der Sache, er fragte das Mädchen nach Namen, Stand, Alter, Herkommen und brachte das alles zu Protokoll. Jemand aus der Menge machte den naheliegenden Vorschlag, dem Diebe nachzusetzen; der Polizist erklärte jedoch, daß er außerhalb des Festplatzes keine Machtbefugnis habe, das sei Sache der Gendarmerie. Nach längerer Beratung wurde nach dem Gendarm geschickt.

Bis der kam, saß Karline auf einer Bank, still vor sich hinweinend, von einer Schar Neugieriger umstanden, die den Fall besprachen und dem Mädchen wohlgemeinte Ratschläge erteilten.

Der Gendarm nahm kein weiteres Verhör mit

Karline vor. Graubs schien ihm bekannt zu sein, er bezeichnete ihn als einen „gefährlichen Landstreicher". Er forderte das Mädchen auf, mit zu kommen, um den Dieb in den nächsten Ortschaften zu suchen.

Spät abends kehrte Karline auf den Hof zurück, mit wunden Füßen, ohne Geld, zu Tode unglücklich. Natürlich hatten sie den Dieb nicht gefunden.

Tränen hatte sie nicht mehr; in ihrem armen, beschränkten Kopfe sah es wirrer aus denn je. Und nun das Gerede und Gefrage des gesamten Hofgesindes über sich ergehen lassen zu müssen! Die Mägde lachten sie aus, und der Inspektor war wütend über solche Dummheit.

Am nächsten Morgen trat sie zur Arbeit an, wie gewöhnlich. Äußerlich merkte man ihr kaum an, daß sie an einem Tage die seligsten und die verzweifeltsten Stunden ihres Daseins erlebt hatte. Karline war noch stiller und blöder als vor dem. Der Ruf ihrer Dummheit hatte sich durch das Gerücht weithin verbreitet. Wo immer ihre Geschichte erzählt wurde, hielt man sich die Seiten vor Lachen. Ganz besonders interessant aber wurde ihr Geschick, als es sich zeigte, daß der verhängnisvolle Gang nach der Stadt auch noch anderweite Folgen für das Mädchen mit sich gebracht hatte.

Das blöde Lächeln, das früher Karlinens einfaches Gesicht erhellt hatte, wenn sie an ihren heimlichen Schatz in der Lade dachte, dieses Lächeln, das eine Zeitlang völlig von ihren Zügen verschwunden war, stellte sich jetzt wieder ein; aber nunmehr dachte sie an ein ganz anderes Kleinod.

Eines Tages bekam sie eine Vorladung. Sie mußte vor den Richter in Voruntersuchung gegen einen gewissen Gustav Graubs, der sich der Unterschlagung

verdächtig gemacht hatte. Später fand Hauptverhandlung vor dem Amtsgericht statt, zu der sie als Zeugin geladen war.

Karline erschien an Gerichtsstelle. Den Richtern entging es nicht, daß sich das Mädchen in anderen Umständen befinde. Der Angeklagte wurde aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Karline sah ihn nicht an. Sie stand da mit niedergeschlagenen Augen, verschämt und verschüchtert durch so viel Blicke, die sie von allen Seiten auf ihre Person gerichtet ahnte. Erst als der Vorsitzende sie aufforderte, sich den Angeklagten anzusehen und zu erklären, ob er derjenige sei, der ihr das Geld abgenommen habe, blickte sie scheu nach dem Manne auf der Anklagebank hin und ließ ein kaum vernehmbares „ja" hören.

Graubs sah völlig verändert aus. Sie hätte ihn kaum wieder erkannt, bartlos, wie er jetzt war, mit dem kurzen Haar, der bleichen Gesichtsfarbe und dem grauen, bis an den Hals geschlossenen Leinwandkittel. Er fing ihren Blick; sein Auge schien sie anzuflehen. Sie hätte ihn gern verschont, hätte gern alles verschwiegen um seinetwillen, denn sie hatte ihm längst vergeben; aber sie durfte ja nicht schweigen, sie mußte ja die reine Wahrheit sagen; sie hatte es ja beschworen.

Und so wurde denn Graubs trotz hartnäckigen Leugnens wegen Unterschlagung zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt.

Der Amtsrichter sprach, nachdem die Verhandlung vorüber war, noch ein paar Worte mit dem Mädchen. Er legte ihr nahe, ihren Anspruch auf Alimente gegen Graubs geltend zu machen. Aber Karline wollte davon nichts wissen. Und der Herr Amtsrichter schüttelte den Kopf über so viel Dummheit.

Die Geburt ging leicht von statten. Am Tage vor dem Ereignis hatte die Magd noch auf dem Felde gearbeitet, acht Tage darauf meldete sie sich schon wieder zum Dienste.

Sie gab das Kind nicht von sich; was es heißt, bei fremden Leuten aufwachsen, das hatte sie an sich selbst erfahren. Sie mietete sich ein bescheidenes Zimmer im Dorfe und ging weiter zur Arbeit auf das Rittergut. Eine alte Frau, die im selben Hause das Ausgedinge hatte, sah, während die Mutter abwesend war, nach dem Würmchen.

Es war ein strammer Junge. Die dunklen Augen hatte er vom Vater, im übrigen zeigte er ganz die einfältigen Züge seiner Mutter.

Nach wie vor war Karline sparsam bis zum Geize. Aber jetzt hatte ihre Sparsamkeit einen neuen Zweck bekommen. Nicht mehr für ihre Aussteuer, sondern für ihren Jungen legte sie nunmehr zurück.

---

# Wald.

---

# I.

Auf der kleinen Station des winzigen Städtchens Kupferberg hielt der Zug bereit zur Abfahrt. Es war nur eine Sackbahn mit Sekundärbetrieb, die diesen verlorenen Winkel mit der übrigen Welt durch zwei Züge täglich in Verbindung setzte. Die dritte Klasse saß leidlich voll, in der zweiten war nur ein einziger Passagier zu erblicken: ein Knabe von etwa elf Jahren mit einer blauen Schülermütze auf dem blonden Krauskopfe. Er stand am geöffneten Fenster und beugte sich zu einer Frau hinab, die ihm auffällig ähnlich war. Die ältere Schwester, hätte man gesagt, aber er nannte die hübsche Person „Mama".

Sie gab ihm jene rührend gutgemeinten Ratschläge mit auf den Weg, ohne die wohl keine rechte Mutter ihren Jungen aus den Ferien in die Schule zurück läßt. Zunächst für die Fahrt: nicht hinauslehnen, warm halten, richtig umsteigen. Dann für die Pension: nicht zu lange lesen bei Licht, die Kleider gut halten, keine nassen Füße! Und vor allen Dingen: oft nach Haus schreiben! Ermahnungen, die zu halten im Abschiedsschmerz in redlichster Weise versprochen werden, und die am nächsten Morgen doch meist schon in den Wind geschlagen sind.

Die junge Mutter war ergriffen und kämpfte sichtlich mit den Tränen, während sie die kleine, mit Zwirnhandschuhen bekleidete Hand ihres Jungen hielt und

sanft drückte. Helmut war ruhiger oder stellte sich wenigstens so; denn er hielt es für unmännlich, die Rührung, welche auch in seinem Herzen arbeitete und ihm bereits — ein unangenehm kitzelndes und würgendes Gefühl — bis zum Halse gestiegen war, öffentlich zu zeigen.

Zum dritten Male schon fuhr er so aus den Ferien in die Pension zurück; denn er war zu Ostern aus dem Hause gekommen, und jetzt waren die Herbstferien zu Ende. Bisher hatte er stets geweint gegen seinen Willen, hinterher schämte er sich vor dem Bahnpersonal; diesmal aber sollten ihn die Schaffner sicherlich nicht „flennen" sehen.

Ob er noch irgendeinen Wunsch habe, fragte jetzt die Mutter halblaut, obgleich kein Mensch daran dachte, das Zwiegespräch zu belauschen. Helmut überschlug im Geiste schnell noch einmal seine Liebhabereien: die Briefmarkensammlung, Spazierstock, Schlittschuhe, Taschengeld, der Küchenvorrat für die nächsten Tage. Für alle seine Bedürfnisse war schon gesorgt, soweit man sie der Mutter mitteilen konnte; denn das mit den Zigaretten wollte er doch lieber für sich behalten.

Noch einmal sagte die Mutter jetzt: „Mutchen, wenn du irgend etwas wünschest, dann sage mir's, mein Kind!"

Der Knabe merkte in früh entwickelter Lebensklugheit, daß er in diesem Augenblicke alles bei der Mutter durchsetzen könne. Er sann scharf nach. Gab es denn wirklich gar nichts, was sein Herz begehrt hätte? — Halt, da war etwas! Aber beim bloßen Drandenken erzitterte er vor Schreck über solche Kühnheit. Er errötete über das ganze Gesicht. „Ach, Mamachen! . . ." Sie ermutigte ihn; so etwas Un-

erschwingliches würde es schon nicht sein. Aber ihm schwindelte geradezu bei dem Gedanken. „Ach, Mamachen, solch Hirschgeweih möchte ich gern haben. Weißt du, von Papa seinen!“

Er hatte es ganz hastig hervorgestoßen, wissend, daß er Unmögliches erbitte. Denn die Geweihsammlung hatte er von frühester Kindheit auf als das Geheiligtste betrachten gelernt, was es in der Oberförsterei gab.

Die Züge der jungen Frau verdüsterten sich, als sie den kindlichen Wunsch vernahm. Ein Hirschgeweih! — Nein, das konnte sie allerdings nicht schaffen. Alles andere, nur nicht das! Nie würde sich der Oberförster von einem Stücke seiner Sammlung trennen, die für ihn das Wichtigste war auf der Welt. Und nun gar dem Jungen zuliebe! Er behauptete ja so schon immer, „der Bengel wird verhätschelt“.

Traurig blickte die Mutter ihren Jungen an. Er sah so süß aus. Das Verlangen machte seine großen, lebhaften Augen hell aufleuchten. Gott, war das Kind schön! Und ihm sollte sie eine Bitte abschlagen!

„Wenn's auch nur ein schwaches Geweih wäre, Mama, nur von einem geringen Hirsche,“ fuhr der Junge fort, dem, in einer Oberförsterei aufgewachsen, alle Jagdausdrücke von klein auf geläufig waren. „Siehst du, die anderen Jungens glauben mir's immer nicht, wenn ich ihnen von unseren Hirschen erzähle. Sie verstehen gar nichts davon und lachen. Wenn ich aber ein wirkliches Geweih hätte, dann müßten sie mir doch glauben, nicht wahr, Mama?“

Die Mutter verstand das natürlich und war sofort ganz auf seiner Seite gegen die anderen Jungens. Es bedurfte gar nicht mehr großen Schmeichelns. Bei ihr war es beschlossene Sache: Helmut sollte das Geweih

bekommen. Ob mit oder ohne Wissen ihres Mannes, das wußte sie jetzt noch nicht genau.

Der Stationsvorsteher trat mit der bekannten Wichtigkeit dieser Leute, die meist im umgekehrten Verhältnis steht zum Umfange des ihnen unterstellten Betriebes, auf seinen nur wenige Quadratruten umfassenden Perron heraus. Er begrüßte die Frau Oberförster. Die Schaffner, deren nicht ganz so viele beim Zuge waren, wie Passagiere drinnen, begannen die Türen zu schließen. Die Lokomotive ließ verdächtige Töne hören. Alles deutete darauf hin, daß sich der Zug demnächst in Bewegung setzen werde.

„Leb' wohl, mein guter Junge!" sagte die Mutter, „und behüt' dich Gott! Zu Weihnachten kommst du wieder. Schreibe mir nur recht bald, wie du angekommen bist." Das Letzte war schon mit zitternder Stimme gesagt. Dann noch ein Händedruck, ein nochmaliges „Leb' wohl!" das sich in einem Schluchzen verlor, und sie ging von dannen.

„Mamachen!" rief der Knabe ihr nach, „grüß' die Dine von mir. Ich habe vergessen, Abschied von ihr zu nehmen."

Die Mutter winkte dem Abfahrenden zu; ja, sie wollte es ausrichten.

Waldine war die alte Vorstehhündin des Vaters, der Verzug der ganzen Oberförsterei. Und als Helmut nun an diese treueste Freundin dachte, die jetzt traurig in ihrer Hütte lag und ihm gewiß böse war, da war es mit seiner tapfer bis dahin gewahrten Fassung aus. Er zog das Taschentuch und stopfte es wie einen großen weißen Pfropfen zwischen die Zähne. Aber es half auch diesmal nichts. Es war stärker als er. Als der Schaffner nach dem Billett sehen kam, fand er den Jungen in Tränen.

Seine Mutter war inzwischen langsam vom Bahnhof zur Stadt gegangen, noch ganz mit ihren Gedanken bei dem Kinde. Es deuchte ihr, als sei ihr der Abschied noch nie so schwer geworden wie diesmal. Auf das Wiedersehen zum Weihnachtsfest hatte sie sich und den Jungen vertrösten wollen; aber wie endlos lange schien's bis dahin! Wie freudlos würde das Haus sein ohne das aufheiternde Lachen und Lärmen des Kindes! Wie furchtbar einsam die langen Winterabende!

Wie ein fröstelndes Erschauern packte es die junge Frau. Warum konnte sie nicht mit Helmut gehen? Seit ihre Mutter gestorben war — jetzt vor Jahresfrist —, war Helmut noch das einzige Wesen, dem sie wirklich nahe stand. Warum hatte man ihr den Jungen auch noch genommen? Die Dorfschule genüge nicht, war gesagt worden. Als ob gar so viel darauf ankomme, was solch ein Kind lernt! Sie war überhaupt nicht gefragt worden. Ihr Mann hatte es ihr eines Tages einfach mitgeteilt: der Junge müsse nun aus dem Hause, in die Stadt, das Gymnasium besuchen.

Bei der Erinnerung daran hatte Anna einen Augenblick das Gefühl, als könne sie unmöglich wieder in ihr Heim zurückkehren. Was wartete ihrer dort? Aber gleichzeitig fühlte sie auch, daß sie nicht den Mut habe, ihrer Lage zu entfliehen. Der Macht der Gewohnheit nachgebend, dachte sie bald darauf schon wieder darüber nach, was für Besorgungen sie heute für den Haushalt zu machen habe.

Anna betrat verschiedene Läden, die sämtlich um den unebenen, am Berghang gelegenen Marktplatz des Städtchens gelegen waren. Man kannte und behandelte sie als geschätzte Kundin. Zuletzt fiel ihr noch ein, daß ihr Mann kürzlich über Rheumatismus geklagt habe,

und sie ging in die Apotheke, die Einreibung zu bestellen, welche der Oberförster gegen diese Altersplage anzuwenden pflegte. Dann schritt sie zum Gasthofe. Der Wagen, der sie hergebracht hatte, stand davor auf dem Pflaster, die Deichselstange senkrecht gen Himmel streckend. Sie bat den Wirt, welcher der Frau Oberförsterin dienstbeflissen entgegenkam, ihr den Kutscher Schrupper zu rufen. Schrupper war Faktotum in der Oberförsterei, eigentlich Waldläufer, aber wenn es nötig war, kutschierte er auch.

Nach geraumer Weile erschien dieser Getreue, der es, wenn er einmal in einem Gasthause war, nie sehr eilig hatte, davon wegzukommen. Die Quellenhayner Oberförsterei lag einsam für sich im Walde; zur Kirche wie zur Schule hatte man gleichmäßig weit, über eine Stunde Wegs. Die Kirche würde Schrupper, dessen Religion einem primitiven Pantheismus ähnelte, gern drangegeben haben, wenn er den Gasthof dafür um eine halbe Meile hätte näher rücken können.

Schrupper, in gestrickter Ärmelweste, mit einer Jägermütze auf dem grauen Kopfe, fing an, den Braunen anzuschirren. Er nahm sich Zeit dabei, mit jenem bewußten Eigensinn alter Dienstboten, die wissen, daß sie unentbehrlich geworden sind, und es nicht mehr der Mühe für wert halten, Diensteifer an den Tag zu legen. Als das Pferd im Geschirr stand, sämtliche Einkäufe aufgepackt waren und der Waldläufer auf dem Bocke saß, stieg Anna in den zweisitzigen Planwagen. Der Gaul, ein hochbeiniges, etwas überbautes Tier, setzte sich auf einen Zügelruck hin in Bewegung und trabte in der Diagonale über die Untiefen des Marktes von Kupferberg, was so aussah, als gleite ein Boot über eine bewegte Wasserfläche dahin.

Eine Weile ging es bergab, dann zog sich der Weg an einem Flüßchen hin, an dem noch einzelne Häuser eines verstreut gelegenen Dorfes auftraten; schließlich verließ man alle menschlichen Wohnstätten, um sich im Walde wiederzufinden, der auf unübersehbare Strecken Berge und Niederungen bedeckte.

Von jenen heimlichen Schauern, die den Naturfreund ergreifen, wenn er in die Säulenhalle des Waldes eintritt, empfand Anna nichts. Sie kannte das zu genau. In der Quellenhayner Oberförsterei gab es nur zwei Dinge von Interesse: Jagd und Bäume. Alles drehte sich darum.

Anfangs, als sie als junge Frau, achtzehnjährig, aus der Stadt hierher gekommen war, mitten in den Wald hineinversetzt, da hatte auch sie wohl für die Waldespoesie geschwärmt. Aber jetzt, wo sie ganz genau wußte, daß jeder dieser Millionen Stämme im Pflanzgarten aufgezogen, dann in Reihen gepflanzt wird, um schließlich mal gefällt, vermessen und mit einer Nummer versehen hinausgefahren zu werden, ja daß man Bücher darüber führte und weitläufige Rechnungen, da war für sie das Idyllische geschwunden.

Es hatte Zeiten gegeben, wo sie diesen Wald gefürchtet hatte: die vielen Bäume, die sich aufstellten wie eine Mauer zwischen sie und das wirkliche Leben. Dann war es ihr vorgekommen, als sei sie eingedämmt, gefangen, bewacht von riesigen Schildwachen. Wo sie ging und stand, zu jeder Jahreszeit, das gleichförmige Braun der Nadelholzstämme, das dunkle, ernste Grün ihrer Wipfel. Dann haßte, dann verabscheute sie diese Einsamkeit, die ihr nichts zu sagen hatte, sie nur unendlich traurig stimmte.

Auch heute wieder standen sie hoch aufgerichtet, steif

zu beiden Seiten des Weges, die langweiligen Riesen, in gleichmäßigen Abständen, einer dem anderen zum Verwechseln ähnlich, bis eine Bestandesgrenze kam, die Einblick gewährte in die schier endlosen Räume des Waldreviers.

Man fuhr durch einen ganz alten Bestand. Hundertjährige Tannen mit silberweißen Stämmen, astfrei bis in die Kronen hinauf. Alle Töne klangen hier gedämpft wie in einem mächtigen Gewölbe. Anna erinnerte sich daran, daß ihr Mann zu sagen pflegte, wenn man durch diesen Bestand kam: „Hier ist der Hektar seine Zehntausend wert!" — Kühl und düster, wie in einer Gruft, schien es Anna. Und obgleich sie den Weg nun wohl schon hundertmal gefahren, meinte sie: sie werde nie wieder hinauskommen, nie wieder das Tageslicht erblicken. Wie verwunschen kam sie sich vor. Ein schwerer Alp lag beklemmend auf ihrer Brust.

Da machte sie Schrupper durch eine Bemerkung aufschrecken; sie hatte ganz vergessen, daß da noch ein Mensch sei. Er meinte, mit dem Peitschenstiel in den Wald hineinweisend: „Dort die Buche läßt schon die Blätter; nun wird sich's bald einwintern!"

Eine Buche stand dort als einziger Laubbaum im Nadelholz, überschlank, durch die schneller wüchsigen Nachbarn mit zum Lichte emporgetrieben. Am Boden um sie her ein Kranz gelber und brauner Blätter, der sich von der dunkeln Decke von Streu und Moos lebhaft abhob. Eben sank ein kleines, gelbliches Blatt, langsam sich drehend, vom Wipfel zum Boden hinab.

„Nun wird sich's bald einwintern!" — Warum mußte er das sagen? Es war ihr wie ein Stich; ihr, der der Winter so verhaßt war. Im Sommer gab's doch wenigstens eine Art von Leben hier oben. Da

kam hin und wieder jemand zu Besuch, man sah menschliche Gesichter, erfuhr etwas von der Welt. Aber im Winter war alles in Schnee vergraben. Wie spärlich und kärglich waren doch alle Freuden zugemessen! Wie kurz ist Sommerlust und wie endlos lang dagegen der Winter, wie hart, einsam und öde!

Jetzt wußte sie auf einmal, warum ihr plötzlich so unsäglich bang zumute geworden war; sie fuhr ja dem Winter entgegen, in die trübe, lichtarme Zeit der kurzen Tage und langen Nächte hinein.

Und noch tiefer sank ihr Mut. Bis auf einmal, wie ein plötzlich aus dunkler Nacht auftauchendes Licht, der Gedanke an Weihnachten vor ihr stand.

Ja, Weihnachten! Da würde Helmut wiederkommen. Für volle vierzehn Tage würde sie dann an ihrem Jungen ein Labsal haben und eine Zerstreuung. Und in der Zwischenzeit konnte man sich vertrösten mit Gedanken an das Fest und an die Überraschungen, die man dem Kinde bereiten wollte.

Dabei fiel ihr das Hirschgeweih ein, das sich Helmut gewünscht hatte. Hätte sie nur gewußt, wie sie sich das verschaffen könne. Etwa auf einen Augenblick warten, wo ihr Mann in der Gebelaune sein würde? — Aber diese Augenblicke waren so selten!

Ob nicht vielleicht Schrupper Rat wußte? Sie liebte den Waldläufer zwar nicht, aber der Mensch war mit allen Hunden gehetzt, und er besaß das Ohr des Oberförsters.

Anna begann eine Unterhaltung mit dem vor ihr Sitzenden. Sie wußte, daß es ein Thema gab, für das der Alte stets zu haben war: Helmut. Schrupper war unbeweibt und kinderlos. Der „junge Herr", wie er Helmut nannte, seit der die Gymnasiastenmütze trug, war der Abgott des alten Burschen.

Sowie die junge Frau den Namen des Knaben nannte, hellten sich Schruppers verwitterte Züge auf. Als er aber Helmuts Herzenswunsch vernommen, legte sich sein Gesicht sofort in ernste Falten. Ein Hirschgeweih! Das war keine Kleinigkeit. Der Oberförster sich von ein paar Stangen trennen? . . . Er selbst, Schrupper, wie überhaupt das ganze niedere Forstpersonal, durfte keine Hirsche schießen. Selbst dem Herrn Oberförster war nur eine beschränkte Anzahl zum Abschuß gestattet. Kapitalhirsche wurden für den Landesherrn, der ein großer Nimrod war, reserviert.

Dem Oberförster ein Geweih entwenden, war ausgeschlossen, denn der kannte jedes einzelne Exemplar seiner Sammlung genau und führte Buch darüber. Aber schließlich, die Hirsche werfen ja ab! Schrupper war berühmt dafür, daß er eine Spürnase habe für verlorene Stangen. Zwar hatte er strengen Befehl, alle Jagdtrophäen abzuliefern; aber wenn es galt, Helmut einen Wunsch zu erfüllen, machte er sich kein Gewissen daraus, eine Unterschlagung zu begehen.

Nach einiger Zeit des Überlegens antwortete der Waldläufer schmunzelnd: „Wird geschafft, Frau Oberförster, wird geschafft! Aber der Herr darf's beileibe nicht erfahren!" Dabei warf er der jungen Frau einen verständnisvollen Blick zu.

Anna war zwar durch seine Vertraulichkeit unangenehm berührt, aber sie konnte sich doch nicht entschließen, zu sagen, daß sie keine Unehrlichkeit wolle.

Man war inzwischen an eine Wegekreuzung gekommen. Hier stand, rings von Wald umgeben, ein einzelner Gasthof, weit und breit in der Gebirgseinsamkeit das einzige bewohnte Gebäude. Die Schenke erfreute sich nicht des besten Rufes; es hieß, es sei eine Stätte

des Schmuggels, der über die nahe Landesgrenze getrieben wurde. Die Grenzwächter hatten daher ein Auge auf das Haus. Auch Wilddiebereien sollten in früheren Zeiten von hier aus geübt worden sein.

Zu Annas Staunen hielt Schrupper an, stieg ab und löste einen Strang. Der Braune sei müde, sagte er zur Erklärung, und müsse ausruhen. Dann ging er in die Schenke.

Die junge Frau kannte seine Schwäche. Aber noch niemals bisher hatte er sich unterstanden, hier einzukehren. Das war ein starkes Stück! Sie wollte es ihrem Manne sagen. Aber dann fiel ihr Schruppers Blick von vorhin ein und sein: „Der Herr darf's beileibe nicht erfahren!" Das war's! Schon nutzte er ihre Mitwisserschaft aus. Sie bereute jetzt, sich mit dem abgefeimten Burschen eingelassen zu haben.

Er ließ sie lange warten. Dann erschien er, das Gesicht noch um einige Abstufungen dunkler gefärbt als vorher, aber mit sicherem Schritte. Schwanken sah man ihn überhaupt niemals; betrank er sich einmal wirklich, dann war's auch gleich so, daß er liegen blieb.

Der Abend sank herein. Im Walde war es beinahe Nacht. „Jetzt lauft er noch einmal so gut!" sagte Schrupper und trieb den alten Gaul mit Peitsche und Zügel an.

Die Fahrt ging weiter in den Wald hinein. Von hier aus gab es keine menschliche Wohnung bis zur Quellenhayner Oberförsterei. Bald schoben sich die Bäume rechts und links ineinander, bildeten eine große, dunkle, undurchdringliche Wand. Die Fichten griffen mit geisterhaften Händen nach den Vorbeieilenden. Auf den Waldwiesen stand der Nebel in weißen Tüchern. Nur die Baumkronen dahinter ragten frei und stolz

zum Himmel, leise sich wiegend und miteinander verkehrend in schamhaftem Nachtgeflüster.

* * *

Als Anna sich der Oberförsterei näherte, fiel ihr auf, daß die Haustür offen stand und daß Leute mit Licht davor standen und laut sprachen. Schrupper, dessen Sinne trotz des Alters nicht nachgelassen hatten, richtete den Kopf nach vorwärts wie ein Jagdhund, der anzieht. „Der Herr hat was erlegt," sagte er dann, „womöglich den Sechzehnender oben von der Fuchslehde."

Und so war es auch. Der Oberförster stand auf den steinernen Stufen, die zum Hause emporführten. Vor ihm lag ein Kapitalhirsch, auf frische Brüche gebettet, wie's ihm zukam. Man war eben dabei, ihm das Geweih auszuschlagen. Ein Mann hielt die Stangen mit ausgespreizten Armen, ein anderer leuchtete.

„Frau, ich habe ihn!" rief Oberförster Seltmann, sowie der Wagen hielt. Schrupper sprang ohne weiteres vom Bocke und gesellte sich den Waldarbeitern zu, die das Stück hereingebracht hatten.

Anna war an dergleichen gewohnt. Tagelang, das wußte sie bereits, würde von nichts anderem gesprochen werden, als von dem erlegten Hirsche. Seit langem schon hatte man ihm nach dem Leben getrachtet. Es war ein besonders schlauer und vorsichtiger Bursche, auf den bereits einigemal geschossen worden war und der wie gefeit gewesen. Eigentlich gehörten derartig starke Hirsche dem Landesherrn, aber der hier wechselte über die Grenze, war einmal hüben, einmal drüben anzutreffen; darum galt er für vogelfrei, denn niemand wollte ihn dem Nachbar gönnen. Es war daher wirklich

ein Ereignis für das Quellenhayner Revier, daß er nun endlich zur Strecke gebracht worden.

Der Oberförster war mit dem Ausschlagen zu Ende gekommen. Er verpustete sich von der schweren Arbeit, die er, wie es alter Weidmannsbrauch, stehend, dem Hirsch zu Ehren im vollem Anzuge, ausgeführt hatte; dann sprach er den Erlegten an: „Ein braver Hirsch!“ war sein Urteil.

Er begann, seine Frau auf die Schönheiten des Geweihs aufmerksam zu machen. Es war ein ungerader Sechzehnender. Die Rosen und die Stangen weit hinauf mit Perlen dicht besetzt, das Gehörn hoch vereckt.

Anna hörte nur mit halbem Ohre hin. Sie konnte diesen Dingen nun einmal kein Interesse abgewinnen. „Schade, daß Mutchen das nicht erlebt!“ sagte sie und ging ins Haus.

Die Männer blieben draußen. Es war von alters her Schruppers Aufgabe, im Quellenhayner Forsthause jedes Wildbret aufzubrechen und zu zerwirken. Er verstand das wie kein anderer. Oberförster Seltmann, ermüdet von der Jagd, hatte sich gesetzt und sah zu, wie der Waldläufer mit kundiger Hand die Haut aufschürfte, das Gescheide herauszog, das Geräusche aus dem Aufbruch ausschied; Herz, Lunge, Leber für den Tisch, das Gescheide für die Hunde.

Der Oberförster war ein stämmiger Mann, dem man die Sechzig, die er auf dem Buckel hatte, nicht ansah. Der Bart, der eigentlich schon unter den Augen anfing, hing ihm, gelbgrauen Flechten gleich, wie man sie manchmal an ganz alten Lärchenbäumen sieht, in langen Strähnen auf den starken Leib hinab. Energisch sprang die Adlernase aus dem Haardickicht vor. Die großen Ohrmuscheln, die niedere Stirn, das Wenige,

das man von den Wangen sah, alles von gesunder, braunroter Weidmannsfarbe bedeckt.

Seine Frau war inzwischen im Hause tätig. Die aus der Stadt heimgebrachten Besorgungen waren auszupacken und einzuräumen. Das ganze Haus wurde bald von würzigem Bratengeruch erfüllt; denn es war so hergebracht, daß der Oberförster das, was ihm von Hirsch oder Reh nach Jägerrecht zukam, noch am selben Abende, an dem er das Stück geschossen, verzehrte. Amalie, die Köchin, wußte den Braten herrlich mit Schmoräpfeln und einer pikanten Brühe anzurichten. Die Hausfrau war froh, daß sie alle Hände voll zu tun hatte; so empfand sie doch die Leere, die durch Helmuts Abreise im Hause entstanden war, nicht so stark.

Bei Tisch zeigte sich der Hausherr außerordentlich aufgeräumt. Sonst konnte sich das Ehepaar oft ganze Mahlzeiten hindurch stumm gegenübersitzen. Aber heute hatte der Oberförster die Geschichte seines Jagderlebnisses zu erzählen, und die war nicht kurz.

Wie er auf den Gedanken gekommen war, gerade auf diesem Platze sich aufzustellen, und was ihn zu der sicheren Annahme geführt, daß der Sechzehnender dort heraustreten müsse. Wie es allmählich heller und heller geworden — denn Oberförster Seltmann war auf den Frühanstand gegangen —, dann das plötzliche Auftreten des starken Hirsches am jenseitigen Rande der Fuchslehde, zunächst zu weit, um einen sicheren Schuß anzubringen. Und nun die Angst, daß er Wind bekommen könne. Bald darauf Heraustreten eines Tieres mit Kalb auf seiner, des Schützen, Seite. Infolgedessen Näherziehen des Hirsches, erst flüchtig, dann ganz vertraut. Das Anlegen der Büchse, Gedanken dabei. Zielen, endlich der Schuß.

Das alles erzählte Seltmann mit peinlicher Umständlichkeit, wie sie nur der eifrige Jäger zu würdigen versteht. Anna kam es vor, als habe sie dasselbe schon mindestens ein dutzendmal mit angehört; für sie unterschieden sich diese Geschichten kaum voneinander.

Aber mit dem Schuß war die Sache noch keineswegs abgetan, nun wurde sie, nach Ansicht des Erzählers, erst recht eigentlich interessant.

Er war gut abgekommen, der Hirsch hatte gezeichnet, war aber doch noch flüchtig geworden und quer über die Fuchslehde abgezogen, zum Schrecken des Schützen die Richtung nach der Reviergrenze, die hier gleichzeitig Landesgrenze war, nehmend. Nachsuchen wollte er nicht sofort, wohl wissend als erfahrener Jäger, daß man dem verwundeten Wild Zeit lassen muß, sich niederzutun und krank zu werden. Aber das Herz bebte ihm bei dem Gedanken, daß ihm der Kapitalhirsch abermals entgehen sollte. Er hatte einen Bruch auf den Anschuß gelegt und sich entfernt. Auf dem Nachhausewege begegnete er Waldarbeitern, die den Schuß gehört und einige Zeit darauf etwas durchs Dickicht hatten brechen hören. Er schickte daraufhin einen der Männer nach der Oberförsterei, „Findig", den Schweißhund, am Leitseile zu holen. Es dauerte geraume Zeit, bis der Mann mit dem Hunde zurück war. Nun wurde zum Anschuß zurückgegangen und Findig auf die Fährte gesetzt. Sie führte zur Grenze. Hellroter Schweiß zeigte, daß der Hirsch zwar angeschossen, aber nichts ins Leben getroffen sei. Die Fährte ging über die Grenze. Zähneknirschend mußte der Schütze den Hund an der Fangleine zurückziehen.

Aber nun fiel ihm ein, daß die Stelle, wo die Arbeiter das auffällige Geräusch gehört haben wollten,

doch viel weiter in sein Revier hinein gelegen sei. Er begab sich also, obgleich mit wenig Hoffnung, dorthin. Inzwischen war die Mittagsstunde herangekommen. Diesmal wurde der Hund freigelassen; „Findig“ verschwand und blieb lange Zeit aus. Endlich schien er von neuem eine Schweißfährte angefallen zu haben. Der Hirsch hatte wohl also doch einen Haken geschlagen und befand sich auf diesseitigem Revier. Jetzt führte der Hund gerade in eine Fichtendickung hinein, man hörte ihn anschlagen, abgebrochen, unsicher, bald hier, bald da, als verfolge er, schließlich gab er Standlaut. Es konnte kein Zweifel mehr sein, das Wild hatte sich dem Hunde gestellt. Mühsam schlug sich der Schütze durch das Dickicht, um jenseits auf einer Lichtung den Hirsch mit gesenktem Kopfe vor dem Hunde zu finden. Ein zweiter, glücklicherer Schuß machte dem Kampfe ein Ende.

Anna hatte alles das über sich ergehen lassen, ja mit scheinbarem Interesse zugehört. Sie wollte ihrem Manne gerade heute die Laune nicht verderben. Denn sie hatte einen Plan, den durchzusetzen sie nur hoffen durfte, wenn der Hausherr bei guter Laune blieb.

Es handelte sich um Franziska, die Magd. Sie war der Hausfrau ein Dorn im Auge mit ihrer Langsamkeit. Schon längst arbeitete Anna an ihrem Sturz, aber der Oberförster wollte sich nicht von diesem Dienstboten trennen, weil Franziska bereits seiner ersten Frau in Treue gedient hatte. Anna fühlte diese Anhänglichkeit natürlich nicht, sie sah nur die Fehler der Alten, die ihr schon manche schwere Stunde bereitet hatten. Ihr Wunsch war seit langem, sich ein wirkliches Stubenmädchen halten zu können. Aber bei ihrem Gatten war sie bisher mit diesem Anliegen auf taube

Ohren gestoßen. Es war früher so gegangen, also konnte es auch weiterhin so gehen. Der Grund, den seine Frau anführte, daß die Damen in der Stadt alle ihr Stubenmädchen hätten, war für Seltmann nicht stichhaltig. „Du bist eine einfache Forstmannsfrau,“ pflegte er darauf zu erwidern. „Und eine Oberförsterei ist keine Villa.“ Es war eine von Seltmanns Eigentümlichkeiten, bei bestimmten Anlässen denselben Grundsatz mit denselben Worten immer und immer zu wiederholen. So hetzte er ein solches Wort, das vielleicht einmal treffend gewesen, durch stete Wiederholung zu Tode.

Wenn irgend etwas, so war es gerade diese eigensinnige Schwerfälligkeit, die Anna an ihrem Mann so verhaßt war. Zur Verzweiflung konnte er sie damit treiben, ihr beweglicheres Temperament stand dem völlig ohnmächtig gegenüber; wie an einen Block geschmiedet, den nichts von der Stelle zu rücken vermag, fühlte sie sich.

Jetzt stand man nun wieder mal vorm Quartalswechsel, da wäre es Zeit gewesen, zu kündigen. Ein Vierteljahr noch wollte sie's aushalten, aber zu Neujahr mußte nun endlich der längst ersehnte Wechsel eintreten.

Sie ließ den Gatten die Wildleber aufessen, sie redete ihm zu, sich ein Glas Wein zu gönnen, das er sich heute reichlich verdient habe. Dann, als Franziska abgedeckt hatte und er in der gewohnten Sofaecke lehnte, seine Pfeife schmauchend, vor Müdigkeit und Wohlbehagen stöhnend, neben ihm auf dem Polster „Findig“, der heute zum Lohne für seine Großtat den bevorzugten Platz teilen durfte, fing Anna an, zunächst nur ihren Plan vorbereitend, all die Dummheiten und Nachlässigkeiten aufzuzählen, die Franziska wieder in den letzten

Wochen begangen hatte, um schließlich mit dem unverhüllten Verlangen vorzutreten, das Haus müsse nun endlich von ihr befreit werden.

Die junge Frau stieß heute zu ihrem eigenen Staunen nicht auf den gewohnten Widerstand. Der Alte seufzte zwar und meinte, er täte es ungern, zählte auch alle Verdienste Franziskas aus längst entschwundenen Zeiten noch einmal auf, meinte aber schließlich resigniert: es werde wohl doch nicht anders gehen, man werde eine jüngere Kraft annehmen müssen: denn, so schloß er, sie bekämen nächstens einen fremden Herrn ins Haus.

„Einen Eleven?" fragte Anna befremdet; es war das erste Wort, was sie darüber hörte.

„Unsinn, Eleven! Mit dem Abführen solch junger Köter geben wir uns nicht mehr ab, nicht wahr, Findig?" Damit kraute er den Hund hinter den Behängen, der seine Zustimmung durch behagliches Knurren zu erkennen gab.

Anna kannte ihren Mann; die wichtigsten Dinge behielt er stets für sich, sprach niemals mit ihr über seine Pläne, teilte ihr immer nur Tatsachen mit. Es tat ihr doch stets von neuem weh, wenn sie sehen mußte, wie über ihren Kopf weg entschieden wurde.

„Ja, ja!" sagte der Oberförster und wendete sich dabei nicht an seine Frau, sondern an den Hund, den zu liebkosen er fortfuhr. „Wir bekommen vornehmen Besuch, Findig! Ein Herr Major und dazu Freiherr! Zeit seines Lebens am Hofe gewesen, und jetzt will der Herr Forstmann werden. Wird sich umsehen, der Herr Baron! Der grüne Rock ist gar schön, aber er will verdient sein. Wir haben ihn uns verdient — wir — nicht wahr, Findig?"

Anna war gekränkt durch seine Art, aber die aufgefangenen Brocken hatten doch ihre Wißbegier gereizt.

„Wird denn der Herr, von dem du da sprichst, auf längere Zeit zu uns kommen?“ fragte sie.

„Vorläufig soll er auf ein Jahr bei mir bleiben. Denkt wahrscheinlich auch, es wird ihm nur so anfliegen, wozu unsereiner ein Leben gebraucht hat.“

„Und ein Herr vom Hofe, sagst du, ist das?“

„Gewesen, gewesen! Flügeladjutant, oder wie sie das nennen. Na, ich werde mich seinetwegen nicht genieren; dazu sind wir zu alt — nicht wahr, Findig?“

Anna blickte schweigend vor sich hin. Das, was sie hatte durchsetzen wollen, Franziskas Entlassung, trat jetzt gänzlich in den Hintergrund vor dem Neuen, das sie eben erfahren. Ein fremder Herr ins Haus! Sie erschrak bei dem Gedanken. Was für eine Umwälzung mußte das hervorrufen in allem! Wie würde sie als Hausfrau den Ansprüchen gewachsen sein, die so einer stellte!

Sie fragte kleinlaut, ob es schon fest beschlossene Sache sei, ob sich denn nichts mehr daran ändern lasse.

„Da beißt keine Maus einen Faden mehr von ab, Frau!“ rief der Oberförster. „Wir haben Kontrakt! Er hat ein Quartal schon im voraus bezahlt, Pension, alles inbegriffen. Das ist abgemacht. Erst hat er Vorträge gehört an der Akademie, und nun will er die Geschichte praktisch erlernen. Na, immerzu! Viel Gescheites wird nicht dabei herauskommen! Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Und warum sollte ich denn das Lehrgeld nicht mitnehmen? — Im übrigen wird man's ja erleben! Ich sehe der Sache jedenfalls mit Seelenruhe entgegen.“

* * *

Obgleich Anna unter der Einsamkeit des Quellenhayner Forsthauses litt, war sie doch schon so sehr dem Verkehr mit Menschen entfremdet, daß der Gedanke, ein neues Gesicht an ihrem Tische zu sehen, sie geradezu beängstigte. Und nun gar ein Herr, der aus einer glänzenden, ihr fremden Welt stammte!

Ihr Vater war Kaufmann gewesen. Er hatte in einer mittelgroßen Stadt zu den Ersten seines Standes gehört. Anna war aus einer stattlichen Geschwisterzahl die jüngste.

Es war flott zugegangen im väterlichen Hause. Weitgehende Gastfreundschaft wurde geübt. Der Vater, ein lebenslustiger, weit herumgekommener, vielseitiger Mann, pflegte mannigfaltige Interessen und sorgte für eine gute Erziehung seiner Kinder. Die ganze Familie gewöhnte sich an eine behagliche, geschmackvolle Lebensweise.

Nun starb der Vater im besten Mannesalter. Der Nachlaß war bestürzend gering, dazu das Geschäft ungeordnet. Das behagliche Leben war mit einem Schlage beendet. Die Familie ging auseinander. Die Söhne suchten sich ihren Lebensunterhalt auswärts. Die Töchter hatten bis auf die jüngste bereits geheiratet; für Anna hieß es nun eine Versorgung finden.

Ein junger Mann, der sich dem anmutigen jungen Mädchen bei Lebzeiten ihres Vaters in der unverkennbaren Absicht genähert hatte, um sie zu werben, zog sich schnell von der Verarmten zurück. Bei der Enttäuschung, welche sie darüber empfand, wurde es ihrer Umgebung leicht, sie zu einer Vernunftheirat zu bewegen. Ein alter Bekannter der Familie, vor einiger Zeit Witwer geworden, begehrte sie zur Frau. Der Unterschied der Jahre war groß, aber manches sprach doch für die Partie.

Oberförster Seltmann lebte, wenn auch nicht in glänzenden Verhältnissen, so doch in durchaus gesicherter Lage. Seine Stellung war eine selbständige und keinem Zufall unterworfen; sollte er, was bei seinem Alter nicht unwahrscheinlich, vor ihr sterben, so war der Witwe eine Pension sicher. Die Kinder aus erster Ehe waren erwachsen und befanden sich außer dem Hause.

Dazu kam für Anna noch besonders der Gedanke an die Naturschönheit, die Waldesluft, die Einsamkeit der Berge. Sie hatte die Sehnsucht: weg aus ihrer bisherigen Umgebung, dem Schauplatze, wo sie in ganz anderen, glücklicheren Verhältnissen gelebt. Zum Vergessen schien die Quellenhayner Oberförsterei, dieser entlegenste Winkel des Landes, gerade gut.

Ihre Mutter ging mit ihr. Während der ersten Jahre verlief das Leben äußerlich ruhig, wie es sich Anna nicht angenehmer wünschen konnte. Ein Sohn wurde geboren; das Kind gab genug Arbeit. Überhaupt fehlte es daran nicht. Die Vorräte für den Haushalt waren hier oben, fern jeder Bahnverbindung, nicht leicht zu beschaffen. Der Oberförster zeigte sich zudem keineswegs als ein leicht zu befriedigender Hausherr, dabei war er ein Feind jeder unnützen Ausgabe, kurz, Anna, die an eine Wirtschaft aus dem Vollen gewohnt war, mußte oft ernstlich nachsinnen, wie sie ihr Wirtschaftsgeld einteilen solle, um auszukommen. Und nun fiel auch noch die Mutter in dauerndes Siechtum. Neue Sorge und neue Last für Anna. Die junge Frau kam über den schweren Pflichten, die ihr das Leben auferlegte, kaum zur Besinnung, jedenfalls nicht zum Grübeln; sie war froh, wenn sie ihr Tagewerk vollbringen konnte.

An kleinen Aufregungen fehlte es nicht; vor allem

gab der heranwachsende Knabe Anlaß dazu. Helmut war ein lebhaftes, phantasievolles Kind, mehr nach dem Herzen der Mutter geraten als nach dem Sinne des Vaters. Der Oberförster hatte drei Söhne großgezogen; aus allen dreien war etwas geworden, wie er gelegentlich mit Genugtuung zu erwähnen für nötig fand. Er war der Ansicht, daß solcher Erfolg der erzieherischen Einwirkung der Hundepeitsche zu verdanken sei, mit der er nicht gegeizt hatte. Er begann auch bei Helmut diese erprobte Methode anzuwenden. Freilich bedachte er dabei nicht, daß der Sohn seiner zweiten Frau aus ganz anderem Holze geschnitzt sei als seine drei älteren Söhne, die mehr oder weniger Durchschnittsmenschen waren. Die Schwierigkeiten, welche das jüngste Kind machte, verdrossen den alten Mann und störten ihn in seiner Bequemlichkeit. Gelegentlich bekam es Anna zu hören, daß mit ihr die Unruhe Einzug gehalten habe in der bisher so friedlichen Quellenhayner Oberförsterei. Anna, anfangs tief verletzt durch solche Vorwürfe, gewöhnte sich im Laufe der Zeit so daran, daß sie sie kaum noch vernahm.

Zwei Ereignisse waren es, welche dem Leben in der Oberförsterei ein gänzlich verändertes Gepräge gaben: Annas Mutter starb. Die junge Frau war dadurch um eine dem Herzen wohltuende Sorge ärmer. Und bald darauf ein Verlust, der sie nicht minder schwer traf: Helmut mußte das väterliche Haus verlassen.

Der Anlaß dazu war folgender: Infolge der rauhen Behandlung hatte der feinfühlige Knabe den Vater mehr fürchten als lieben gelernt; unwillkürlich schloß er sich den Frauen an, bei ihnen Schutz vor der Härte des Vaters suchend. Und je mehr der Oberförster sah, daß er sich ein Muttersöhnchen heranziehe, desto

schärfere Saiten hielt er aufzuziehen für notwendig. Die Mutter nahm natürlich Partei für das Kind und vertuschte gelegentlich eines seiner kleinen Vergehen, um ihren Liebling vor Züchtigung zu schützen. Es konnte nicht fehlen, daß der Oberförster allmählich dahinter kam. Er sah ein, daß hier etwas geschehen müsse, und fragte einen Mann um Rat, auf dessen Ansicht er viel gab. Es war dies Pastor Waibel, Pfarrer im nächsten Kirchdorfe, ein Verwandter der ersten Frau des Oberförsters.

Der Rat Pastor Waibels ging dahin, Helmut aus dem Hause zu tun, um den Jungen dem mütterlichen Einfluß, der kein günstiger zu sein scheine, zu entziehen.

Anna hatte sich in zehnjähriger Ehe an manche Zurücksetzung gewöhnen müssen, so daß sie bis zu einem gewissen Grade abgestumpft war, aber dieses Erlebnis verwundete sie dort, wo Frauen am empfindlichsten sind. Daß ihr Mann auf solche Verdächtigung gehört hatte! Daß er daraufhin ihr das Schwerste hatte antun dürfen: sie von ihrem Kinde zu trennen! Davon würde ein Stachel sitzen bleiben für alle Zeiten.

Das Haus war leer und das Leben schal für die junge Frau geworden, seit die beiden liebsten Menschen von ihr gegangen. Mutchen kam ja in den Ferien, aber das zeigte der Mutter erst recht, was sie verloren. Mehr und mehr wuchs das Kind heraus aus der Hilflosigkeit. Das empfand Anna bei jedem Wiedersehen mit erneuter Deutlichkeit. Wie erschreckend schnell es ging, dieses Selbständigwerden! Bald würde er ihrer überhaupt nicht mehr bedürfen!

Und weiter besaß Anna ja nichts. Die Brücken, die sie zur eigenen Kindheit hätten zurückführen können,

waren abgebrochen. In den ersten Jahren kamen wohl noch hier und da Verwandte und alte Freunde, sie zu besuchen; aber die blieben mit der Zeit auch weg. Man hatte sie vergessen, der Weg war wohl auch zu weit und zu umständlich hier herauf. Korrespondenzen mit Freundinnen, die sie eine Zeitlang geführt, waren eingeschlafen, die Bücher, die sie mitgebracht, längst zum Überdruß gelesen.

Anna mußte jetzt, wo sie so viel Muße zum Nachsinnen hatte, oft an ihre glückliche Mädchenzeit denken. Was hatte sie da alles gehabt an Zerstreuung für Geist und Gemüt. Damals waren im elterlichen Hause mannigfaltige Bedürfnisse höherer Art in ihr geweckt worden, der Sinn für Geselligkeit und geschmackvolle Unterhaltung. Sie hatte sich in allerhand Künsten und Handfertigkeiten geübt. Das war seitdem alles liegen geblieben. Es fehlte die Anregung, es fehlten die Augen, für die es sich verlohnt hätte, dergleichen zu entfalten.

Was es an Geselligkeit hier oben gab, das beschränkte sich für Anna auf den Umgang mit den Frauen der benachbarten Forstleute. Das waren einfache, herzlich gute Geschöpfe, deren Ehrgeiz nicht über den Wunsch hinausging, das Hauswesen zur Zufriedenheit ihrer Männer zu versehen. Die einzige Frau von höherer Bildung war die Gattin eben jenes Pastors Waibel, der Helmuts Entfernung aus dem Elternhause veranlaßt hatte. Aber gegen diese Dame hatte Anna von Anfang eine ausgesprochene Abneigung gefaßt. Die Frau Pastorin, eine ältere, kinderlose Person, suchte etwas darin, Anna empfinden zu lassen, wie jung und unerfahren sie sei, und wie dankbar sie ihrem Manne sein müsse, daß er sie geheiratet habe. Mit Vorliebe

sprach sie von der verstorbenen Frau Seltmann, und wie es zu deren Zeiten doch ganz anders im Quellenhayner Forsthause gewesen. Diese und ähnliche Sticheleien trugen natürlich nicht dazu bei, die junge Frau zu erfreuen. Man kam in kein rechtes Verhältnis zueinander.

Anna verstand sich oft selbst nicht mehr. Jene Anna, die als Mädchen so lustig und unbefangen in den Tag hineingelebt hatte, schien ihr heute eine fremde, gänzlich ferngerückte Person zu sein. Ihre Vergangenheit lag vor ihren Blicken wie eine Landschaft, deren fernstes Ende hell erleuchtet ist von einem Sonnenblicke; was zwischen ihr und jenen heiteren Gefilden lag, war grau und wurde düsterer und düsterer, je länger sie darauf blickte.

Im letzten Sommer war sie in Erbschaftsangelegenheiten ihrer Mutter mit dem Oberförster in der Landeshauptstadt gewesen. Ein Leiden, das sie plötzlich befiel, zwang sie, den Arzt zu befragen. Bisher hatte ihr so gut wie nie etwas Ernsthaftes gefehlt. Der Doktor, ein bekannter Frauenarzt, untersuchte sie und erklärte sie für hochgradig nervös; sie müsse einen Luftwechsel vornehmen, womöglich Seeluft, empfahl er.

Anna war selbst erstaunt über die Äußerungen des gelehrten Mannes. War sie nervös? Was bedeutete das Wort überhaupt in ihrem Falle? Über ihren Gesundheitszustand hatte sie niemals ernster nachgedacht; wenn sie sich unbehaglich gefühlt, so hatte sie das auf ganz andere Ursachen zurückgeführt.

Oberförster Seltmann war sehr wenig erbaut über das, was der berühmte Arzt seiner Frau da in den Kopf gesetzt hatte. Das sei alles Unsinn, behauptete er. Einen gesünderen Aufenthalt als den Wald gebe

es nicht. Er selbst sei ein beredtes Zeugnis dafür, denn er habe unter Bäumen seine Sechzig erreicht, und bis auf das bißchen Reißen im Beine fehle ihm nichts. Nein, von Luftwechsel und Seebädern wollte er kein Wort mehr hören. Anna habe ja doch alles, was der Mensch sich nur wünschen könne, bei ihm.

## II.

Es winterte sich zeitig ein, wie der alte Schrupper prophezeit hatte. Während in der Ebene noch der Spätherbst mit braunen, roten und gelben Farbentönen unumschränkt im Regimente saß, lag im Quellenhayner Revier bereits eine leichte Schneedecke. „Nun sehen wir nichts mehr von Wiesen und Saaten bis zum April!" sagte Schrupper. Er war hier oben geboren und kannte den Winter seiner Berge aus langjähriger Erfahrung.

Major von Rüstädt, der bei Oberförster Seltmann seine forstmännischen Kenntnisse vervollkommen wollte, wurde im Schlitten abgeholt. Es war ein tolles Schneetreiben, durch welches Schrupper den Herrn von der Station nach der Quellenhayner Oberförsterei fuhr. Man hielt an der einsamen Waldschenke; der Fahrgast verdachte es dem Kutscher nicht, daß er unter solchen Witterungsverhältnissen eine Herzstärkung zu sich nahm, ja, er selbst genehmigte auch eine solche.

Der Major fand vor Schruppers kritischem Blicke Gnade. Er schien ein feiner Mann zu sein. Mehrere Koffer brachte er mit, einen Gewehrkasten und einen edlen, langhaarigen Hühnerhund von rotgelber Farbe. Er selbst war unter seinem Fahrpelz, der noch den roten Uniformkragen aufwies, in einen Anzug von starkem,

braunen Loden gekleidet; Tirolerhut und Jagdstrümpfe vollendeten den jägermäßigen Aufzug.

„Für den werden Sie bei uns keine Verwendung haben," sagte Schrupper, nachdem er den Hund mit kundigem Blicke gemustert; „wir haben nur Holzjagd."

„Ich komme auch nicht der Jagd wegen zu euch!" erwiderte der Major. „Der Hund ist mein lieber Freund."

Das war die ganze Unterhaltung gewesen auf der langen Fahrt. Der Major schien kein Mann von vielen Worten, vielleicht machten ihm auch seine Gedanken zu schaffen.

Major von Rüstädt hatte von seinem achtzehnten Lebensjahre an, wo er als Avantageur eingetreten, bis vor einigen Jahren Uniform getragen. Seine Karriere war, da er zeitig aus der Front in den Dienst des Hofes berufen wurde, eine ungewöhnlich schnelle gewesen. Er hatte mehrere Jahre als militärischer Begleiter eines Prinzen fungiert, zuletzt war er Flügeladjutant seines Fürsten gewesen.

Den Abschied hatte er infolge einer Hofintrige nehmen müssen. Eine der zahlreichen Prinzessinnen sollte verheiratet werden. Zu aller Welt Befremden hatte sie den durchaus ebenbürtigen Bewerber ausgeschlagen, dabei durchblicken lassend, daß ihre Neigung einem anderen gehöre. Man zerbrach sich eine Zeitlang am Hofe den Kopf, welcher Unselige gemeint sein könne; schließlich sprach die Vermutung dafür, daß es Rüstädt sei. Er war im Hofdienst nicht selten mit der Prinzeß zusammengekommen und als eleganter Offizier von schmuckem Äußeren wohl geeignet, einem Mädchen, vielleicht sogar einer Dame von Geblüt, den Kopf zu verdrehen. Der Korb war am jenseitigen Hofe übel

vermerkt worden; ein Prügelknabe mußte gefunden werden. Rüstädt hatte Rivalen, die diese Gelegenheit nicht vorübergehen ließen, ihn aus seiner bevorzugten Stellung zu verdrängen.

Er selbst ahnte zunächst nichts von dem Unwetter, das sich über ihm zusammenzog. Erst an der kühlen Behandlung von oben und der Schadenfreude der Hofschranzen merkte er, daß er in Ungnade gefallen sei. Er bat um den Abschied, der ihm ohne weiteres gewährt wurde. Zwar bot man ihm Vermittlung an, ihn bei einem benachbarten Kontingente unterzubringen; aber er war zu stolz, das anzunehmen. Die Art, wie man ihn behandelt, hatte ihn tief verletzt, um so mehr, als er sich in der Sache mit der Prinzeß schuldlos wußte. Hatte die Dame etwas für ihn gefühlt, so durfte er sich sagen, daß er nichts dazu getan habe, solche Gefühle herauszufordern.

Diese ganze, für sein Ehrgefühl peinliche Angelegenheit öffnete ihm die Augen über die Zweideutigkeit des Hofdienstes. Er hatte sich wahrlich nicht dazu gedrängt; man hatte ihn seiner Fähigkeiten wegen dazu ausersehen, ihn herausgerissen aus dem eigentlichen Soldatenleben, das seinen Neigungen weit mehr entsprach als dieses höhere Lakaientum. Er glaubte sich zwar die Zufriedenheit und das Wohlwollen seines Fürsten gewonnen zu haben; mehr als ein Huldbeweis ließ ihn das annehmen. Aber welchen Wert hatte solche Huld, wenn die erste beste Verdächtigung sie in Ungnade verwandeln konnte? Rüstädt fühlte sich beleidigt und sah doch nicht, an wen er sich halten solle, um sich Genugtuung zu verschaffen. Es hatte die besten Jahre seines Lebens im Fürstendienste zugebracht, und jetzt trug er nichts davon als eine Majorspension und eine

Anzahl Bratenorden, die ihn an viele Lasten und Entsagungen, aber an wenig wirkliche Freuden erinnerten.

Rüstädt stand in jenem Lebensalter, wo der Mann sich noch im vollen Besitze der Kraft fühlt, aber doch schon seine Grenzen kennt und weiß, daß das Alter nicht mehr allzu fern ist; wo man sich daher sehnt, Früchte reifen zu sehen am Leben. Aber er hatte ja nicht einmal Samen ausgestreut, nichts hatte er für sich selbst angebaut, nicht das bescheidenste Gärtchen gepflegt, das ihm jetzt als Zufluchtsstätte hätte dienen können.

Er stammte aus einer Offiziersfamilie. Die Eltern waren längst tot, die Schwestern hatten sich verheiratet. Er besaß Verwandte und Bekannte genug, und doch wußte er auf der weiten Welt niemanden, den er ganz sein hätte nennen können. Sicherlich wäre es ihm nicht schwer gefallen, eine Frau zu bekommen, wenn er sich überhaupt mit Heiratsgedanken getragen hätte. Er stellte sehr hohe Ansprüche an Erscheinung, Erziehung, Formen und Herkunft. Vor dem Elend spießbürgerlichen Familienlebens schauderte ihm. Da noch lieber ein einsames Junggesellentum, nur mit der Verantwortung für sich selbst belastet.

Und doch wieder graute ihm vor diesem ziel- und zwecklosen Dasein des Pensionierten, wie er es an so manchem Kameraden erlebt hatte. Nein, das war nicht seine Sache, den ganzen Tag mit Zeitungslesen, müßigem Geschwätz am Biertisch, Kaffeehausgehen oder Theaterlaufen zu verbringen. Sollte auch aus ihm solch ein neunmalkluger, über alles orientierter Räsoneur werden, deren es so viele unter den Abgehalfterten gab? Und auch dazu war er verdorben, den Onkel seiner Neffen zu spielen. Und gar erst im Frack, mit allen Dekorationen behangen, herumgereicht zu werden

als liebenswürdiger Schwerenöter, der keinen Spaß verdirbt und eine Gesellschaft anputzt — nein, um Gottes willen, nichts von alledem!

Rüstädt kannte die große Welt. Er hatte in seiner Stellung die Augen offen gehalten. Er wahr gewohnt, als Begleiter von Fürsten die Menschheit in Parade an sich vorbeidefilieren zu sehen. Er wußte, was hinter diesen Loyalitätsbezeugungen, diesen feierlichen Mienen steckte, dieser gemachten Festtagsstimmung, die das gewöhnliche Volk seinem Fürsten gegenüber aufzuführen für nötig hält, und die von diesen nur zu gern für echt genommen wird. Er war als stummer Betrachter dieses Mummenschanzes Skeptiker geworden und hielt im allgemeinen nicht viel von den Menschen, weder von den großen noch von den geringen.

Sein Ideal wäre es gewesen, irgendwo zu leben, wo man von seinesgleichen möglichst wenig gesehen hätte. Falls er das Geld dazu gehabt, würde er sich ein Landgut gekauft haben, möglichst abgelegen, um dort in Frieden seinen Kohl zu bauen. Aber er mußte damit rechnen, daß er kaum mehr besaß als seine Pension. Er war doch noch zu jung, um als einzigen Lebenszweck das Studium zu betrachten, wie man viertausend Mark jährlich am besten einteilen könne. Er fühlte die Kraft in sich, noch etwas zu leisten und damit sich selbst eine Art von Befriedigung zu gewinnen.

Von den wenigen Berufen, die zu ergreifen für Rüstädt jetzt noch möglich war, zog ihn der des Forstmanns am meisten an. Er war ein begeisterter Naturfreund und hatte als Adjutant eines jagdliebenden Fürsten Gelegenheit gehabt, sich im Weidwerk zu vervollkommen. Er liebte überhaupt die grüne Farbe, fühlte sich zu allem, was Forst und Jägerei anging,

hingezogen. Von allen Gesellschaftsklassen, die er beobachtet hatte, schienen ihm die Forstleute noch am meisten Rückgrat und rechtschaffene, derbe Männlichkeit zu besitzen. Und was war das für ein schöner, des Mannes würdiger Beruf: Kultivieren, Waldungen anpflanzen und hegen für die Zukunft! Konnte es eine nützlichere, im besten Sinne des Wortes konservativere Tätigkeit geben? Dabei unabhängig und vor allem unbehelligt. In seinem Forsthause würde man sitzen mitten im Walde, allein mit seinen Hunden und Bäumen, weitab von allen Intrigen und Schikanen. Das war das Bild, das den glänzenden Offizier und verwöhnten Hofmann schließlich von allen Zukunftsträumen am meisten beglückte.

Rüstädt wußte genau, daß sich ein solcher Traum nur verwirklichen läßt durch Arbeit. In seiner jetzigen Seelenverfassung sehnte er sich nach Tätigkeit, nach der Möglichkeit, endlich mal seine Kräfte zu erproben an einer ernsten Aufgabe, nach so langem Phäakenleben.

Er besuchte eine Forstakademie. Zu statten kam ihm dabei, daß er, ehe er in die Armee eingetreten war, das Abiturientenexamen abgelegt hatte. Zwei Jahre lang hörte er die Vorlesungen an der Akademie mit Fleiß. Sie befriedigten ihn nur teilweise. Die Vorlesungen waren meist auf ein jüngeres, harmloseres Auditorium berechnet. Sein Wissensdurst fand nicht die rechte Nahrung; er hatte nicht das Gefühl, als ob sein Gesichtskreis hier wesentlich erweitert werde. Als einer, der nicht mehr viel Zeit zu versäumen hat, wurde Rüstädt ungeduldig. Er sehnte sich aus der grauen Theorie der Lehrsäle weg in die grüne Wirklichkeit des Waldes. Angewandt wollte er dieses klug ersonnene System sehen. Vor allem wünschte er zu erproben,

wie weit er selbst imstande sei, das Erlernte in Taten umzusetzen.

Er unterbrach also den vorgeschriebenen langwierigen Lehrgang und beschloß, sich für einige Zeit einem Praktiker in die Lehre zu geben. Auf seine Erkundigungen hin erfuhr er, daß Oberförster Seltmann, was erprobte Tüchtigkeit anlange, der Erste sei unter seinesgleichen. Auch das Abgelegene des Quellenhayner Reviers sagte seinem auf Weltflucht gerichteten Geschmacke zu.

Er schrieb also an den Oberförster, legte ihm seine Wünsche dar und erhielt bald eine zusagende Antwort.

* * *

Wenn Oberförster Seltmann geglaubt hatte, er werde es in dem Freiherrn von Rüstädt mit einem verwöhnten Herrchen zu tun bekommen, das nur zu bald ein Haar in der Sache finden und sein Lehrgeld im Stich lassen werde, hatte er sich gründlich getäuscht. Schon an der Art, wie der Mann sich ausgerüstet hatte mit derber, praktischer Forstmannskleidung, sah der Oberförster, daß er keinen Gecken vor sich habe. Sehr bald merkte er auch an der Unterhaltung, daß der Baron ein ausgetragener Weidmann sei. Nun erschrak der alte Isegrimm allerdings; sollte der Mann etwa unter dem Vorgeben, hier oben forstmännischen Studien obzuliegen, gekommen sein, um ihm seine Hirsche abzuschießen? — Aber in dieser Beziehung konnte ihn Rüstädt beruhigen. Er hatte zwar seinen Drilling mitgebracht und seinen Hund, aber nur weil er sich von diesen beiden Gefährten ungern getrennt hätte. Zur Beruhigung des Alten ging er nur mit einem Stock bewaffnet ins Revier und führte „Unkas“ stets an der Leine aus.

Daß es dem Fremden mit dem Studium des Forstfaches ernst sei, sollte der Oberförster übrigens bald glauben lernen. Der Major ließ sich jeden Morgen um fünf Uhr durch seine Weckuhr aus dem Bette trommeln. Mit dem anderen Forstpersonal ging er hinaus auf die Holzschläge, wo jetzt eifrig gearbeitet wurde. Er beteiligte sich am Numerieren und Vermessen. Selbst beim Aufbereiten der Nutzhölzer legte er, um die Sache von Grund auf kennen zu lernen, Hand ans Werk. Der Oberförster überraschte ihn eines Tages, wie er in einer gestrickten Ärmelweste, gleich den Waldarbeitern, darüber her war, eine starke Fichte zu fällen.

Wenn Oberförster Seltmann zum Abnehmen und Abposten der Schläge hinausging, war der Major sein steter Begleiter. Das gab dann Anlaß zu einer zwanglosen Art von Unterricht. Seltmann war nicht besonders redselig von Natur, aber sein Schüler wußte ihn durch beharrliches Ausfragen zur Mitteilsamkeit zu bringen.

Da war einmal zu erklären, warum hier Fichten angeschont worden waren und dort Lärchen, weshalb man hier Fichte und Kiefer in schachbrettartigem Verbande gepflanzt oder in welchen Fällen Hügelpflanzung der Reihensaat vorzuziehen sei. Das wichtige Gebiet der Bodenklassen gab unerschöpflichen Stoff zu Bemerkungen. Frost und Eis verhinderten zwar in dieser Jahreszeit, in den Boden zu dringen und Proben des Erdreichs zu entnehmen, und auch die Flora: Blumen, Stauden und Gräser, die bei Beurteilung der Bodenklasse so wichtig ist, war durch die Schneedecke dem Auge entzogen, aber doch konnte der Neuling unter kundiger Führung lernen, allein aus dem Äußeren des

Stammes, seinem Umfang, seiner Länge, der Färbung seiner Rinde, dem Moos daran und manchem anderen Kennzeichen auf die Güte des Mutterbodens zu schließen, aus dem er seine Nahrung sog. Und was gab es da noch alles über die Bonitierung, den Umtrieb, die Verjüngung zu sagen! Warum man hier Kahlschlag machte und dort Plenterschlag; weshalb hier umgewandelt, da durchforstet wurde. Wie alte Fehler sich rächten; wie zum Beispiel noch nach fünfzig Jahren die Entnahme von Streu in dem kümmerlichen Stande des Holzes sich deutlich abzeichnete. Oder dort das kernfaule Holz deutete auf ungenügende Durchforstung in der Jugend zurück. Und dann die vielen kleinen Handwerkskniffe, mit denen eine geregelte Forstkultur der Natur unter die Arme greift: die Umsäumungen und Loshiebe, damit sich ein Bestand an die Freiheit gewöhnen soll, die Windmäntel, damit ein anderer vor dem Sturm geschützt werde. Das Unterbauen, auf daß der Boden stets unter Schatten bleibe, die Läuterung, damit Luft und Licht an den jungen Baum herandringe.

Und alles das wurde an der Hand von Karten und Tabellen geprüft. Ein groß angelegter Plan lag dem Ganzen zu grunde. Der Ertrag konnte auf Jahrzehnte im voraus berechnet werden. Ein Posten kontrollierte da den anderen. Das, was das willkürlichste, freieste Ding zu sein schien, das Wachstum der Bäume, ward bis zu einem gewissen Grade durch menschliche Intelligenz vorausbestimmt und festgelegt.

Es lag nicht nur Ordnung und System in diesem Getriebe, sondern wirkliche Größe. Rüstädt begriff jetzt erst ganz, warum ihm das Forstfach anziehender erschienen als irgendein anderer Beruf. Es war eine ernste Beschäftigung, würdig, eines Mannes Leben

auszufüllen. Wälder aufbauen, die man niemals mit eigenen Augen erwachsen sehen würde, Bäume anpflanzen, die kaum die nächste Generation fällen und nutzen mochte! Griff man damit nicht weit in die Zukunft hinaus? Und welche Summe von Treue, Fürsorge und Entsagung war in solch einem Walde aufgespeichert! Welch ein redendes Zeugnis war er von menschlicher Kraft und menschlichem Charakter!

Rüstädt hätte sich keinen besseren Führer wünschen können als den alten Seltmann. Der hatte mehr als die Hälfte seines Lebens hier oben zugebracht. Die Bestände unter vierzig Jahren waren vor seinen Augen aufgewachsen. Das Revier war sein Heim, sein Garten, ein Teil seines Lebens. Er selbst glich solch einem alten, knorrigen Stamme, von oben bereift, mit Flechten behangen, aber im Kernholz noch voll und zähe. Ein großer Theoretiker war Seltmann nicht, und von der Buchgelehrsamkeit hielt er wenig. Vier Jahrzehnte Praxis trennten ihn von der Wissenschaft. Aber wenn er eine Behauptung aufstellte, dann war sie begründet durch hundertfältige Erfahrung. Und gerade diese ergraute Kennerschaft hatte Rüstädt gesucht, nachdem er in den Hörsälen so viel blasse Theorie hatte in sich aufnehmen müssen.

Die beiden Männer kamen gut miteinander aus. Rüstädt sah über gewisse gesellschaftliche Mängel hinweg; denn in dieser Umgebung suchte man keinen abgeschliffenen Salonmenschen. Und der Oberförster achtete in dem Major einen Mann, der mit Fleiß und Energie bestrebt war, sich in eine ihm bis dahin völlig fremde Tätigkeit einzuleben. Dem Alten schmeichelte übrigens auch — wenn er sich das auch um keinen Preis anmerken lassen wollte —, daß eine Persönlichkeit wie der

Major, der am Hofe in einflußreicher Stellung gewesen, nun bei ihm in die Lehre ging. Er hatte in früheren Jahren so manchen Eleven gehabt, aber das waren junge, unerfahrene Menschen gewesen, bei denen die gute Lehre zu einem Ohre hinein und zum anderen hinaus gegangen war. Hier hatte er nun endlich mal einen gefunden, bei dem die Unterweisung sichtlich anschlug; und es ist immer für ältere Leute ein erhebendes Bewußtsein, im Schüler die Tradition weitergepflanzt zu sehen. Der Meister fühlt dadurch seine Persönlichkeit über das Grab hinaus fortgepflanzt.

* * *

Mit ganz anderen Augen betrachtete Anna den Gast in ihrem Hause. Man sah ihn eigentlich nur zum Mittagessen, denn die anderen Mahlzeiten nahm der Major in seinem Zimmer ein. An Unterhaltung hatte Anna durch den fremden Herrn auch nicht gewonnen; denn war es früher einsilbig zugegangen zwischen ihr und dem Gatten, so unterhielten sich jetzt die Männer über Forst und wieder Forst. Und dieses Thema interessierte die junge Frau heute ebensowenig wie vordem. Über Unhöflichkeit von seiten des Gastes konnte sich Anna nicht beklagen; er machte ihr beim Eintreten und beim Gehen stets seinen Kratzfuß, und wenn er ihr je einmal auf Treppe oder Flur begegnete, zog er den Hut so tief, daß es sie eigentlich genierte. So höflich behandelt zu werden war sie gar nicht mehr gewohnt. So viel Korrektheit hatte fast etwas Beängstigendes. Da hätte er doch lieber mal einen Blick auf ihr Kleid werfen können; es schien geradezu weggeworfen an ihn, daß sie neuerdings zum Mittagessen immer ihr Neuestes trug. Oder er hätte gelegentlich mal was erzählen

können, etwas zum besten geben von seinen Erlebnissen; ein Herr wie er mußte doch Interessantes erlebt haben! Aber auf einen solchen Einfall schien er nicht zu kommen. Anna hätte weinen können vor Verdruß über die Geringschätzung. Manches an ihm gefiel ihr trotzdem recht gut. Er kleidete sich nach Art der Forstleute, aber in Stoff, Farbe und Schnitt seiner Kleidung lag doch etwas Gewähltes, Verfeinertes. Seine ganze Erscheinung drückte Vornehmheit aus, ohne daß man zu sagen gewußt hätte, worin sie eigentlich liege. Diese Hände! Anna konnte sich nicht entsinnen, je so etwas Gepflegtes gesehen zu haben. Und wie er mit diesen Händen umging, wie er ein Glas, eine Gabel damit ergriff, als sei es eine Ehre für den Gegenstand, von ihm berührt zu werden! Und was mochte der Mann mit seinem Haar anstellen, daß es diesen seidenartigen Glanz hatte? Sie war allerdings durch Seltmann nicht verwöhnt. Er war nie sonderlich für das Feine eingenommen gewesen, und jetzt im Alter ließ er sich erst recht gehen in Kleidung, Eßweise und Ausdrücken. Anna hatte das immer mit heimlichem Kummer gesehen, ohne hoffen zu dürfen, etwas daran zu ändern. Sie war wohl selbst auch schon so geworden? Womöglich verachtete sie dieser feine Herr, sah in ihr nur eine kleine, ordinär gekleidete, schlecht frisierte Person, nicht viel besser als die gewöhnlichen Dorffrauen; wenn er sie überhaupt sah! Denn der umflorte Blick seiner grauen, träumerischen Augen glitt über sie hinweg, an ihr vorbei, als sei sie das gleichgültigste Ding der Welt. Sein Verhalten ärgerte sie auch noch in anderer Weise, als Hausfrau. Nach Tisch wurde in der Quellenhayner Oberförsterei Kaffee getrunken. Anna besaß ein echt Meißener Kaffeegeschirr von gewähltem Muster, ein Hochzeitsgeschenk.

Obgleich bereits einige Male zum Kaffeestündchen eingeladen, hatte der Major stets dankend abgelehnt: er vertrage Kaffee nicht. Sie glaubte ihm das nicht; wahrscheinlich traute er ihrem Kaffee nicht. Aber wie man durch das neue Mädchen, die an der alten Franziska Stelle angenommen war, erfuhr, kochte er sich auf seinem Zimmer Tee. Ja, er hatte verschiedene Büchsen mitgebracht, Konserven enthaltend; also die Kost war ihm auch nicht mal recht. Dabei war noch niemals im Quellenhayner Forsthause so opulent gelebt worden wie jetzt, wo man solchen Herrn in Pension hatte. Daß der Major jeden Morgen um fünf Uhr heißes Wasser zum Bade verlangte, erleichterte den Gang des Hauswesens auch nicht gerade. Von seinem Zimmer ging in den Abendstunden, wo er dort allein war, ein feiner, aromatischer Tabaksgeruch aus, der das ganze Haus erfüllte.

Anna vermied es anfangs peinlich, sein Zimmer zu betreten, das doch in ihrem Hause lag. Aber das neue Mädchen redete ihr zu, sie müsse sich einmal die Sachen ansehen, die der Herr habe. Wunderdinge wußte die Person davon zu erzählen. Endlich ließ ihr die Neugier doch keine Ruhe, und eines Morgens, als Rüstädt mit dem Oberförster ins Revier gegangen war, trat Anna in das Zimmer, klopfenden Herzens. Das Mädchen, das in den Sachen des Fremden schon ganz zu Haus war, gab die Erklärung dazu. Er ließ ja alles unverschlossen liegen: Toilettengegenstände, Geld, selbst Briefe. In einem Kasten von Olivenholz lagen Photographien aufgeschichtet, Bilder von Damen und Herren, Ansichten von Plätzen bunt durcheinander; viele trugen Unterschriften, auch solche von fürstlichen Persönlichkeiten waren darunter. In einem Etui lagen die Orden

und Ehrenzeichen. Dann gab es ein kostbares Reise-necessaire von Juchtenleder, mit Kristallglas, Silberdeckeln und Elfenbein. Auf einem an verborgener Stelle angebrachten Schilde hatte das Auge der indiskreten Hausmagd folgende Inschrift entdeckt: „Die Prinzessinnen Luise und Ernestine ihrem besorgten Reisemarschall Freiherrn von Rüstädt.“ Ferner waren da Bücher mit und ohne Abbildungen; vor allem französische Romane in gelben Umschlägen schien der Major zu bevorzugen. Auch in die Briefgeheimnisse des Herrn wollte die Person ihre Herrin einweihen, denn da seien erst interessante Geschichten drin, — aber da wurde Anna sich mit einem Male bewußt, was sie tue. Sie erschrak vor sich selbst und verließ das Zimmer, das nie wieder zu betreten, so lange der Major im Hause sei, sie sich fest vornahm.

Die Anwesenheit des Fremden hatte den Zwiespalt in ihrem Wesen vermehrt. Durch das Eintreten dieses Mannes in ihren Gesichtskreis, der aus einer fremden, glänzenden Welt gleichsam herniedergestiegen kam zu ihnen, wurde die Erinnerung an jene verfeinerte Lebensweise wieder in ihr wach gerufen, die sie in ihrer Mädchenzeit gekannt hatte. Da gingen mit einem Male viele alte Wunden in ihrem Innern auf, die nur oberflächlich verheilt waren. Warum mußte sie über all das jetzt wieder grübeln, jetzt, wo nichts mehr zu ändern war?

Sie mußte ihre Mutter anklagen, die auf dem kleinen Friedhofe des nächsten Kirchdorfes schlummerte. Ihre Mutter, der zuliebe sie diesen Schritt getan, einen Mann zu nehmen, den sie im besten Falle achten konnte, wie vielleicht eine Tochter ihren Vater achtet. Was hatte sie nun, wo ihre Mutter tot war? Ihren

Jungen! Aber auch der war ihr genommen worden. Auch Helmut stand schon da draußen in jener großen Welt, jenseits des Waldes, in der sie auch einmal gelebt hatte, die ihr jetzt wie ein verlorenes Paradies erschien. Jeder, der von da draußen zurückkam, brachte etwas mit von dem Glanz, dem Duft des wirklichen Lebens. Ja, da draußen gab es Schönheit und die Befriedigung von tausend Wünschen!

Sie war doch noch jung! Der Spiegel sagte es ihr täglich, daß sie noch nicht zu den Alten gehöre. Das Klopfen ihres Blutes sagte es ihr, das Vibrieren ihrer Nerven. Sie sehnte sich nach so vielem, was ihr das Leben noch schuldig war. Manches Glück war ihr gezeigt worden von ferne, aber so oft sie sich anschicken wollte, danach zu greifen, ward es ihr grausam entrissen.

Nun saß sie hier oben im düsteren Waldreviere wie ein Vogel hinter den Stäben seines einfachen Käfigs. Sollte das das Ende sein? Sollte sie weiter so leben in dieser zermürbenden, die Nerven auf die Folter spannenden Einsamkeit der Waldeseinöde, bis sie wirklich eine alte Frau sein würde?

In ihrem innersten Herzen glaubte sie daran selbst nicht. Es war etwas in ihr: eine Hoffnung, unausgesprochen, scheu und doch im geheimen innig von ihr geliebkost, daß es für sie noch einmal Frühling werden müsse nach so langem Winter.

## III.

Anna fühlte lebhaft Sehnsucht nach ihrem Jungen. Wie langsam die Zeit verging! Weihnachten wollte und wollte nicht herankommen! Helmut schrieb zwar hin und wieder mal aus der Pension, aber das waren

Briefe, wie sie solche Jungens eben schreiben, in Eile hingeworfen, von dem erfüllt, was sie gerade beschäftigt, ohne auf das einzugehen, was ihm die Mutter in ihren langen, gefühlvollen Briefen alles vorhielt, ganz in jenen naiven Egoismus getaucht, der jungen Menschen nun einmal eigentümlich ist.

Anna wollte mehr; sie sehnte sich nach einem warmen Tone. Sie wollte das Wort „Liebe" zwischen den Zeilen lesen. Von wem sonst konnte sie denn Liebe heischen, wenn nicht von ihrem Kinde? Sie hatte ja niemanden, würde niemanden anders haben. Zufrieden geben wollte sie sich mit ihrem Geschick, wenn ihr nur dieses Glück erhalten blieb. Das wollte sie sich nicht rauben lassen, das sollte ihr ein Ersatz sein und ein Schutz.

Auch ein anderer sah Helmuts Kommen mit versteckter Sehnsucht entgegen: der Waldläufer Schrupper. Der alte Kerl, trotzig und wenig menschenfreundlich im übrigen, hatte sich in die Liebe zu diesem Jungen mit einem gewissen Starrsinn verbissen. Er betete das schöne, zutunliche Kind an, wie alte Leute den Sonnenschein verehren, der ihr kaltes Blut erwärmt.

Schrupper hatte den Jungen eingeweiht in alle Künste und Schliche der Jägerei. Lange ehe der Oberförster seinem Sohne die alte, einläufige Perkussionsflinte in die Hand gegeben, hatte Helmut aus Schruppers Doppelzeug geschossen. Birschen, Hunde abführen, Fallen stellen, Fährten ansprechen wurden dem Sohne des Oberförsters schon mit jungen Jahren vertraute Dinge. Wenn man den Jungen nirgends finden konnte, dann wurde Schrupper gefragt, der wußte schließlich immer Auskunft über Helmuts Verbleib. Sie hatten zusammen so eine Art Banditenfreundschaft geschlossen. Manche gemeinsam begangene kleine Übertretung band sie mit

unsichtbaren Ketten aneinander. Dem „jungen Herrn" zuliebe machte sich Schrupper, der überhaupt nicht an zartem Gewissen litt, nichts aus einem Vergehen. Der Alte hätte, wenn es darauf angekommen wäre, seiner Seelen Seligkeit verkauft für den Jungen.

Helmut kam einige Tage vor dem heiligen Abend an. Anna hatte allerhand Überraschungen vorbereitet. Der Postbote, der nur einmal des Tages von der nächsten Agentur bis zur Quellenhayner Oberförsterei den weiten Weg machte, hatte in den letzten Tagen viele Pakete gebracht. Auch für den Major war einiges gekommen. Das Hausmädchen deutete verstohlen an, daß es bei dem Herrn oben wieder mal allerhand Interessantes zu sehen gebe; aber die Hausfrau verwies der Person diesmal den Vorwitz aufs strengste.

Anna wußte nicht recht, wie man es mit dem Gaste halten solle zu Weihnachten. Der Oberförster hatte gemeint, man möge ihn zu der Feier zuziehen, aber der Hausfrau war der Gedanke peinlich. Wenn sie sich von einem Fremden beobachtet wußte, war ihr alle Freude an dem Kinde verdorben. Womöglich würde der Major die Nase rümpfen; er war ja so hochmütig!

Schließlich kam alles anders, als Anna sich's vorgestellt hatte. Der kleine Helmut selbst gab den Anlaß dazu.

Von dem Tage ab, wo der Junge ins Haus kam, ging mit Rüstädt eine Änderung vor sich. Mit unverhohlener Bewunderung lag sein Blick auf dem Angesicht des anmutigen Knaben. Er redete ihn in freundlichstem Tone an; das Kind errötete, faßte sich aber bald ein Herz, durch die einnehmende Weise des Fremden beruhigt.

Daß Herr von Rüstädt so scherzen konnte, so frei und leutselig! Anna war überrascht und glaubte, einen ganz anderen Mann vor sich zu haben. Wie kameradschaftlich er den Knaben behandelte, als seinesgleichen! Wie viel glücklicher und jünger er selbst auf einmal in Gegenwart des Kindes erschien!

Es war nicht zu verwundern, daß Helmut für den Fremden eine starke Neigung faßte. Ein wie dankbares Publikum ist man doch in dem Alter und wie hat man gleich sein ganzes Herz in der Hand. Wie ein Wunder staunte der Junge zuerst den fremden Herrn an; seine Erscheinüng, seine ganze Art hatte etwas Mysteriöses, in seiner Neuheit fast Beängstigendes. Und als der merkwürdige Mann aus seiner Höhe zu ihm herabstieg und sich auf Freundesfuß stellte mit Helmut, da war es um den Jungen geschehen.

Von jetzt ab fand man ihn während des größten Teiles der Tage in Rüstädts Nähe. Er ging mit dem Major ins Revier, war bei ihm im Zimmer, so oft er dort geduldet wurde, folgte ihm auf Schritt und Tritt wie ein Hündchen.

Helmut hatte seine Angewohnheiten völlig verändert gegen früher. Schrupper konnte diesmal schön warten. Der Junge kam nicht zu ihm, nicht einmal zum Aufstellen von Fallen auf Fuchs, Marder und Iltis oder zum Wildfüttern, was in dieser Jahreszeit stets die Hauptbeschäftigung der beiden Spießgesellen gewesen war. Auch die Mutter sah nicht viel von ihrem Jungen. „Darf ich zum Herrn Major?“ das war sein drittes Wort.

Rüstädt zeigte ihm, was er an Lebenserinnerungen, Büchern und Bildern besaß, soweit dies für die Augen eines Kindes geeignet war. Und dazu wußte er mancherlei

aus dem Gedächtnis zu erzählen, was die Phantasie des lebhaften Kindes stark packte.

Zum Weihnachtsabend wurde der Major feierlich vom Oberförster eingeladen. Allerdings dürfe man sich auf nichts Großartiges gefaßt machen, setzte der Alte in seiner Biederkeit sofort hinzu, er sei hier bei einfachen Forstleuten zu Gaste, die keine großen Sprünge machen könnten. Rüstädt nahm die Einladung an und bereute es nicht. Die Freude, die der kleine Helmut bei der Bescherung an den Tag legte, half über alles Peinliche hinweg, das sonst vielleicht für ihn das Hineingezogenwerden in einen fremden Familienkreis gehabt haben möchte. Rüstädt schenkte dem Jungen seinen illustrierten „Lederstrumpf“, das einzige Buch, das er sich aus früher Lebensperiode aufbewahrt hatte, und gewann damit Helmuts Herz vollends.

Der Major stand in dem Lebensalter, wo einen das Wesen eines hoffnungsvollen Knaben mit eigenartiger Rührung und Sympathie ergreift. Man fühlt in solchem Kinde die eigene Vergangenheit grün werden. Man sieht den jungen Baum mit seinen dünnen Zweigen, seinen schlanken Jahrestrieben, wie er's nicht erwarten kann, schnell genug vorwärts zu kommen mit der neugierigen Spitze. So bist auch du einst überschnell ins Holz geschossen! Und man weiß nur zu gut, daß für den vorwitzigen jungen Schößling die Zeit kommen wird, wo auch er langsamer wachsen muß, wo fast ein Stillstand eintreten wird. Aber es tut doch wohl, dieses ahnungslose flotte Grün mit anzusehen, wenn auch ein wenig Melancholie und Resignation dabei ist. Die Jugend, die goldene Jugend! Wem schmeichelt sie sich nicht ins Herz! —

So öffnete Rüstädt denn gern die Tür seines

Zimmers, so oft er das schüchterne Klopfen hörte, welches ihm sagte, daß Helmut draußen stehe und Einlaß begehre. Er wollte auch mal Feiertag machen jetzt in der Weihnachtszeit. So angestrengt hatte er gearbeitet in dem Wirtschaftsplane, dem Hiebsplane, den Holztaxen, den Abposteverzeichnissen, Manualen und Geldrechnungen des Revieres, die ihm der Oberförster zur Verfügung gestellt hatte, daß ihm die Zahlen schließlich vor den Augen tanzten und er froh war, eine harmlose Abziehung zu finden durch seinen kleinen Freund.

Der dritte im Bunde war Unkas, der Hühnerhund des Majors. Unkas war ein irischer Setter von seltener Schönheit, brandrot, das seidige, leichtgewellte Haar mit einem leichten, ins Violette spielenden Schimmer darüber. Die Läufe bis zu den Pfoten gelblich befedert, mit langem Behang und stattlicher, leicht gebogener Rute. Wunderbar an diesem herrlichen Tiere war der Gesichtsausdruck, der in den großen, verständigen Augen vom tiefsten Ernst bis zum freudigsten Mitfühlen wechseln konnte.

Wenn der Major sagte: „Unkas ist mein lieber Freund!" so meinte er das in vollem Ernste. An Bescheidenheit und Ergebenheit übertraf das Tier sicherlich jeden Menschen. Stundenlang konnte der Hund langausgestreckt auf der Diele liegen, den Kopf mit den intelligenten Augen zwischen den Vorderpfoten, seinen Herrn unverwandt betrachtend. Dann, wenn sich der Herr ihm zuwandte, war Unkas sofort da, mit fragendem Blicke und leicht wedelnder Rute. Eine Handbewegung, ein Blick genügte, und der Hund wußte, was sein Herr wolle. Es hatte sich zwischen den beiden eine Zeichensprache ausgebildet, welche die menschliche Art, sich durch Worte zu verständigen, geradezu unnötig machte.

Dagegen mußte allerdings Waldine, die Vorstehhündin deutscher Rasse, verblassen. Sie hatte das Gnadenbrot in der Oberförsterei. Auf der Jagd war sie ihrer abnehmenden Nase wegen kaum noch zu gebrauchen. Bisher war sie Helmuts vertraute Freundin gewesen; aber seitdem Unkas mit seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit aufgetreten, war es mit dem Interesse des Knaben für die alternde Waldine aus. Das treue Tier schien die Vernachlässigung schwer zu empfinden; einigemal noch schleppte es seine rheumatischen Knochen die Treppe hinauf bis zu Helmuts Schlafstubentür und wartete dort geduldig.

Als der Junge aber an ihr vorbeischritt, achtlos ohne sie überhaupt zu sehen, da verstand Waldine, daß sie vergessen sei, und zog sich in ihr einsames Verließ im Hundezwinger zurück.

* * *

Helmut hatte das Elternhaus wieder verlassen. Der Abschied war ihm schwerer geworden denn je; der Umgang mit dem Major war etwas Außerordentliches gewesen, und nur der Gedanke, was er den „anderen" in der Schule nun alles zu erzählen haben werde von diesem Wundermanne, konnte den Jungen einigermaßen trösten.

Das Quellenhayner Forsthaus versank, nachdem der Knabe gegangen, wieder in seine dämmerige Winterruhe. Das Verhältnis der Erwachsenen, das sich durch die Anwesenheit des rotbäckigen Kindergesichts mit seinen lebensfrohen Augen leichter und vertrauter gestaltet hatte, fiel bald wieder in seine frühere genaue Nüchternheit zurück. Wieder mußte sich Frau Anna grämen, daß der Major mit ihrem Manne nur über Forstsachen

sprach und daß er für sie nichts als frostige Korrektheit übrig hatte.

In dieser Zeit wurde der Oberförster unpäßlich. Er war eines Tages bei ungünstiger Witterung leicht gekleidet ausgegangen, hatte sich erhitzt und dann im Winde gestanden. Das war selbst für seine eiserne Natur zu viel gewesen. Einige Tage lang hütete er das Zimmer auf Annas Zureden, dann litt es ihn nicht länger drinnen. Er brachte von seinem unvorsichtigen Ausgange Gliederschmerzen mit heim, und am nächsten Tage lag er mit heftigem Fieber im Bett.

Anna ließ gegen den Willen ihres Mannes, der die Ärzte haßte, den nächsten Doktor holen. Der nahm den Fall nicht leicht; es sei nicht der gewöhnliche Rheumatismus, der bei Oberförster Seltmann wie bei vielen seines Berufes zu einer Art Hausfreund geworden war, diesmal seien innere Teile in Mitleidenschaft gezogen. Der Arzt verhehlte der jungen Frau nicht, daß die Krankheit einen ernsten Ausgang nehmen könne. —

Anna erschrak in innerster Seele. Sie hatte sich in zehnjähriger Ehe so sehr an Seltmann und selbst an seine rauhen Seiten gewöhnt, daß der Gedanke, er könne ihr entrissen werden, sie mit Schauder erfaßte. Ein Gefühl großer Verantwortlichkeit kam mit einem Male über sie. Es fröstelte sie bei dem Gedanken, allein gelassen zu sein in der Welt. Was sie an ihrem Manne besitze, welch ein Schutz und Halt er ihr sei, sah sie jetzt auf einmal in klarem Lichte. Wenn sie sich auch früher manchmal mit dem Gedanken an die Witwenschaft beschäftigt hatte, so erschien ihr nunmehr diese Möglichkeit furchtbar.

Mit einem Eifer, den sie dem Gesunden gegenüber

nimmermehr an den Tag gelegt hätte, widmete sie sich der Pflege des erkrankten Mannes. Sie sann nichts anderes, als sein Wohlbefinden, wollte nichts anderes denken, als was seine Genesung befördern konnte. Sie tat mehr als ihr zuträglich war, wachte ganze Nächte hindurch, wies die Pflegerin ab, die der Doktor anbot. Mit einem gewissen Eigensinn klammerte sie sich an die Pflichten einer Gattin, als wolle sie sich dahinter verschanzen, als wolle sie Regungen betäuben, die sie von diesen Pflichten abwendig machen könnten.

Oberförster Seltmann hatte, sobald er eingesehen, daß er diesmal mit einem seiner gewöhnlichen rheumatischen Anfälle — die acht Tage selten überschritten — nicht davon kommen werde, sein eigenes Revier einem der Unterförster zur Beaufsichtigung übergeben wollen. Aber der Major ersuchte ihn, die Revierverwaltung ihm anzuvertrauen. Er glaubte inzwischen soviel gelernt zu haben, um sich die Übernahme einer solchen Aufgabe zutrauen zu können. Und der Oberförster, der Herr von Rüstädts Tüchtigkeit schätzen gelernt hatte, wollte es auf einen Versuch ankommen lassen.

Es war die Zeit im Forstjahre, wo die meisten Nutzhölzer aufbereitet werden. Rüstädts Aufgabe war also vor allem, das niedere Forstpersonal bei den Vermessungsarbeiten, dem Numerieren und Eintragen der gefällten Hölzer zu kontrollieren. Schrupper sollte den Major begleiten, um ihm zur Hand zu gehen mit Dienstleistungen.

Die Sache war nicht ganz einfach. Rüstädt fühlte sich selbst noch unerfahren darin. Um keinen Preis aber wollte er sich irgend welche Unsicherheit anmerken lassen, denn das wäre das Ende seiner Autorität gewesen bei den Leuten. Der Waldläufer ging hinter ihm

drein mit dem dümmsten Gesichte von der Welt, als verstünde er gar nichts von dem Geschäfte. Was ihm befohlen wurde, tat Schrupper zwar, aber nicht um einen Deut mehr. Sein altes, verwittertes Rübezahlgesicht ließ nichts sehen von der Schadenfreude, mit der er auf den Augenblick wartete, wo der Herr Major sich gründlich blamieren werde.

Rüstädt tat ihm den Gefallen nicht. Er besaß von Natur einen klaren Blick und verstand es, seine Aufmerksamkeit im richtigen Augenblicke auf das gerade Vorliegende zu sammeln. Mit solchen Gaben kommt der Nichtzünftige oft weiter als einer, der eingefuchst ist in alle Kleinigkeiten des Berufes. Dazu hatte er sich als Offizier die Freude am Detail angeeignet; er wußte, daß nichts, auch das Kleinste nicht, unwichtig sei im Dienst.

Er merkte sehr bald, daß die Waldarbeiter, darauf bauend, daß er Neuling sei, allerhand Nachlässigkeiten durchzupaschen versuchten. Da wurden Vorsichtsmaßregeln umgangen, die für Gesundheit und Leben der Leute von größter Wichtigkeit waren. Beim Fällen ließ man lange Stöcke stehen, obgleich Vorschrift war, den Abschnitt so tief wie möglich zu legen. Stücke, die bei sorgfältiger Auswahl sehr gut als Nutzholz verwendbar gewesen wären, wurden mit ins Brennholz gehackt, weil es den Arbeitern eine augenblickliche Bequemlichkeit verschaffte.

Natürlich stellte der Major solchen Unfug, sobald er dahinter gekommen, schnell und gründlich ab. Schwieriger war es, den Leuten auf die Schliche zu kommen, wenn sie es versuchten, falsch zu messen, um höhere Akkordlöhne zu erzielen. Die Differenzen im Maß waren oft nur geringfügig, machten aber in Menge doch etwas

aus. Allein konnte Rüstädt die unzähligen Stämme, Klötze, Stangen und Rollen unmöglich nachmessen. Aber durch zahlreiche Stichproben, die er machte, deckte er solche Unregelmäßigkeiten doch auf und beugte durch rücksichtslose Bestrafung der Wiederholung vor.

In den Pausen während der Arbeit ließ sich dann Rüstädt an dem Feuer nieder, das die Waldarbeiter unterhielten. Da saß er, wie einer von ihnen, sein Frühstück verzehrend und aus der Flasche trinkend, — nur daß er nicht, wie sie, Schnaps darinnen hatte, sondern kalten Tee. Unkas lag neben ihm, jede Bewegung seines Herrn mit klugen Augen verfolgend und geduldig auf den Augenblick wartend, wo er sein Teil an der Mahlzeit bekommen werde. Vor ihm die Flamme des Reisigfeuers, die sich gelbrot zitternd von dem dunkeln Grün des Nadelwaldes abhob. Ein wenig abseits die Holzfäller, starke, grobkörnige Gesellen, die doch so viel Respekt vor höherer Lebensart empfanden, daß sie in seiner Gegenwart nur halblaut flüsterten und ihre üblichen derben Späße mäßigten. Dem frischen Kien entströmte ein würziger Duft. Vor ihm lag der Holzschlag mit seinem grotesken Durcheinander übereinander gestürzter Stämme. Und drüber der Wald, die aufrechten Bäume, die auf das Leichenfeld herabschauten, mit flüsternden Kronen ihren Gesellen da unten ein Grablied singend.

Mit jedem Atemzuge sog man da Gesundheit ein. Das Auge versank in den ernsten, schlichten, urkräftigen Farbenharmonien der Waldlandschaft. Die eintönige und doch große Melodie, die der Wind auf jenem Wipfelmeere erklingen ließ, beruhigte die Seele, machte sie still und nachdenklich.

Wie anheimelnd war das, wie beruhigend! Was

konnte man noch mehr wollen? Rüstädt war es, als habe er nun endlich das Heim gefunden, nach dem er sich so lange gesehnt.

Er war bisher ein Mensch gewesen des äußeren Erlebens. Der bunte Wechsel der Geselligkeit hatte ihm keine Zeit gelassen, einem Zuge zum nachdenklichen In-sich-hinein-lauschen, der ihm eigen war, Folge zu geben. Und nun schenkte ihm der Wald, der selbst solch ein schweigsamer Grübler ist, diese Gelegenheit.

Es gab genug Stoff zum Nachdenken: das Leben vor allem mit seinen kleinen und großen Erlebnissen. In wie verändertem Lichte sah er alles das jetzt, wo er auf seine bisherige Welt wie aus der Klause des Einsiedlers zurückblickte. Von wie mancher seiner Handlungen erkannte er nun erst die eigentlichen Gründe. Wie vieles erschien ihm schal, was er damals als das Erstrebenswerteste betrachtet hatte. Wie gründlich war er vom geselligen Ehrgeiz geheilt. Nichts vermochten ihm jetzt noch jene Auszeichnungen, die ihm damals doch eine Art Freude bereitet, zu bedeuten, nachdem er ihre Nichtigkeit durchschaut.

Und wie waren ihm die Frauen verleidet! Er hatte die Liebe gekostet in mancherlei Form. Der Weg zu den Frauen war ihm eben nicht schwer gemacht worden. Auch für ihn gehörten — wie für die meisten Männer — jene Siege zu dem, worauf er sich am meisten zu gute tat.

Und was war ihm jetzt von alledem geblieben! Einige Erinnerungen, die er um keinen Preis der Welt hätte hergeben mögen. Im übrigen das Gedenken an eine Reihe von Schäferstunden, flatterhaft und schon verbleichend wie die Billetdoux, die er davon aufbewahrte. Und manche Demütigung war damit ver-

knüpft, manche Enttäuschung, manches bittere Gefühl. Da, wo er ernst geliebt, war er nicht befriedigt worden, und wo er nur getändelt, hatte er nur zu schnell Übersättigung empfunden.

Er glaubte, wenn er das Fazit zog solcher Erfahrungen, daß das Kapitel der Frauenliebe abgeschlossen sei für ihn, ein für allemal. Ja, er hoffte das sogar. Denn was konnte nun noch kommen für ihn, wo er doch nicht mehr zu den Jungen zählte, wo er die Eleganz der äußeren Erscheinung, die ihm sein Stand bisher zur Pflicht gemacht, vertauscht hatte mit der rauhen Einfachheit, die dem gewählten Berufe besser stand.

Und außerdem, die wenigen, wirklich vollkommenen Liebesfreuden, die er genossen, wollte er sich doch nicht besudeln lassen durch irgend welches billige und seiner nicht würdige Abenteuer. Vor einem Wegwerfen seiner Gefühle graute ihm.

## IV.

Während des Oberförsters Erkrankung gab es im Quellenhayner Forsthause keinen gemeinsamen Mittagstisch. Der Major pflegte, wenn es die Witterung irgend zuließ, seine Mahlzeiten im Walde abzumachen, wie es die Holzfäller jahraus, jahrein taten, und an den Sonntagen aß er für sich allein auf seinem Zimmer.

Als aber allmählich dauernde Besserung im Befinden des Hausherrn eintrat, da konnte er sich einer Einladung Frau Annas, wenigstens Feiertags wieder zum Mittagbrot zu erscheinen, nicht entziehen. Er legte also seinen schwarzen Rock an. Seit langem befand er sich zum ersten Male wieder allein in weiblicher Gesellschaft.

Anna war durch die angestrengte Krankenpflege sehr herabgekommen. Ganz mager und durchsichtig erschien sie dem eigenen prüfenden Blicke, als sie sich ein wenig putzte für dieses Mittagessen und sich dabei genauer im Spiegel musterte. Sie mußte daran denken, was der Arzt damals in der Stadt gesagt hatte, daß sie etwas für ihre Nerven tun müsse. Wie hatte sie sich darüber gewundert! Aber jetzt wußte sie, was Nerven seien. Bei der geringsten Kleinigkeit traten ihr Tränen in die Augen, die Knie zitterten ihr, und die Augen brannten; wirklich erquickenden Schlaf hatte sie seit drei Monaten nicht gekannt.

Dazu das Verhalten des Rekonvaleszenten, der nicht bemerkte, daß seine Frau sich opferte, alles als selbstverständlich ohne Dank hinnahm, und der, je mehr sich seine Gesundheit kräftigte, desto unleidlicher wurde. An allem, was für ihn geschah, fand er zu mäkeln und geriet außer sich, wenn ihm nicht jeder Wunsch sofort erfüllt wurde.

Schreien hätte Anna oft mögen vor innerer Spannung. Das Schrecklichste war, daß sie den trostlosen Zustand stumm ertragen mußte, ohne die Möglichkeit, irgend wem ihre Not zu klagen, ohne je ein freundliches Wort zu hören oder einen Blick des Einverständnisses zu wechseln. So arm, so bettelarm an Glück und Liebe war sie sich noch nie vorgekommen.

Rüstädt bemerkte wohl ihre Blässe und das Zittern ihrer Hand, als sie die Suppe austeilte, aber er dachte nicht weiter darüber nach; natürlich, sie hatte ja einen kranken Mann!

Überhaupt hatte er sich bisher nicht viel mit dieser Frau beschäftigt, auch in Gedanken nicht. Das einzige, das ihm stärker an ihr aufgefallen, war etwas Un-

günstiges: eine gewisse Unsicherheit, die er auf mangelnden gesellschaftlichen Schliff zurückführte. „Sie hat keine Kinderstube gehabt!" Das war das harte Urteil, das Rüstädt zur Hand hatte, mit dem er sich über Erscheinungen an ihrem Wesen hinwegsetzte, die ihm hätten zu denken geben müssen.

Aber heute stimmte ihn die unverkennbare Verwirrung der jungen Frau zu Mitleid. Er wollte ihr darüber hinweghelfen. Allen Ernstes sann er über einen Unterhaltungsstoff nach, der ihr angenehm sein konnte. Über die Krankheit ihres Mannes zu sprechen, würde ihr vermutlich wenig lieb sein. Aber sicherlich hörte sie gern von ihrem Jungen. Er hatte vor einiger Zeit einen Brief vom kleinen Helmut erhalten — beantwortet war er noch nicht —, daran knüpfte er jetzt an.

So wie er von Helmut zu sprechen begann, ging eine Änderung in Annas Zügen vor sich. Glück strahlte aus ihren Augen, die Wangen färbten sich. Er fand auf einmal, daß sie eigentlich viel anmutiger sei, als ihm bisher aufgefallen war.

Sechs Wochen noch, so rechnete sie vor, dann war Ostern, dann würde sie ihren Jungen wieder haben. Der Major lobte den Brief, den er von Helmut erhalten hatte, seiner sauberen Handschrift und seiner netten Gedanken wegen. Er meinte, Helmut sei gut beanlagt und werde gewiß einmal ein tüchtiger Oberförster werden.

Während er darüber in scherzendem Tone sprach, verdüsterten sich die Züge der jungen Frau mehr und mehr. Eine wunde Stelle mußte bei ihr berührt worden sein. Er schwieg befremdet.

„Nein, Förster soll Mutchen nicht werden," meinte Anna, „wenigstens ich wünsche das nicht."

„Schließlich, das läge doch nahe!“ erwiderte Rüstädt. „Er ist in einem Forsthause aufgewachsen und hat Interesse für Wild und Wald. Was gäbe es denn auch Schöneres auf der Welt!“

Anna schüttelte den Kopf, schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber.

„Sie scheinen anderer Ansicht zu sein, Frau Seltmann?“ fragte Rüstädt, dessen Neugier durch ihr merkwürdiges Verhalten nun doch rege geworden war.

„Ich kann diesen Wald nicht ausstehen!“ platzte sie auf einmal heraus, dabei einen Blick nach der Tür des Nebenzimmers werfend, wo ihr Mann lag. Rüstädt hatte ein völlig neues Gesicht vor sich, das ihn durch die Leidenschaftlichkeit seines Ausdrucks bestürzt machte.

„Sonderbar!“ sagte er, um nur etwas zu sagen. „Andere Leute sehnen sich nach dem Walde und seiner Schönheit.“

Sie hatte auf diese Bemerkung eine Geste der Verachtung. Daß es ihr mit ihren Worten ernst gewesen, sah er an den Tränen, die mit einem Male in ihren Augen erschienen.

„Vielleicht fühlen Sie sich etwas weggesetzt hier oben,“ sagte er, bestrebt, auf ihre Gedanken einzugehen. „Ich gebe zu, es mag sein Unangenehmes haben zuzeiten, zum Beispiel jetzt, wo Ihr Mann erkrankt ist. Aber schließlich, dafür haben Sie hundert andere Annehmlichkeiten als Ersatz . . .“

In diesem Augenblicke machte sich der Kranke im Nebenzimmer bemerkbar. Die Hausfrau stand vom Tische auf und begab sich zu ihm, den Gast allein lassend.

Wider Willen wurde Rüstädt Ohrenzeuge eines ehelichen Zwistes. Der Oberförster wollte durchaus von einem Gericht essen, das der Arzt verboten hatte. Anna

stellte ihm vor, daß die Speise sich nicht mit der Medizin vertrage. Aber Seltmann blieb eigensinnig auf seinem Willen bestehen. Die Worte, die er dabei gebrauchte, waren nicht gerade von der feinsten Art. Seinen Willen setzte er aber schließlich durch.

Der Major achtete den Oberförster als einen ganzen Mann, ja, er verehrte den alten Isegrimm; aber Seltmanns neueres Verhalten befremdete ihn. Das war nicht mehr Knurrigkeit, wie sie das Alter des Mannes und seine Krankheit hätten entschuldbar erscheinen lassen, das war Mangel an Zartgefühl, starkes Sich-gehen-lassen. Ihm war die ganze Szene äußerst peinlich. Unwillkürlich stellte er sich auf seiten des schwächeren Teiles. Seine Ritterlichkeit empörte sich, da er eine Wehrlose leiden sah.

Nach einiger Zeit kam Anna wieder zurück, verstimmt und verlegen. Sie bat um Entschuldigung; dabei traten ihr erneut Tränen in die Augen. Dann blickte sie zum Fenster, seinen Blick vermeidend, und Rüstädt hörte ihr Atmen.

Er wollte ihrem Kummer nicht auch noch die Beschämung hinzufügen. Als sei nichts geschehen, als habe er nicht das geringste bemerkt, begann er zu plaudern.

So war er auf einmal mitten drin im Erzählen von seinem früheren Leben; er gab Reiseerlebnisse, Anekdoten, dies und jenes aus der Gesellschaft und vom Hofe zum besten.

Er hatte sich nicht verrechnet. Bald saß ihm die junge Frau gegenüber, mit freudig belebtem Gesichte seinen Worten lauschend, ganz beherrscht von dem neuen Eindrucke, aller Kummer weggewischt. „Eine echte Frau!“ dachte er. Wie leicht war es doch, in

solchem Gemüte Regen und Sonnenschein abwechseln zu machen.

Man mochte zu den Frauen stehen, wie man wollte, es tat doch wohl, in solcher Gesellschaft zu sein, nachdem man so lange nur immer die rauhere Luft geatmet, die den Mann bei der Arbeit umgibt. Mal wieder die linde Atmosphäre, die eine Frau um sich verbreitet, — wie wohlig wurde einem dabei zumute! Das sanftere Organ, die gefälligeren Formen, all das Ästhetische zu genießen, das für den Mann seine liebenswerteste Verkörperung im Weibe findet. Rüstädt hatte das nicht mit Bewußtsein entbehrt; aber wie der musikalische Mensch, wenn er einige Zeit keine Musik gehört, elektrisiert wird vom Klange der ersten Geige, so ging es ihm hier. Eine Saite in seinem Innern, die lange unberührt geblieben, wurde in Schwingungen versetzt. Kleine Züge: ein Blick, der Tonfall der Stimme, ihr Lächeln, ihr Erröten erinnerten an Altbekanntes, Längsterlebtes. Wehmütiges Erinnern, fast wie Mitleid mit sich selbst, überkam ihn.

Als ihn die junge Frau bat, nach Tisch eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken, folgte er gern dieser Einladung. Und da sie ihn selbst zum Rauchen aufforderte, sprang er hinauf, um sich seinen türkischen Tabak zu holen. Er kam zurück, ein Album unter dem Arm, das er Anna vorlegte. Von der Mutter anfangend, erzählte er ihr dann, wen die einzelnen Bilder darstellten. Anna folgte ihm mit offenem Munde.

Der armen kleinen Frau wirbelte es im Kopfe. Von jeher hatte sie geheime Bewunderung für die ihr fremde Welt der vornehmen Leute empfunden. Und wie dieser Mann davon sprach! Leichthin scherzend nannte er Namen hochgeborener Personen; alles das,

wovor sie eine an Scheu grenzende Ehrfurcht empfand, erschien ihm als das Alltäglichste der Welt. Sein Wesen konnte einem den Atem versetzen!

Wie lächerlich eng und ärmlich mußte einem Manne, der solche Dinge erlebt hatte, hier alles vorkommen! Sie hätte in den Boden versinken mögen vor Scham, ihrer Kleidung, ihres einfachen Hausrats halber. Aber dann wieder fühlte sie aus seinen Worten heraus, daß er nicht hochmütig sei. Er prahlte nicht mit seinen Bekanntschaften und Erlebnissen; im Gegenteil, eine gewisse Geringschätzung ließ er für all das durchblicken. Es schien ihm ernst zu sein mit seiner Behauptung, daß er sich nirgends wohler gefühlt als hier oben in der Einsamkeit des Quellenhayner Reviers.

Seltsamer Mann! Wenn sie an seine bisherige Verschlossenheit dachte und daß sie eine Art von Angst vor ihm gehabt, weil er gar so ernst und zugeknöpft gewesen, mußte sie sich wundern über solche Wandlung. Heute plauderte und lachte er so natürlich und herzlich, daß er gar nicht anders konnte, als mittun. Und bei alledem diese gewählten Formen, die edle Sprache, die Höflichkeit, die er in Blick, Geste und Anrede zu legen verstand! Anna glaubte, so etwas noch nie erlebt zu haben. Es machte sie nur anfangs ein wenig verlegen, dann aber kam sie über ihre Befangenheit hinweg, und schließlich genoß sie die Anmut dieses Verkehrs mit wonnigem Behagen und wünschte sich nichts Besseres.

Als sich Rüstädt verabschiedete, um, wie er sagte, noch einen Gang in den Forst zu unternehmen, blieb sie auf ihrem Platze zurück wie verzaubert. Jedes Wort der Unterhaltung wiederholte sie sich. Es war eigentlich gar nichts so Außergewöhnliches gesprochen worden, nichts von Belang hatte sich ereignet; und doch

erschien es ihr, als sei heute in ihr Leben etwas Neues eingetreten. Wie einem Kinde ging es ihr, das durch einen schmalen Spalt Einblick bekommen hat in das Weihnachtszimmer.

Wie geistesabwesend ging sie den Rest des Tages umher, verträumt war sie die ganze Woche über. Mit einer verstohlenen Freude, die sie sich nicht recht eingestehen wollte, und doch auch mit innerem, bangem Erzittern sah sie dem nächsten Sonntage entgegen, der sie wieder mit dem Major zusammenführen würde.

Für Rüstädt war dieses Mittagessen und das Plauderstündchen nachher nur ein kurzes, schnell erledigtes Zwischenspiel gewesen, an das er kaum einmal flüchtig zurückdachte. Am Sonnabend ließ er der Hausfrau durch das Mädchen mitteilen, daß er am Sonntag nicht zu Tisch da sein werde.

Noch einmal war der Schnee gefallen, obgleich man bereits tief im März war. Der Major hatte sich ausgedacht, im Schlitten nach einem bekannten Aussichtspunkt jenseits der Landesgrenze zu fahren. Welch bittere Enttäuschung er damit der Hausfrau bereite, ahnte er nicht.

## V.

Dem Schneefall war bald Tauwetter gefolgt. Die Zeitungen meldeten vom Steigen der Flüsse und von Wasserfluten, die drunten in der Ebene viel Schaden angerichtet haben sollten. Hier oben merkte man davon nichts; der Wald mit seinem moosigen Grunde sog das Schneewasser in sich ein und speicherte es vorsichtig auf, recht wie ein kluger Hausvater, der in Zeiten des Überflusses an magere Tage denkt, um später, wenn die Ebene

in Sommerdürre lechzt, von seinem Vorrate abgeben zu können.

Noch lag an schattigen Stellen in Abgründen und Schluchten der Schnee, aber am Waldesrande nach Süden zu, wo die Sonne anprallte, befreite sich schon junges Leben.

Die Anemonen gucken hervor. Ihre Pracht ist vergänglich wie Kindesschönheit; milchzart sind sie, im Blühen schon welkend, man würde sie gänzlich übersehen, wenn ihrer nicht so viele beieinander stünden. Ihre Geschwister, die Himmelschlüssel, halten noch zurück. Die Grashalme dagegen beginnen sich zu recken, jeder für sich, als wäre er was Rechtes. Es ist ein Leben und Streben des kleinen Volkes. Die Bäume sind noch tot oder scheinen wenigstens so; sie wollen sich die Maskerade zu ihren Füßen eine Weile mit ansehen, ihre Zeit kommt später. Erhaben blicken die hohen Fichten drein, sie haben den Rummel nun schon manch liebes Jahr gesehen; auf den Winter muß Frühjahr folgen, sie wissen es ganz genau, wozu sich so beeilen! — Die Salweide ist allen voraus auf dem Plane mit honiggelben und silbergrauen Kätzchen. Sie nimmt die Zeit wahr. Jetzt ist sie noch die Vielgesehene, die Allbewunderte; später, wenn sich aus ihrem Schmucke erst die unscheinbaren Blätter entwickelt haben werden, dann wird sie zum Aschenbrödel unter den schöneren Geschwistern. Auch mit der Birke geht etwas vor. Wie ein Schleier liegt es über ihrer jungfräulichen Gestalt. Überzart, spröde, durchsichtig, ein wenig gebückt steht der weiße Stamm, gekrönt von dem lila schimmernden Rutengewirr des Wipfels. Sie scheint selbst nicht zu wissen, wo das mit ihr hinaus will: diese tausend schwellenden Triebe zum Aufbrechen bereit. Bald wird auch sie in

Blüte stehen, hell leuchtend, lieblich und keusch mitten im Ernste des Schwarzholzes, wie ein Mädchen, das sich unter Männer verirrt hat.

Der Wald wartet, der treue Wald! Der Lenzeshauch, der jetzt mit seinen Wipfeln spielt, schmeichelt ihm nur; ganz anders hat der Wintersturm zu ihm gesprochen. Da ging es ums Leben. Wer da nicht stark war in Kern, Splint und Wurzelwerk, der lag, ehe er sich's versehen, zerschmettert am Boden.

Noch wirbelt eine Menge alten Laubes umher, friedlos, ratlos, jedem Windstoße preisgegeben — landstreichendes Volk, ohne Heimat.

Krähen stolzieren auf der nassen Wiese. Der Hase geht seinem verliebten Treiben im Unterholze nach, wo so leicht kein Auge hindringt. Die ersten Sänger üben schüchtern ihre Kehlen. Es ist Vorfrühling. Alles noch jugendlich schülerhaft, nur so versuchsweise. Das Große soll erst noch kommen, das fühlen auch diese Kleinen.

Über den Bergen liegt ein Dunst, milchweiß ist der Himmel, die Erde buntscheckig, braun der Sturzacker, gelbgrau Stoppel und Brache, dazwischen hie und da eine saftgrüne Wintersaat. Dieses Grün, so prächtig leuchtend unter all den alten, toten, schmutzigen, bleichsüchtigen Tönen. Wie sich das so hat unter der Schneedecke entwickeln können! — Man kann auch leben in Kälte und Finsternis, abgeschlossen von allem Licht, aller Freiheit, fern aller Wärme, unter eisiger Decke.

Einmal muß der Schnee ja doch schmelzen, einmal wird die Saat den blauen Himmel über sich lachen sehen, einmal muß es doch Frühling werden . . .

Anna sah von diesen stillen Wandlungen des Lebens nichts. Seit Monaten vegetierte sie in der dumpfen

Luft des Krankenzimmers. Und doch stieg ihre tief gesunkene Zuversicht und Lebensfreude unmerklich, unaufhaltsam, wie der Saft im Baume steigt aus unerforschter Quelle, von wunderbaren Kräften getrieben und angezogen, bis er alle Zweige erfüllt hat hinauf zu den äußersten Enden. Auch sie stand voll zurückgedrängter Lebenslust, bereit zum Grünen, des Sonnenblickes wartend, der alle ihre Blüten mit einem Male wachküssen würde.

Träumerisch und in sich gekehrt ging sie einher all die Zeit über. Die häuslichen Pflichten erfüllte sie mit Hingabe. Mit zarterer Hand noch als vordem pflegte sie den Rekonvaleszenten. Innige, feierliche Frömmigkeit erfüllte sie allen Menschen gegenüber. Als trage sie Feiertagskleidung, so kam sie sich selbst vor; als schwebe etwas in der Luft wie Veilchenduft war es ihr zu Sinne. Alles schien gewandelt, verjüngt, jedes Ding, jeder nüchterne Vorgang hatte an Bedeutung gewonnen. Sie stand mit einem Male von Ehrfurcht ergriffen vor dem Leben, das so viel besser war, als sie es je geahnt.

An die Zukunft dachte Anna nicht, wollte sie nicht denken. Sie begehrte nichts, die Gegenwart war so schön. Was etwa noch kommen konnte, mußte ja den zarten Schleier, der jetzt die Dinge umgab, zerstören.

Sie sah den Major nur ganz selten. Früh in zeitiger Morgenstunde hörte sie ihn sein Zimmer verlassen und die Treppe hinabgehen. Dann pflegte er den Hundezwinger zu öffnen, um Unkas herauszulassen. Anna konnte das von ihrem Zimmer aus sehen. Dreißig Schritt nur von ihr entfernt stand er da unten, nicht ahnend, daß er beobachtet werde. Wie der Hund wedelnd an ihm emporsprang, außer sich vor Freude,

den Herrn wieder zu sehen, wie der Herr sich zu dem edlen Tier niederbeugte, es zu liebkosen. Sie konnte sich an dem einfachen Vorgange, der sich jeden Morgen wiederholte, nicht satt sehen.

Dem Manne, den ihre Gedanken so umschwebten, zu begegnen, vermied sie. Sie scheute sich vor dem Zusammensein mit ihm. Mußte er ihr nicht ansehen, wie es mit ihr stehe!

Ganz für sich wollte sie ihr Geheimnis behalten, es behüten, davon zehren, aber von keinem Auge seine Heimlichkeit entweihen lassen.

Oberförster Seltmann war jetzt wieder so weit hergestellt, daß er an sonnigen Tagen, gut verwahrt, in der Laube vorm Hause sitzen konnte. Hier empfing er die Frühjahrssonne, die seinen alten Gliedern wohl tat, aus erster Hand. Rüstädt suchte ihn dort gelegentlich auf und berichtete ihm über den Fortgang der Kulturarbeiten. Der Alte erteilte seine Anweisungen und Befehle: daß dort Hügelpflanzung gemacht werden müsse, während an einer anderen Stelle Saat angezeigt sei; wo Fichte, wo Kiefer, wo Tanne hinkommen solle.

Jetzt im Frühjahr drängte die Arbeit, und Seltmann verwünschte oft genug mit kräftigen Ausdrücken sein Leiden, das ihn gerade in dieser wichtigen Zeit dem Forste fern hielt. Rüstädt übernahm gern die Beaufsichtigung der Pflanzerkolonnen. Eintönig schien es zwar, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht dazustehen und einem Haufen Weiber und halbwüchsiger Kinder auf die Finger zu sehen, daß die Entfernung der einzelnen Pflanzen genau innegehalten, die Hügel nicht zu niedrig angehäuft, die Bäumchen richtig in das Erdreich eingedrückt und die Wurzeln mit Boden bedeckt würden. Aber auch hier half ihm wieder die

Freude an der Sache, welche ihm nichts unwichtig erscheinen ließ.

So hatte Rüstädt noch nie das Erwachen der Natur beobachten können wie in diesem Frühling, so aus nächster Nähe. So hatte er sich selbst noch nie als ein Teil gefühlt der wachsenden, sich verjüngenden Welt. Die milden Lüfte umschmeichelten ihn wie die Wellen eines linden Bades, er fühlte, wie die Liebkosung eines jeden Sonnenblickes auch in ihm etwas hervorlockte: ein Keimen und Sprossen, das die Hüllen sprengen wollte, ein Pochen des Blutes, ein machtvolles Emporquellen aus dem innersten Grunde allen Seins.

Wenn sein Blick über die feinen Konturen der fernen Berge schweifte, Formen, die ihn in ihrer edlen Keuschheit oftmals entzückt hatten, dann fühlte er, daß ihn das heute nicht befriedige. Er wollte etwas ihm Näheres, eine minder kalte, nicht unerreichbare Schönheit. Und wenn abends der Ruf der Holztaube aus den Wipfeln erklang, ein langgezogener gurrender Laut, der um Erhörung warb, dann wußte er, was es sei, fühlte er eine leere Stelle, ein sehnendes Verlangen, fast wie einen körperlichen Schmerz.

Was für ein Tor man doch war! In seinem Alter noch nicht über dergleichen hinaus zu sein! Und doch, was konnte der Mensch dafür, wenn auch in ihm wie in Grashalm, Baum und Tier der Frühling den Kreislauf des Lebenssaftes beschleunigte! War es ein Unrecht, die Natur ihre stillen Wunder wirken zu lassen?

* * *

Helmut war zu den Osterferien eingetroffen. Er zeigte sich vom ersten Tage ab merkwürdig still und machte nicht den Eindruck eines Jungen, der, auf vierzehn

Tage vom Schulzwange befreit, im Elternhause Freiheit genießen darf.

Natürlich fiel der Mutter sein verändertes Wesen auf. Sie nahm den Jungen beiseite und fragte ihn aus. Nach einigem Zögern und Winden kam es denn heraus: er hatte keine guten Zensuren.

Mit Ach und Krach war er versetzt worden. In Aufmerksamkeit und Fleiß hatte er „ungenügend", und in einem Briefe, den ihm sein Pensionsvater an die Eltern mitgegeben, stand zu lesen, daß Helmut, nachdem er bisher stets Eifer an den Tag gelegt, sich im letzten Quartal auffällig zerstreut und nachlässig gezeigt habe. Zurückgeführt wurde diese Wandlung auf allzu eifriges Lesen von Indianergeschichten, die dem Jungen den Kopf völlig verdreht hätten.

Das war nun freilich schlimm! Unter Tränen versprach der Junge seiner Mutter, daß er sich in Zukunft bessern wolle. Sie war ihm nicht einen Augenblick böse, die schlechte Zensur machte auf sie nur geringen Eindruck. Aber mit Helmut fürchtete sie sich vor dem Vater, der keinen Spaß verstand. Wie würde er die Nachricht aufnehmen, gerade jetzt, wo er besonders grillig und leicht erregt war! Die größte Angst hatte sie davor, daß sich der Oberförster wieder an seinen Verwandten, Pastor Waibel, wenden könne, der ja damals Helmuts Entfernung aus dem Elternhause veranlaßt hatte. Dieser Herr war in letzter Zeit mehr als einmal dagewesen, um den Kranken zu besuchen und zu trösten, — wie Anna, die ihm nie viel Gutes zugetraut hatte, aber stillschweigend annahm: um zu schnüffeln. Wenn sich Pastor Waibel etwa in die Sache mischte, dann wußte sie genau, daß der Ausgang für ihren Jungen schlimm sein werde.

Guter Rat war teuer. Sollte man den Brief mit seinem bösen Inhalt vielleicht zu verheimlichen suchen, bis Mutchens Ferien vorüber, damit der Zorn des Oberförsters dann nur sie treffen könne und nicht mehr das Kind? Und doch auch widerstand es ihr, den Jungen zum Mitwisser solcher Heimlichkeiten zu machen. Wenn ihr nur jemand hierin hätte einen Rat geben können!

Auch der Major merkte etwas. Das gedrückte, kopfhängerische Wesen des Knaben, der doch früher so offen und lebenslustig gewesen, fiel ihm auf. Aus Helmut selbst war nichts herauszubekommen. Rüstädt fragte daher eines Tages die Mutter, als er sie zufällig begegnete, darüber aus.

Anna zögerte mit der Antwort; seine Anrede kam ihr zu überraschend, verwirrte sie völlig. Und doch durchzuckte es sie freudig, daß er ihr Gelegenheit bot, ihr Herz auszuschütten. Denn im geheimen hatte sie keinen heißeren Wunsch, als sich ihm anzuvertrauen. Wenn es einen Menschen gab, der hier helfen konnte, so war er es, er mit seinem feinen Takt, mit seiner vornehmen Herzensgüte!

Sie hatte überhaupt ihm gegenüber das Gefühl, daß er vieles in ihrem Leben zurechtrücken könne, wenn er nur wollte. Woher ihr die Zuversicht kam, wußte sie nicht, aber eins stand für sie fest: er war gütig und freundlich. Sie sah es seinen Augen an, fühlte es aus seinem Lächeln heraus, erkannte es an tausend kleinen Zügen, die nur eine Frau beobachtet: er war ein guter Mensch. Ihm konnte man Vertrauen schenken, ihm durfte man glauben. Er würde gewiß auch hierin das Rechte für sie finden!

Nachdem der erste Schreck über seine unvermutete

Anrede gewichen, war ihr die Zunge gelöst. Sie sprach offener, als sie es selbst jemals für möglich gehalten hätte zu ihm, über eine Angelegenheit, die doch zu den intimeren des Familienlebens gehörte.

Rüstädt nahm sofort lebhaften Anteil an der Sache. Er fühlte sich selbst in gewissem Grade schuldig an Helmuts Mißgeschick; denn er war es ja gewesen, der dem Jungen zu Weihnachten den „Lederstrumpf“ geschenkt hatte. Die Folgen taten ihm herzlich leid. Auch die Sorge der Mutter begriff er und vermochte sie mitzufühlen. Er wünschte, wenn es irgend anging, eine harte Züchtigung von seinem jungen Freunde fernzuhalten. Aber gegen den Gedanken, dem Vater die unangenehme Nachricht vorzuenthalten, war er durchaus eingenommen. Das würde einer Unterschlagung gleichkommen, die sich früher oder später doch bestraft machen werde. Aber er erklärte sich bereit, die Vermittelung beim Oberförster zu übernehmen. Da er selbst ja die unschuldige Ursache gewesen zu dem Unglück, wollte er auch die Folgen auf seine Kappe nehmen. Er würde also vor den Vater treten, ihn mit dem unerfreulichen Inhalt des Briefes und der Zensur bekannt machen und, wenn nötig, das Strafgericht verhindern.

Die Dankbarkeit, welche die junge Frau an den Tag legte, erschien dem Major etwas überschwenglich. Was für sonderbare Wesen waren doch diese Frauen! Sie zitterten vor einem Nichts, das die Phantasie zu einem Ungeheuer aufgebauscht hatte; über einem drohenden Wölkchen, das sich zeigte, konnten sie all Fassung verlieren, und die Aussicht auf eine glückliche Wendung versetzte sie sofort wieder in den siebenten Himmel.

Dem Oberförster gegenüber hatte Rüstädt keinen

allzu schwierigen Stand. Seltmann war einer von denen, die für das ruhige Wort eines vernünftigen Mannes stets offene Ohren haben, während ihn die unausgeglichene Art der Frauen mit ihren Gedankensprüngen verstimmte und widerhaarig machte. Als der Major ihm die Sache auseinandergesetzt und dabei seine eigene Mitschuld nicht übergangen hatte, fand der alte Mann gute Laune genug, zu erklären, daß er diesmal Gnade für Recht ergehen lassen wolle, da der Junge solche Fürsprache gefunden habe.

Natürlich vermehrte dieser Zwischenfall die Verehrung, welche Helmut für den Major hegte, noch um ein Großes. Rüstädt aber beschloß, seinen Einfluß auf das Kind zu benutzen, um es zum Guten zu leiten. Er nahm dem Jungen das Versprechen ab, sich eine Zeitlang jeder zerstreuenden Lektüre zu enthalten. Den Ehrgeiz des leicht beweglichen Knaben wußte er zu entzünden, indem er ihm ausmalte, wie erhebend das Gefühl sein werde, wenn er zum nächsten Halbjahrswechsel bessere Zensuren heimbringe, als er je zuvor gehabt. Ja, er ließ sich so weit herab, den Jungen bei den Ferienarbeiten zu unterstützen, ihm zu helfen, daß er die Scharte auswetze.

Das drohende Ungewitter hatte sich also dank dem Eingreifen des Majors in hellsten Sonnenschein verwandelt.

Dankbarer noch als das Kind war ihm die Mutter, die ihren Glauben bestätigt gefunden hatte.

* * *

Einer der Unterförster des Quellenhayner Forstes feierte seine silberne Hochzeit. Oberförster Seltmann wünschte, daß seine Frau für ihn dazu gehen solle, da

er selbst noch nicht so weit hergestellt war, um sich die Teilnahme an einem solchen Feste zu gestatten.

Anna ging ungern; sie wußte, welcher Art die Geselligkeit sei, die sie dort zu erwarten hatte. Sie war mit den Frauen der Forstleute ringsum nie recht warm geworden, und der derbe Ton, der unter den Männern herrschte, war ihr ein Greuel.

Auch Major von Rüstädt war eingeladen worden. Er hatte angenommen, weniger der Unterhaltung wegen, an der ihm nichts gelegen war, als in dem Wunsche, bei dieser Gelegenheit einmal die Vertreter der grünen Farbe in zwangloser Weise kennen zu lernen.

Es war an einem Sonntag. Helmut war bereits aus den Ferien in die Schule zurückgekehrt. Anna ließ sich von Schrupper fahren. Rüstädt, dem ein Platz im Wagen angeboten worden, zog es vor, bei herrlichem Frühjahrswetter zu Fuß zu gehen. Er kannte die alte Chaise zu Genüge und wußte, daß auf schlechten Waldwegen darin zu kutschieren kein Vergnügen sei. Auch scheute er sich vor einer stundenlangen Fahrt in Gesellschaft der Frau Oberförster. Die Sache konnte ihre Längen bekommen, denn viel zu sagen hatte man sich ja doch nicht.

So ein einsamer Gang durch den Wald, allein mit Unkas, der nicht störte, beim Genießen eines schönen Bildes nicht durch das weibliche „Ach, wie reizend!" aus jeder Stimmung geworfen — das war sein Glück, seine Leidenschaft. Er kannte in seiner gegenwärtigen Verfassung keinen innigeren Wunsch, als den Rest des Lebens in dieser beschaulichen, einfachen Weise zu verbringen, unbelästigt durch die komplizierten Ansprüche, welche die große Welt da draußen an einen stellte, ungestört auch durch Begierden, die das Gemüt beunruhigten und verwirrten.

Rüstädt kam als letzter der Geladenen. Er fürchtete beinahe, daß man auf ihn gewartet habe. In einem nicht allzu großen Zimmer, wie es eine Försterei eben bietet, fand er eine für den Raum viel zu zahlreiche Gesellschaft versammelt. Meist waren es Forstleute mit ihren Ehehälften. Männer, denen Gesundheit und Abhärtung aus dem wettergebräunten Angesicht strahlte; stattlich und schmuck nahmen sie sich aus in ihren grünen Uniformen. Rüstädt und Pastor Waibel waren die einzigen Schwarzröcke in der Gesellschaft.

Man hatte Herrn von Rüstädt den Ehrenplatz gegeben, neben der Silberbraut. Ihm zur Linken war die Frau Pastorin gesetzt worden. Man saß sehr eng und seinem Gegenüber nahe an einem schmalen Tische, der sich durch die offene Tür ins Nebenzimmer erstreckte.

Die Unterhaltung war von vornherein laut. Zwischen den einzelnen Gerichten gab es lange Pausen, die von den Gästen dazu benutzt wurden, manchen mehr oder weniger launigen Trinkspruch auszubringen. Besonders Ausgiebiges leistete darin der geistliche Herr, der gleich nach der Suppe das Jubelpaar hatte leben lassen und nun bei jedem weiteren Gange mindestens eine Rede hielt. Auch der Major fiel ihm zum Opfer, den er als einen „aus der auserlesenen Zahl der wenigen Begünstigten, den Stufen des Thrones Nahestehenden" bezeichnete. Rüstädt war von solchem Ruhme wenig angenehm berührt.

Noch unangenehmer aber wurde ihm das Verhalten seiner Nachbarin, der Gattin des Geistlichen. Diese Frau hatte es sich in den Kopf gesetzt, von Herrn von Rüstädt zu erfahren, warum er den Hofdienst quittiert habe.

Der Major versuchte, um so indiskreten Aus-

forschungen zu entgehen, ein Gespräch mit der Hausfrau zu seiner Rechten anzuknüpfen; aber das war nicht so leicht, denn diese gute Frau befand sich in steter Sorge um den Gang des Mahles. Bald fürchtete sie, daß eines von den Mädchen eine Schüssel fallen lassen könne, dann wieder war sie in Angst, daß ein Gericht nicht zureichen werde. Ein paarmal während des Essens stand sie auf, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen.

Mit solchem Quecksilber eine Unterhaltung in Fluß zu halten, war schwer, und so fiel denn Rüstädt immer wieder der redseligen Pastorin zum Opfer. Sie begann über Seltmanns zu sprechen, die sie ja als Verwandte ihres Mannes genau kenne. Die Dame verbreitete sich über frühere und jetzige Vorgänge im Quellenhayner Forsthause, über das sie äußerst genau unterrichtet schien. Haarklein erzählte sie Annas Vorgeschichte, nach der niemand sie gefragt hatte, schilderte das Leben in Annas Elternhause, das sie als leichtfertig und üppig bezeichnete, die Hoffart des jungen Dinges, das mit mehr als einem Manne kokettiert habe. Dann war der plötzliche Tod des Vaters gekommen, mit dem pekuniären Zusammenbruche im Gefolge. Nun waren die Freier natürlich weggeblieben. Anna mußte Gott danken, daß Seltmann sie schließlich noch zur Frau genommen. Statt aber dafür dankbar zu sein, spiele sie die Hochmütige. Mit niemanden in der Gegend habe sie Verkehr, nichts sei gut genug für sie, dem Oberförster mache sie das Leben schwer.

Rüstädt hatte wiederholt versucht, der giftigen Klatschsucht dieser Dame Einhalt zu tun, — vergeblich! Die Worte flossen ihr in halblautem Getuschel wie Honigseim von den Lippen. Bei dem lauten Durch-

einanderſprechen, dem Klappern von Meſſern, Tellern und Gläſern ſtand nicht zu befürchten, daß jemand ſie hören werde. Aber wie alle feinfühlenden Menſchen empfand auch Rüſtädt ein ſtarkes Gefühl der Beſchämung für jedes Zeugnis niedriger Geſinnung, das andere ihm gegenüber an den Tag legten. Das, was er hier über Frau Seltmann zu hören bekam, ließ ihn völlig unbeeinflußt; er glaubte der Erzählerin nicht, der Grund ihrer Entrüſtung war zu durchſichtig.

Im Gegenteil, in dieſer Beleuchtung geſehen, erſchien ihm Anna nur um ſo ſympathiſcher. Die Ärmſte! Jetzt verſtand er ihre Abneigung gegen das Leben hier, gegen ihre Umgebung. Sie war eine ganz andere Atmoſphäre gewöhnt, war eine Pflanze, die, an einen rauhen Standort verpflanzt, nicht gedeihen konnte.

Unwillkürlich ſchweifte ſein Blick nach der Richtung hin, wo Anna ſaß. Nein, wirklich, ſie paßte nicht in dieſe Umgebung! Offenbar litt ſie unter dem Lärmen und den derben Späßen, die jetzt, wo der Wein die Zungen zu löſen begann, ſich ungeniert hervorwagten.

Man konnte Frau Anna nicht nachſagen, daß ſie übertrieben elegant geweſen ſei, und von der Hoffart und Eitelkeit, welche die Paſtorin ihr nachſagte, ſah man nichts an ihrem äußeren Menſchen; aber doch ſtach ſie von ihrer Umgebung ſtark ab. Für ihre zarten Farben und den feinen Schnitt ihres niedlichen Köpfchens bildeten die Erſcheinungen der ſicherlich ſeelensguten, aber herzlich plumpen Förſtersfrauen mit ihren geröteten Wangen und plumpen Taillen den denkbar günſtigſten Gegenſatz.

Mit einem Male fühlte Rüſtädt ein ſtarkes Intereſſe in ſich erwachen für dieſes Weſen. Schade! —

Unwillkürlich ergriff ihn Bedauern, daß so viel Anmut ungenossen verkümmern solle.

Das Mahl zog sich noch lange hin und der spätere Nachmittag kam heran, ehe man ans Aufstehen dachte.

Rüstädt bemerkte, daß Anna angegriffen aussah. Ihm selbst war auch nicht gut zumute; der Wein war nicht zum besten gewesen und die Luft wurde nachgerade unerträglich. Er trat zu der jungen Frau und fragte sie, ob er etwas für sie tun könne. Anna bat, er möge ihr den Wagen bestellen. Sofort machte sich Rüstädt daran, Schrupper zu suchen.

Der war nicht so leicht zu finden. Pferd und Wagen hatte er, da bei dem Försterhause keine Ausspannung war, eine halbe Stunde entfernt im nächsten Dorfgasthofe untergebracht. Schrupper selbst wurde schließlich in der Küche entdeckt, wo er sich's bei Essen und Trinken hatte gut sein lassen. Sein dunkelroter Kopf, die lallende Sprache und der unsichere Gang ließen keinen Zweifel aufkommen, in welchem Zustande er sich befand.

Der Major ließ Frau Seltmann nicht im Unklaren darüber, wie es um ihren Kutscher stehe; er konnte unmöglich dazu raten, sich Schrupper anzuvertrauen.

„Dann gehe ich zu Fuß; es ist ja noch Tag!" rief Anna.

„Wenn Sie gestatten, werde ich Sie begleiten," sagte Rüstädt.

Anna errötete, erwiderte jedoch nichts. Der Major schloß daraus, daß sein Vorschlag angenommen sei.

Man zögerte nicht lange mit der Ausführung, denn Rüstädt rechnete aus, daß sie gerade noch vor Anbruch der Dunkelheit die Oberförsterei erreichen könnten. Er verabschiedete sich von Wirten und Gästen,

pfiff Unkas heran und schritt bald darauf neben der jungen Frau fürbaß durch den Wald.

Anfangs schwiegen sie beide, Anna bedrückt durch das Alleinsein mit ihm. Dann fing der Major an zu plaudern, von Helmut sprach er und was der Junge wohl jetzt treiben möge. Im Anschlusse daran erzählte er ein paar lustige Streiche aus seiner Schülerzeit. Bald hatte er die Genugtuung, die junge Frau munter lachen zu hören.

Auch ihr war auf einmal die Zunge gelöst. Sie sprach über die Gesellschaft, die man eben verlassen hatte, machte sich sogar ein wenig lustig über Ton und Manieren, die dort geherrscht, und erzählte, nicht minder boshaft als die Frau Pastorin, daß die gute Frau Waibel kein Dienstmädchen länger als ein Vierteljahr in ihrem Pfarrhause zu halten vermöge.

Rüstädt glaubte eine ganz andere Person vor sich zu haben. Sicherlich, das war nicht die Anna, die bei Tisch mit ihren leidenden, nervös gespannten Zügen sein Mitleid wachgerufen hatte. Aber sie gefiel ihm auch so, in diesem natürlichen Gewande, wie sie der weiblichen Klatschsucht munter ihren Zoll entrichtete.

Der Weg ging bergab, bergauf, durch wechselnde Bestände. Hie und da gestattete eine Schneise oder ein Durchhieb, wie durch ein Guckloch, überraschenden Ausblick.

Der Frühling war nun ganz ins Land gekommen. Nicht mehr der Vorfrühling war es, der in karger Sprödigkeit mit seinen Gaben geizt; der volle, sieghafte Lenz hatte Einzug gehalten, hatte sein Füllhorn in der Gebelaune eines jungen, reichen Fürsten ausgeschüttet. Die Fluren drunten im Tal prangten wie ein vielfarbiges Mosaik, in der Ferne tauchte hie und da die

blaue Masse eines Berges auf, und all das in der würdigen Umrahmung des Forstes.

Aber auch der Wald fing an, sich zu schmücken; ein ernster Mann, der sich doch auch einmal Blüten ins Haar flicht. Fichte und Tanne standen dicht behangen mit lichtgrünem Maiwuchs. Am Boden leuchtete es von Moosen, Kräutern und Farnen. Der Waldmeister breitete seine blühenden Matten über die braunrote Laubstreu vom Jahre zuvor. Wie die imposante Gewalt eines Männerchors den süßen Zauber der Frauenstimme doppelt zur Geltung bringt, so stand dort mitten im dunkeln Tannenforst eine Gruppe Buchen mit silberigen Stämmen im zartesten Duft ihrer jungen Blätter. Wie Kerzen funkelten die gelben Blüten des Ahorns. Die Birke war schon ganz in ein grün schillerndes Wölkchen gehüllt. Und all diese Triebe dufteten würzig und stark. Die Luft schien geschwängert von Kraft und Lebenslust.

Die Sonne stand tief und im dichten Holze herrschten bereits die Schatten der Dämmerung. In ihrer ganzen Glorie leuchtete dann die Scheidende auf, wenn sie in einer Lücke zwischen den Stämmen auftauchte. Unwillkürlich waren die beiden wieder schweigsam geworden, gepackt von der Größe der wechselnden Bilder.

Anna hatte diesen Weg schon einigemal, meist in Gesellschaft ihres Mannes, zurückgelegt. Aber es war ihr, als gehe sie ihn heute zum ersten Male. Jetzt wußte sie mit einem Male, daß die Welt schön sei, schön und voller Wunder. Nie hatte sie bisher geahnt, was Frühling sei; eine Jahreszeit war so ziemlich für sie gewesen wie die andere. Jetzt empfand auch sie den Rausch, der aus all diesen, die Welt erneuernden

Säften und Düften aufstieg. Ihr Herz klopfte im Fieber der Spannung. Irgend etwas mußte sich ereignen, etwas Unerhörtes. Sie stand in gläubiger Erwartung eines Außergewöhnlichen, das in ihr Leben treten sollte, alles von Grund aus umgestaltend, wie hier der Frühling die ganze Welt verjüngt hatte.

Die Sonne war untergegangen. Aus der Dämmerung wurde Dunkelheit. Nur über dem Wege der Streifen Himmel, an dem jetzt allmählich die Sterne still leuchtend hervortraten, blieb heller. Zu beiden Seiten lag eine dunkle Wand: der Forst.

Rüstädt hatte sich verrechnet. Am Morgen war ihm der Weg viel kürzer erschienen, man würde spät zu Haus sein, — aber er bereute es nicht.

Der Abend war mild. Noch betäubender fast wie am Tage dufteten Blumen und Blätter. Stimmen, die im Lichte geschwiegen, wurden laut. Dort ließ ein Nachtvogel seinen melancholischen Ruf erschallen; ein Rehbock, der im Holze gestanden, schreckte plötzlich mit tiefer, fast menschlicher Stimme dicht neben dem Wege und polterte davon. Über der Waldwiese lagen dichte Nebelschwaden. Ein unheimlicher Ort war das, mit einem weit bekannten alten Wahrzeichen. Ein Stein stand errichtet, darauf zwei verschlungene Herzen eingegraben unter einem Kreuz. Ein Forstmann, so ging die Sage, dem die Frau untreu geworden, hatte sich hier an ihr und ihrem Liebhaber gerächt.

Schweigend gingen Rüstädt und Anna hier vorbei, sich getrennt zu beiden Seiten des Weges haltend. Ein Fichtendickicht kam; wieder tiefe Dunkelheit. Man war jetzt schon auf Quellenhayner Grund, in einer halben Stunde mußte man zu Hause sein. Unkas, der bis dahin still neben seinem Herrn hergeschritten war,

begann plötzlich leise zu knurren, als wittere er Verdächtiges, und schlug dann kurz an.

Anna eilte zum Major und ergriff seinen Arm. „Es ist nichts!“ sagte er. „Haben Sie keine Angst!“ Dabei umfaßte er aber doch seinen Stock fester.

Der Hund beruhigte sich wieder. Eine kurze Weile ließ die Frau ihren Arm in dem seinen. Er fühlte, wie ihre Hand zitterte. Für einen Augenblick überkam ihn die Versuchung, diese kleine Hand zu ergreifen und an sein Herz zu drücken. Aber es war eine Aufwallung, die ebenso schnell verschwand, wie sie aufgetaucht war. Er redete ihr vielmehr zu, wie man einem hilflosen Kinde zuredet, das sich im Dunkeln fürchtet.

Anna schritt neben ihm gesenkten Hauptes. Wie wohl das tat! Wenn man hätte so wandern können, immer fort, weit weg! —

Der Gedanke, jetzt in ihr Haus zurückzukehren, schien ihr unmöglich. Ins Elend zurück! Den nüchternen Tagesdienst häuslicher Pflichten genau wieder da antreten, wo sie ihn verlassen.

Nein, sicherlich, zwischen hier und der Oberförsterei mußte sich etwas ereignen. Das Große, auf das sie wartete, würde geschehen! Der neben ihr, zu dem sie ein Vertrauen hegte ohne Grenzen, würde ein Wort sprechen, eine Tat tun; ihm war ja alles möglich! Und hätte er plötzlich einen Zaubermantel entfaltet, der sie beide davongetragen in himmlische Gefilde, er sollte sie bereit gefunden haben. Nicht gewehrt hätte sie sich, einfach sich hingegeben, mit selig zu ihm aufgerichtetem Blicke.

Rüstädt ahnte nichts von dem, was in ihrer Seele vorging. Er hörte zwar ihr schnelleres Atmen, fühlte

den Druck ihrer Hand fast krampfartig auf seinem Arme. Alles das schrieb er auf Rechnung ihrer Ängstlichkeit. Er bemitleidete sie wirklich, und noch viel weniger als vorher konnte es ihm beikommen, ihre Schwäche auszunutzen.

Als sich die Bäume teilten und man an den Rand der Feldmark kam, von der die Oberförsterei umgeben lag, blieb der Major stehen und sagte in dem Gefühl, einer Antwort überhoben zu sein, unwillkürlich aufatmend: „Da wären wir! Sie werden auch froh sein, wieder zu Ihrem Manne zu kommen."

Mit jähem Rucke ließ Anna den Arm ihres Begleiters fahren. Hastig, so daß er ihr kaum zu folgen vermochte, eilte sie dem Hause zu.

## VI.

Rüstädt konnte sich nicht länger darüber täuschen: er wurde geliebt. Tausend Kleinigkeiten bestätigten es ihm. Ihr verschämtes Erröten, wenn sie einander im Hause begegneten, die Art, wie sie ihn zu meiden suchte, um doch immer wieder in seine Nähe gezogen zu werden, die verstohlenen Blicke, die er plötzlich auf sich gerichtet fühlte, wenn er jetzt wieder mit dem Ehepaar zu Tisch niedersaß, und ihre Verwirrung, wenn er sie bei solchem Blicke ertappte.

Es ist etwas Außerordentliches für den Mann, das Erkennen, daß ein Weib ihn liebt. Wie ein starker Wein wirkt es, das Blut tief erwärmend, ja um vieles berauschender noch, dieses Bewußtsein, daß ein anderes Sein sich mit dem deinen zu vereinen begehrt. Das löst im männlichen Empfinden ein Triumphgefühl, dem nichts gleichkommt.

Und gerade, daß er so gar nichts dazu getan, daß diese Liebe über ihn gekommen war wie ein Naturereignis, jäh und überraschend, das machte sie ihm zum ergreifenden Wunder. Bei allen bisherigen Liebesverhältnissen war er der begehrende Teil gewesen; hier bot sich ihm ein Wesen an, für dessen Lieblichkeit ihm die Augen erst eigentlich aufgingen, da er ihrer Neigung gewahr wurde. Wie eine Blume, die am Wege steht und spricht: ich bin da! Sollte er vorüberschreiten, an sich haltend, sittlich stark wohl, aber auch um ein Glück ärmer, wie ihm wohl noch keines so verlockend gewinkt hatte?

Er stand in dem Alter, wo man sich nicht mehr mit der Keckheit des Jünglings in ein Liebesabenteuer stürzt. Das Leben hatte ihm ein Gefühl der Selbstverantwortlichkeit anerzogen. Er wußte, daß jede Tat Folgen hat und daß nirgends genauere Abrechnung gehalten wird als in Liebesdingen. Er wußte auch, daß der entfesselten Leidenschaft Zaum und Zügel anzulegen unmöglich ist. War der Zunder einmal entzündet, dann flammte der Stoß in rücksichtsloser Flamme auf. Hier gab es nur ein Entweder — Oder: Hingabe oder Flucht.

Aber sein Alter und seine gereifte Erfahrung wurden auch wieder zum Fallstrick für ihn. Die Erinnerung an Genossenes begleitete ihn auf Schritt und Tritt, ein melancholisches und doch erwärmendes Gefühl, wie man es wohl hat, wenn man in alten Büchern eingepreßte Blumen findet und entdeckt, daß sie doch noch einen schwachen Duft ausströmen.

Sollte er denn wirklich verzichten auf dieses Süßeste, was die Erde bot? Das Leben schien so arm ohnedem! Wahrlich, dann war das Alter wirklich angebrochen mit

seiner grauen Langeweile, wenn man auf die Gefühle verzichtete, die einem wie keiner anderen Kraft, Eigenart und Persönlichkeit zum Bewußtsein brachten.

Mehr als einmal kam ihm der Gedanke, sich der Versuchung durch die Flucht zu entziehen. Die Gelegenheit, jetzt hier abzuschließen, war gerade günstig, wo die Kulturarbeiten beendet waren. Er hatte nun alles, was es im praktischen Forstbetrieb gab, kennen gelernt, und das war ja sein ursprünglicher Plan gewesen. Freilich lautete sein Kontrakt mit Oberförster Seltmann auf ein Jahr, aber sicherlich konnte der ohne große Schwierigkeiten gelöst werden.

Aber es war ihm doch nicht recht ernst mit dem Plane, zu verreisen. Wo sollte er auch hingehen? Etwa auf die Akademie zurück? Das Semester hatte ja schon vor einiger Zeit begonnen! Und dann graute ihm auch vor dem Hörsaale, nachdem er den lebendigen Wald kennen gelernt hatte. Noch nie glaubte er die Natur so verstanden zu haben, wie in diesem Frühling. Warum jetzt gerade gehen, jetzt, wo das Leben sein schönstes Fest feierte? Noch ein paar Wochen wenigstens, nur ein paar Wochen!

So wurde nichts aus der Abreise.

Seitdem der Oberförster wieder die Revierverwaltung selbst in die Hand genommen hatte, gab es für Rüstädt draußen nicht mehr viel zu tun. Er hätte, um seine Zeit auszunutzen, zu den schriftlichen Arbeiten zurückkehren müssen, die er ganz hatte liegen lassen. Aber die Forstregister und Tabellen mit ihren trockenen Zahlenreihen wollten ihm jetzt nicht mehr recht munden. Er war zerstreut, seine Gedanken irrlichtelierten umher, es schien unmöglich, sie zu geordneter Geistesarbeit zusammenzufassen.

Knabenhafte Neigungen kamen über den gereiften Mann. Er begann planlos durch Wald und Flur zu schweifen wie ein verliebter Jüngling. Irgendwo im Moose oder Grase, am Bachrand, auf der Wiese warf er sich nieder. Auf dem Rücken liegend, konnte er stundenlang dem Treiben der Wolken, ihrem langsamen Ineinander-aufgehen und Sich-verschieben zuschauen. Oder er pflückte Blumen, warf sie ins Wasser und sah ihnen nach, wie die einen schnell davongetragen wurden im Wirbel, die anderen irgendwo in einer Krümme des Laufes hängen blieben. Nur einen Begleiter hatte er bei seinen Fahrten: Unkas, der seinen Herrn aus klugen Augen mit unverwandt zärtlichem und ergebenem Blicke ansah, als verstehe und billige er alles, auch diese Torheiten.

Oberförster Seltmann hatte jetzt, wo der Rehbock geschossen werden durfte, seine abendlichen Ausgänge zu Birsch und Anstand wieder aufgenommen. Den Major hatte der schußneidische Alte auch jetzt noch nicht aufgefordert, ihn zu begleiten.

Aber auch Rüstädt blieb des Abends nicht in der Oberförsterei. Er fürchtete sich dort, es war ihm, als brenne ihm da der Boden unter den Füßen. Nein, nicht allein sein mit ihr unter einem Dache an diesen linden, den Sinnen schmeichelnden Frühsommerabenden!

Vielmehr ging er ins Freie, nicht allzu weit weg von der Oberförsterei. Sein Lieblingsplatz war eine Waldbank, die am Rande einer großen Kultur errichtet war. Dort saß er stundenlang, belauschte den Gesang der Vögel, das Schwirren der Insekten, das friedliche Äsen des Wildes, bis der hereinsinkende Abend alle Stimmen zum Schweigen brachte und der Mond über den gezackten Wipfeln der Fichten aufstieg.

Eines Abends, als er von dort zurückkehrte, begegnete ihm im Dunkel eines schmalen Waldsteiges ein menschliches Wesen. Es mußte jemand vom Forsthause sein, denn Unkas eilte schwanzwedelnd voraus, als habe er die Witterung eines Bekannten. Erst als die Gestalt dicht vor ihm war, erkannte Rüstädt, daß es Anna sei. Sie hielt das Gesicht unter einem bunten Tuche verwahrt.

Er stieß einen Ruf der Überraschung aus; Anna hätte er zu allerletzt hier erwartet. Er wußte, daß sie nachts nicht ins Freie ging.

Unwillkürlich blieb er stehen, und auch sie machte Halt. „Ich denke, Sie fürchten sich um diese Zeit im Walde?“ sagte er fast spöttisch.

„Ich! — O nein!“ erwiderte sie und lachte verlegen.

„Wo wollen Sie denn hin, Frau Seltmann?“

Sie zögerte mit der Antwort. Dann meinte sie: sie habe nur ihrem Manne ein wenig entgegengehen wollen, der jeden Augenblick vom Anstand heimkehren müsse. Er wußte sofort, daß sie nicht die Wahrheit sprach, ihr Ton verriet sie, und zum Überfluß hatte er den Oberförster nach einer ganz anderen Richtung ausgehen sehen. Ihn suchte sie also nicht.

Freudiger Schreck durchzuckte ihn, versetzte ihm den Atem.

Langsam schritten sie den schmalen Steig hinab, nach dem Forsthause zu, Seite an Seite. Es war ganz dunkel, vor ihm leuchtete der Ausgang, ein ferner, lichter, runder Fleck. Rüstädt wußte, daß die Entscheidung fallen müsse, ehe sie das Ende des Waldes erreicht haben würden. Ein leichter Schauer, wie ein Fieber, lief ihm in der schwülen Luft vom Wirbel bis zur Zehe.

Keines sprach ein Wort; es war, als höre man die Herzen durch die Nachtstille klopfen.

Schon wurde das helle Tor vor ihnen weiter. Man sah die Landschaft draußen im Silber des Mondscheins gebreitet. Da beugte er sich zu ihr hinab; ihr Mund kam ihm auf halbem Wege entgegen. Ein kurzes, heißes Umfangen und ebenso schnelles Losreißen. Einige hastig gestammelte, unverstandene Laute.

So kommen sie an den Waldesrand, wo die Dunkelheit allzu jäh dem tageshellen Lichte des Vollmonds weicht. Unvermittelt machen sie Halt, sehen einander in die bleichen Gesichter. Unkas steht vor ihnen und blickt sie aus menschenklugen Augen an. Sie schämen sich vor dem Tiere.

Das Forsthaus ist nicht weit. Jetzt hört man Stimmen von dort. Der Oberförster ist deutlich herauszuerkennen. Wie's scheint, hat er gute Beute gemacht; man kann's aus seinem freudig erregten Sprechen schließen.

Wie auf Verabredung trennen sich Anna und Rüstädt, ohne Gruß. Sie eilt dem Hause zu, er in den Wald zurück.

* * *

Der nächste Morgen fand den Major noch spät im Bette. Er hatte eine wunderliche Nacht hinter sich. Bis zum Beginn des Morgengrauens war er im Walde umhergerannt, ohne Weg und Steg. Dann, um überhaupt in das Forsthaus zu gelangen, hatte er müssen Schrupper wecken, der ihm die Haustür öffnete. Auf Zehen hatte er sich in sein Zimmer geschlichen. Aber obgleich von Erregung und Anstrengung erschöpft, fand er doch keinen Schlummer. Aus einer Stimmung

stürzte er in die andere. Seine Phantasie malte ihm die lieblichsten Bilder vor; aber immer wieder erhob die Vernunft warnend dagegen den Finger. Unbehagen und Selbstvorwürfe behielten schließlich die Oberhand. Von fieberhafter Unruhe gequält, wälzte er sich auf seinem Lager, bis ihn ein bleierner Schlummer von allem Grübeln befreite.

Als er aufwachte, kam ihm das Erlebnis vom Abend zuvor wie ein Traum vor, und nicht einmal wie ein angenehmer. Die Sonne schien an den weißen Vorhängen vorbei hell ins Zimmer; alles sah so blank aus. Er dehnte sich und rieb sich den Kopf.

Also wieder mal ein Liebesabenteuer! Daß ihm alten Kerl noch so etwas widerfahren sollte! Er konnte es nicht ändern, er mußte vor sich hinlachen. Nein, eigentlich war das doch zu verrückt! Wiederholt den Kopf schüttelnd, kleidete er sich an.

Als er seinen Tee getrunken und sich die erste Zigarette angezündet hatte, sagte er sich, daß er nun vernünftig sein müsse. Es galt Kriegsrat halten mit sich selbst.

Die schwüle Nachtstimmung war verflogen bis auf den letzten Rest, als ob die helle Morgensonne sie aufgesogen hätte. Zur Nüchternheit des Tages erwacht, sah er die Lage völlig klar: eine verheiratete Frau liebte ihn, und er liebte sie bis zu einem gewissen Grade. Die Gelegenheit war zur Versucherin geworden. Nur dem Zufall verdankten sie, daß nichts geschehen, was nicht ungeschehen zu machen wäre. So würde es nicht wieder abgehen! Darin kannte er sich zu genau. Die arme, kleine Frau! Sie spielte mit dem Feuer. Sie hatte keine Erfahrung. Kopflos stürzte sie sich in ein Abenteuer, aus dem sie unversehrt nicht herauskommen

konnte. Er, der Erfahrene, mußte den Kopf kühl behalten, auch für sie mit. Es wäre Schmach gewesen, ihre Arglosigkeit auszunutzen.

Nein, das wollte er ihr nicht antun!

Er kam sich selbst sehr edelmütig vor. Wirklich, anständiger als er konnte man nicht gut handeln. Eine solche Gelegenheit nicht benutzen! Vielleicht war es übertriebene Gewissenhaftigkeit. Wie mancher würde ihn als einen Toren verlachen!

Er wollte also das Feld räumen. Die Sache sollte in völlig unauffälliger Weise bewerkstelligt werden. Dem Oberförster würde er sagen, er habe einen wichtigen Brief erhalten, der ihn zu einer Reise nötige. Dann wollte er das übrige von auswärts schriftlich abmachen, seine Schuld berichtigen und sich seine Sachen nachkommen lassen.

Sofort fing er an, sich an die Vorbereitung dieses Planes zu machen, begann Papiere auszusuchen und zu verpacken. Das Mittagessen ließ er sich aufs Zimmer kommen unter dem Vorwande, nicht ganz wohl zu sein; in Wahrheit, um Anna nicht unter die Augen zu kommen. Nachmittags ging er aus, um auf der Posthilfsstelle seine Briefe und Zeitungen umzubestellen. Von diesem Gange zurückkehrend, wollte er dem Oberförster seine Absicht, abzureisen, mitteilen. Doch fand es sich, daß dieser bereits zur Birsch ausgefahren war. Rüstädt begab sich daher auf sein Zimmer und fuhr im Ordnen seiner Siebensachen fort.

Er war noch nicht lange dabei, als sich unversehens die Tür auftat und die Hausfrau eintrat.

Anna erschrak, als sie in dem dämmerigen Raume den Major erblickte. Mit bestürzter Miene stand sie auf der Schwelle. Einen Blumenstrauß, den sie in

der Hand hielt, zu verstecken, fand sie nicht die Geistesgegenwart.

Die Blumen verrieten Rüstädt alles.

„Das ist ja wunderschön!" rief er und nahm Anna die Blumen ab. Dann lief er hastig, ein Glas zu holen, goß Wasser ein und steckte die Blumen da hinein. Vor Erregung war er ganz linkisch.

Unerhört! Sie suchte ihn auf in seinem Zimmer! Um diese Stunde, wo ihr Mann in sicherer Entfernung war!

Die Hand zitterte ihm, während er den Blumen Wasser gab; er goß über, achtete nicht darauf. Es waren bescheidene Sommerblumen, wie sie in dem Gärtchen der Oberförsterei blühten.

Anna stand noch immer an der Tür, lehnte am Pfosten mit schlaff herabhängenden Armen. Er sah nur ihren Scheitel, denn ihr Haupt war zur Brust herabgesunken. Wenn sie ein Wort gesagt hätte, wenn sie geklagt, auch nur still geweint hätte, dann wäre der Zauber gebrochen gewesen. Nichts konnte ihn gewaltiger ergreifen als diese stumme Ergebung.

Ihre Haltung sagte ihm: „Ich bin hier, ich kann nicht anders! Ich schäme mich, ich fürchte mich vor dir, aber meine Liebe ist stärker. Ich bin dein!"

Er biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, unwillkürlich, nur um dem Überschwall der Gefühle eine Ableitung zu geben. Er wußte, er stand im entscheidenden Augenblick. Wie in einen Strudel fühlte er sich hineingezogen. Seiner selbst bewußt und doch unter einem Banne, handelte er in jener unheimlichen, hellseherischen Klarheit, wie wir sie in Träumen oder in großen Gefahren entwickeln.

So trat er auf sie zu, mit lächelndem Angesicht,

mit Gebärden, die voller Weihe waren. Leicht strich er ihr über das Haar und richtete ihr das gesenkte Haupt auf. Der Blick, den sie zu ihm emporschickte, kam wie aus weiter Ferne, aus unendlicher Tiefe, Langsam legte sie ihm die Hände um den Nacken und zog ihn an sich.

* * *

Für Anna ging mit diesem Tage ein neues Leben an. Das wirklich Entscheidende im Dasein der Frau, die große Liebe, war für sie erwacht. Zwecklos und haltlos, ein flatterndes Blatt im Winde, hatte sie sich von wechselnden Ereignissen und Einflüssen dahin und dorthin wenden lassen, jetzt — so schien es ihr — hatte sie einen Ruhepunkt gefunden. Ihr Leben, meinte sie, habe von Anfang an diesem einen Ziele zugestrebt. Kein ängstliches Umhertappen gab es nun mehr, kein unfruchtbares Sehnen im Zwielicht dunkler Gefühle; die Sonne war aufgegangen, unter der fortan ihre Tage dahingehen würden.

Sie war merkwürdig ruhig geworden. Scheu und unsicher war sie bisher gewesen in ihren Handlungen, hatte gezittert in Furcht, wenn sie ihren Gatten in Kleinigkeiten hinterging; und nun in diesem Schwersten, das eine Frau einem Manne antun kann, zeigte sie überlegene Vorsicht. Die Kühnheit des Nachtwandlers schien ihren Fuß zu leiten.

Anna hatte das Stubenmädchen entlassen, da ihr die neugierigen Augen der Person unbequem waren. Die alte Franziska, deren Sturz sie selbst im Herbst veranlaßt hatte, wurde jetzt wieder zu Gnaden angenommen. Von der war keine Indiskretion zu be-

fürchten; denn die sah nicht rechts, nicht links von ihrer Arbeit weg.

Und dazu erleichterte der Oberförster in seiner Arglosigkeit den beiden die Gelegenheit. Seiner neu erstarkten Gesundheit sich erfreuend, war er den ganzen Tag im Revier, unternahm weite Ausfahrten, die Unterbeamten kontrollierend, und ging des Abends auf den Rehbock. Seltmann lachte den Major aus, nannte ihn einen „Stubenhocker" und „Professor", weil er ihn in seinem Zimmer in Forstjournale, Revierkarten und Holztabellen vergraben glaubte.

Inzwischen lebten die beiden in den Tag hinein, sorglos bis zum Übermut, von dem starken Tranke junger Leidenschaft berauscht. Das Glück hatte in Anna selbst das mütterliche Gewissen zum Schweigen gebracht. Sie vermochte an ihren Jungen zu denken, ohne zu erröten. Was sie früher geliebt, liebte sie jetzt um so viel inniger. Alles hatte ja neuen Wert für sie bekommen, die ganze Welt sah sie in anderen und stärkeren Farben.

Sie war dieselbe geblieben und doch eine andere geworden. Jene Anna, die als Mädchen ein heiteres, sorgloses Leben genußfroh im elterlichen Hause zugebracht, war wieder in ihr erwacht. Als habe sie zehn Jahre geschlummert, — und nun war ein Prinz gekommen, der sie erweckt aus ihrem Zauberschlaf, als wären die Jahre bisher nur ein böser Traum gewesen, so lachte der sonnige Morgen, der jetzt strahlte, sie an. Nichts hatte sie eingebüßt an Jugend, Spannkraft und Schönheit. Alle ihre Triebe hatten knospenhaft geschlummert unter dem Schnee des Winters und brachen, geweckt durch die Liebkosungen des Lenzes, zur vollen Blüte auf. Es war nicht jenes bräutlich verschämte Knospen, jenes scheue Lugen der Triebe im Vorfrühling,

es war das bewußte Ausbrechen der Sommerpracht, wo Blatt und Frucht zugleich den Baum schmücken und die nahende Reife künden.

Und die Natur war den beiden günstig gesinnt. Kurz nur währt der Sommer hier oben; das schienen die Bäume, Blumen und Vögel wohl zu wissen. Aber in ihrem Rausche ließen sie sich nicht beirren, wenn auch der Herbst bald kommen mußte. Sie blühten und jubelten und machten Feiertag, gerade weil dem einen Sonntag sechs nüchterne Wochentage folgen mußten.

Nun hatte auch Anna den Weg gefunden zur Natur. Mit einem Male war ihr der Zauber des Waldes aufgegangen, in dem sie zehn Jahre lang gelebt mit verschlossenen Augen. Jetzt war das Märchen entzaubert. Sie sah die Pracht der mächtigen, von tausend Säulen gebildeten Hallen, das luftig gewölbte Dach darüber, die schillernden Fliesen des Bodens, die leuchtenden Fenster, durch welche die Lichtwellen ungehindert aus- und einflossen.

Der Sinn für die Schönheit des Kleinen und Kleinsten erwachte in ihr. Wie liebte sie auf einmal all die harmlosen Lebewesen um sie her in Luft und Erdreich, deren Dasein sie vordem kaum beachtet hatte. Mit kindlicher Freude beobachtete sie das Wibbeln und Kribbeln zu ihren Füßen, das Schießen und Sprießen an Baum und Strauch. Entzückt lauschte sie dem Jubilieren der Vögel unter dem Blätterwerk.

Der Wald wurde der liebste Freund der beiden. Er schien sie zu verstehen, wie sie ihn verstanden; er war verschwiegen, sah alles und sagte nichts. Er rauschte ihrer Liebe eine hunderttausend Jahre alte, einfache, ewig schöne Melodie.

Anna war reich geworden wie eine Königin. Eine

ganze Welt war ihr geschenkt. Sie war dem Geliebten dankbar dafür von ganzem Herzen. Sie war ihm ergeben wie eine Magd. Nichts verlangte, nichts forderte sie als Liebe. Mit tausend Beweisen ihrer Neigung umgab sie ihn. Täglich fand er jetzt einen blühenden Strauß in seinem Zimmer. Wenn er ihr begegnete, flog sie auf ihn zu; ihr dunkler, tiefer Blick sagte ihm: „Ich liebe dich!"

Und wenn die Dämmerung anbrach und er mit hastigen Schritten in den Wald zum Stelldichein eilte, dann fand er sie schon am Platze, in Sorge, daß er heute nicht kommen möchte.

Rüstädt war immer wieder von neuem überwältigt von der unerhörten Kraft solcher Hingebung. So war er noch nie geliebt worden, mit einer Liebe, die alles aufs Spiel gesetzt, alles preisgab um seinetwillen. Das war berauschend! Das erzeugte in ihm, dem reifen Manne, eine Gegenglut, wie sie den Jüngling nicht entflammt haben würde.

Sie waren füreinander bestimmt, von Uranfang her. Solche Liebe gewährte einen Freibrief. Im Unrecht waren Gesetz und Ordnung, die ein Weib an einen ungeliebten Mann fesselten. Sie ganz allein waren im Recht! Natur, Jugend, Frühling, der Wald, die Schönheit der Welt standen auf ihrer Seite.

## VII.

Das wurde mit einem Schlage anders, als Helmut ins Haus kam. Den Gatten zu täuschen war der jungen Frau nicht schwer aufs Herz gefallen, aber das unschuldige Gesicht ihres Jungen wurde ihr zum schneidenden Vorwurf.

In voller Arglosigkeit war Helmut stets um die beiden; wie hätte er auch ahnen können, daß er im Wege sei! Seine wißbegierigen Augen, seine verfänglichen Fragen, die naiven Bemerkungen, die er nach Kindesart gelegentlich fallen ließ, machten die Mutter erzittern. Der Junge war schließlich doch das stärkste Band, das sie an Haus und Gatten fesselte, der lebendige Mahnruf an ihre Mutterpflichten.

Nicht daß das plötzlich erwachte mütterliche Gewissen das liebende Weib in ihr nun ertötet hätte! Ihr Lieben hatte nur eine andere Färbung angenommen. Es war nicht mehr das erste, unüberlegte Hingeben, das nach nichts anderem fragt, das einfach dem Triebe folgt. Die Blindheit war von ihr gewichen, sie sah, was sie tat, und war erschrocken, als habe sie jemand im Nachtwandeln angerufen.

Mit um so verzweifelterer Gewalt klammerte sie sich an den Geliebten. Ihre Leidenschaft war bewußter, schlug in höherer, verzehrender Flamme auf, als habe sie neue Nahrung erhalten durch Gegenwind.

Rüstädt aber begann die Fesseln schwerer und schwerer zu fühlen, die er sich mit diesem Verhältnis auferlegt hatte. Er schmeckte den tragischen Beigeschmack sofort mit, den Annas Neigung in dem Augenblicke bekommen hatte, da das eigene Fleisch und Blut ihr wieder vor die Augen trat. Und auf seiner Zunge mußte dieser Geschmack zu Galle werden. Der tödlichste Feind jeder Leidenschaft, das Moralisieren, nistete sich bei ihm ein. Nur noch wie ein Dieb, der die Entdeckung fürchtet, wagte er von der verbotenen Frucht zu kosten. Auf kurze Augenblicke des Taumels folgten lange Stunden unbehaglicher Selbstvorwürfe, die ihm die Freude in der Knospe zerfraßen.

Zwar redete er sich zur Besänftigung des Gewissens vor, daß er weniger Verführer als Verführter sei; aber diese Entschuldigung genügte ihm nicht, sie half ihm vor allem nicht über das unheimliche Bewußtsein hinweg, daß er einen arglosen Biedermann, der ihm im besten Glauben sein Haus geöffnet, schmählich hintergehe. Die Gegenwart des Oberförsters wurde ihm geradezu unerträglich. Er kam sich in Gegenwart eines Mannes, den er in seiner Ehre kränkte, selbst ehrlos vor. Daß er gezwungen war, ihm gegenüber das bisherige freundliche Verhältnis aufrecht zu erhalten, diese schlechte Komödie empfand er als tiefe Demütigung.

Eines Tages bekamen Seltmanns Besuch von ihren Verwandten, Pastor Waibel und Frau. Man saß bei schönem Sommernachmittagswetter in der Gartenlaube. Rüstädt, der bei offenem Fenster in seinem Zimmer auf dem Sofa lag und las, mußte das Klappern der Tassen und Löffel und das Durcheinanderreden mit anhören. Die Gäste fragten auch nach ihm, und er sah im Geiste Annas Erröten, wie sie darauf Rede und Antwort zu stehen hatte.

Dieses Anhören einer Unterhaltung, die nicht für ihn berechnet war, wurde ihm peinlich; er nahm Hut und Stock und rief Unkas. Möglichst unbemerkt wollte er das Haus verlassen.

Aber dieser Plan mißlang. Pastor Waibel bemerkte den Major und kam mit ausgestreckter Hand auf ihn zu, sofort eine Unterhaltung beginnend. So konnte Rüstädt nicht umhin, auch zu der Frau Pastorin zu treten, um sie zu begrüßen. Und bald sah er sich an dem Tische sitzen, vor sich eine Tasse Kaffee, neben sich die Pastorin.

Rüstädt ärgerte sich über sich selbst, daß er diesem

unerwünschten Zusammensein nicht geschickter aus dem Wege zu gehen verstanden hatte. Er war zerstreut. Dabei wußte er ganz gut, daß es galt auf der Hut zu sein. Der Blick der Pastorin eilte von ihm zu Anna und zurück. Was hatte die unselige Person, deren Gesichte einem lebendigen Fragezeichen glich! Wieviel wußte sie bereits?

Und Anna schien durch seine Anwesenheit erst recht den Kopf verloren zu haben. Sie errötete ein über das andere Mal, verhetterte sich in der Unterhaltung und ließ schließlich mit zitternder Hand den Deckel der Meißener Kanne fallen, der eine Untertasse des besten Geschirrs zerbrach. Das trug ihr ein barsches Anfahren von seiten des Gatten ein.

Rüstädt saß wie auf Kohlen. Eine wahre Erlösung bedeutete es für ihn, als Helmut jetzt angesprungen kam. Pastor Waibel, der, selbst kinderlos, seinen Hang zum Schulmeistern gern an anderer Leute Kindern befriedigte, nahm den Jungen alsbald ins Gebet; der mußte ihm vordeklinieren und konjugieren und Genusregeln aufsagen.

Helmut, der eigentlich einen Ausgang in den Wald zum Schießen von jungen Holztauben geplant hatte, war natürlich von dieser unvorhergesehenen Abhaltung wenig erbaut. Er warf flehende Blicke nach dem Major hinüber; der war doch sein Freund, der hatte ihm doch früher stets geholfen, der mußte doch Mittel und Wege finden, ihn hiervon zu befreien. Aber der Major saß stumm und teilnahmlos da, an ihm vorüberblickend.

Helmut wußte nicht viel; aus der gedehnten, nachlässigen Art, zu antworten, hörte man deutlich seinen Widerwillen heraus. Der Pastor fuhr im Examinieren fort, nörgelte an jeder Antwort herum und gab zu

verstehen, daß Helmuts Wissen erstaunliche Lücken aufweise. Die Pastorin saß mit schadenfroher Miene dabei, Anna war sehr erregt, bei dem Oberförster schwoll die Zornader bedenklich. Ein Gewitter war im Anzuge, noch vor Abend würde es wohl einschlagen, und Helmut hatte schon eine dumpfe Ahnung, bei wem.

„Setz dich ein wenig hinter die lateinische Grammatik, mein Sohn, den Rat gebe ich dir! Sonst wird nie etwas aus dir werden," sagte Pastor Waibel.

„Die ganzen Ferien kein Gewehr mehr angerührt!" platzte der Oberförster heraus.

Das war zu viel für Helmuts bisher nur mühsam bewahrte Fassung. Er brach in Tränen aus und ging heulend ab. Anna war ganz bleich geworden und konnte die Tränen auch nicht zurückhalten.

Rüstädt entfernte sich hierauf mit kurzem Abschied von der Gesellschaft. Das schiefe Verhältnis, in das er neuerdings zu allen Personen dieses Familienkreises geraten, war ihm noch nie so klar geworden wie durch dieses kleine Erlebnis.

Er durfte Anna nicht helfen, mußte stumm und untätig zuschauen, wie sie gequält wurde. Und auch für ihren Liebling konnte er nicht einschreiten. Früher, ja, da hatte er ihn schützen können. Aber wie mochte er das jetzt noch wagen!

Wie hatte sich alles geändert! Sein Verkehr mit Helmut hatte die Harmlosigkeit eingebüßt. Der Anblick des Kindes war für ihn noch mehr als ein bloßer Vorwurf, er bedeutete ihm die peinliche, nicht wegzuleugnende Tatsache, daß die Geliebte einem anderen angehört hatte und kraft des Gesetzes angehörte.

Und wenn er sich auch hundertmal sagte, daß Liebe stärker sei als Gesetz, das Bewußtsein, daß er der

Draußenstehende sei, blieb. Es lag so etwas Unvornehmes in diesem Diebesgefühl. Von vornherein klebte dem jungen Glück eine Unsauberkeit an, es lag wie ein Meltau auf ihrer Neigung.

Mit Schrecken nahm Anna eine Unruhe bei ihm wahr, ein Zurückweichen. Der weibliche Argwohn ist schnell rege. Sie glaubte, er wolle sich ihr entziehen, sei ihrer wohl gar überdrüssig. Manches, das er ihr vordem erzählt, die Bilder und Andenken, die sie bei ihm gesehen, fielen ihr ein und beunruhigten sie. Er unterhielt vielleicht doch Beziehungen zu anderen Frauen, dachte wenigstens noch an sie.

Es kam zum ersten bitteren Wortwechsel zwischen ihnen. Sie warf ihm bei nichtigem Anlaß vor, daß er sie nicht mehr liebe, daß er sie, da sie ihm alles geopfert, verachte. Und während er sie zu beruhigen suchte und ihr seine ungeschwächte Neigung beteuerte, fühlte er im Grunde, daß sie recht habe, und daß er lüge.

Schon drückte ihn die Bürde der Verantwortung, die er auf sich genommen, schwer. Wie in ein unsichtbares Netz fühlte er sich verstrickt; Spinnweben waren es anfangs gewesen, mit der Zeit wurden Ketten daraus, die tiefer und tiefer ins Fleisch schnitten, je heftiger man sich ihnen zu entwinden suchte.

* * *

In dieser Zeit kam aus der Residenz eine Nachricht, die die ganze Gegend in die größte Aufregung versetzte. Der Landesfürst wollte im Quellenhayner Revier jagen. Im Gebiete der Oberförsterei lag nämlich ein Jagdschlößchen, das der Fürst in früheren Jahren oft, in letzter Zeit nur selten besucht hatte. Jetzt war befohlen worden, dort schleunigst Vorkehrungen

für den Empfang des erlauchten Gastes und seines Gefolges zu treffen.

Dem Oberförster kam das sehr wenig gelegen. Er war von Natur und Erziehung keineswegs Hofmann, und wenn er auch jedem, der seinen loyalen Untertanensinn anzuzweifeln sich vermessen hätte, einen gehörigen Denkzettel gegeben haben würde, so liebte er es doch mehr, die Hoheit aus der Ferne zu verehren, als in allzu nahe Berührung mit ihr zu kommen. Und diesmal gab es für ihn besonderen Grund, das Kommen des Landesvaters nicht zu wünschen; er hatte nämlich als Weidmann kein ganz reines Gewissen. Es war den Förstern nur eine beschränkte Anzahl Wild jährlich abzuschießen gestattet. Was von starken Hirschen und Böcken nicht gerade Wechselwild war, wurde für den Monarchen zurückbehalten. Da nun aber Seine Königliche Hoheit sich in den letzten Jahren dem Reviere fern gehalten, war der Oberförster sicher geworden und hatte, von der Jagdpassion fortgerissen, die Grenzen des gestatteten Abschusses etwas stark überschritten. Das, fürchtete er, würde jetzt schrecklich an den Tag kommen. Und der Fürst, sonst ein nachsichtiger, liebenswürdiger Herr, verstand in dieser Beziehung, wie allgemein bekannt, keinen Spaß. Der Oberförster, obgleich gerade kein Hasenfuß, sah dieser Begegnung entgegen, wie etwa ein Schuljunge, der eine Dummheit gemacht hat, das Kommen des Rektors erwartet.

Seine letzte Hoffnung in dieser heiklen Lage war der Major. Seltmann hatte die Vorstellung, daß ihm Herr von Rüstädt, als ehemaliger Hofmann, hier sicherlich werde helfen können.

Überhaupt war der Major, seit das Kommen des Landesherrn feststand, allgemein in den Vordergrund

der Erwartungen getreten. Vereine und Privatleute wandten sich an ihn, als einen Sachkenner, mit allerhand Fragen. Man plante großartige Ehrungen: Fackelzug, Umzüge, Deputationen und was alles die Loyalität des Volkes bei solchen Anlässen zu ersinnen vermag. Es wurde Rüstädt schwer, den Eifer der guten Leute zu beschwichtigen; sie wollten es ihm nicht glauben, daß der Landesvater am liebsten ganz von solchen Dingen verschont bleibe.

Rüstädt selbst sah dem fürstlichen Besuche mit geteilten Gefühlen entgegen. Er liebte seinen Fürsten, und der alte Herr war ihm stets wohlgewogen gewesen. Er wußte, daß die Intrige, der er zum Opfer gefallen war, nimmermehr an höchster Stelle Billigung gefunden hätte, wäre nur die Wahrheit bis dorthin gedrungen. Er war auch jetzt noch eines guten Empfanges von seiten des Fürsten gewiß, aber um keinen Preis wollte er sich aufdrängen. Viel zu stolz war er, mit freundlichem Gesichte zu scherwenzeln, wo er ein Recht zum Groll zu haben glaubte. Darum beschloß er, solange es irgend anging, sich fernzuhalten.

Doch das kam schließlich anders, als er gedacht hatte. Kaum war nämlich der Fürst eingezogen und hatte durch Oberförster Seltmann von Rüstädts Anwesenheit auf Quellenhayner Revier gehört, als er umgehend einen Herrn aus seiner Begleitung zu diesem schickte, mit der Aufforderung, sich der Gesellschaft anzuschließen und am Sport teilzunehmen.

Der Zufall wollte es, daß der Überbringer dieser Botschaft einer von der Clique war, die Rüstädt ehemals ein Bein gestellt hatte. Er empfing den Betreffenden mit schneidender Kälte und erklärte, er werde es sich sehr überlegen, ob er kommen wolle. Es wurde

ihm die Genugtuung, zu sehen, in welches Entsetzen der gute Herr — ein Hofschranze vom reinsten Wasser — bei dem bloßen Gedanken geriet, Seiner Königlichen Hoheit einen ablehnenden Bescheid überbringen zu müssen. Nachdem er den Braven so eine Weile hatte zappeln lassen, ließ er sich schließlich erweichen und sagte zu. Im Ernste konnte eine so liebenswürdige Einladung ja doch nicht ausgeschlagen werden.

Der Fürst empfing seinen ehemaligen Flügeladjutanten aufs zuvorkommendste und bevorzugte ihn auch in der Folgezeit in geradezu auffälliger Weise. Die nächste Folge davon war, daß sich das Gefolge beeilte, den wieder zu Gnaden Aufgenommenen mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit zu behandeln; was er von dieser Art Höflichkeit zu halten habe, wußte Rüstädt.

Der hohe Herr, der sich trotz seines Alters ein ausgezeichnetes Gedächtnis für die einzelne Person bewahrt hatte und der sich gern über die intimsten Verhältnisse eines jeden unterrichtete, zog Rüstädt wiederholt ins Gespräch und ließ sich von ihm über seine Zukunftspläne erzählen. Der Fürst, der auch vom Forstwesen etwas verstand und der es liebte, den Leuten gelegentlich auf den Zahn zu fühlen, stellte hie und da Fragen, die offenbar darauf ausgingen, zu erkunden, wie weit Rüstädt bereits in die Fachkenntnisse eingedrungen sei.

Rüstädt überlegte, ob er nicht doch die Gelegenheit benutzen solle, den Fürsten aufzuklären über die Nichtigkeit der Gründe, die seinen Abschied veranlaßt hatten. Aber er ließ den Gedanken wieder fallen. Zu gut kannte er den alten Herrn in allen seinen Eigenheiten. Der war kein Freund von Enthüllungen, hielt sich alle peinlichen Eindrücke, soweit es irgend ging, vom Leibe.

Einer so gearteten Persönlichkeit gegenüber den Unschuldsbeweis anzutreten, wäre völlig zwecklos gewesen. Sicherlich hätte er nur einen Skandal heraufbeschworen, ohne doch die Wahrheit an den Tag zu bringen. Rüstädt begnügte sich also damit, dem Hofgesinde gegenüber seine unverhohlene Verachtung an den Tag zu legen.

Seine Königliche Hoheit schien übrigens irgend etwas mit Rüstädt im Sinne zu haben, denn er erkundigte sich auch bei Oberförster Seltmann nach der bisherigen Tätigkeit des Majors.

Der Aufenthalt des Landesherrn verlief zur Zufriedenheit für alle Teile. Die loyalen Leute der Gegend hatten ihre Deputationen, Böllerschüsse, Reden und Feuerwerke losgelassen. Der Fürst selbst hatte gute Jagdbeute gemacht. Oberförster Seltmanns Befürchtung aber, daß man wegen des allzu reichlichen Abschusses Rechenschaft von ihm fordern werde, war Gott sei Dank nicht in Erfüllung gegangen.

## VIII.

Der fürstliche Aufenthalt in der Gegend dauerte reichlich zwei Wochen. Während dessen sah Rüstädt Anna kaum flüchtig einmal. Er hatte sich wieder mal in der altgewohnten Atmosphäre des Hofes bewegt, war von neuem in Berührung gekommen mit der guten Gesellschaft. Seine Glieder hatten sich doch in dem leichteren und gefälligeren Kleide wohlgefühlt, dessen er sich fast entwöhnt zu haben glaubte. Wie in einem lauen Bade, das alle Poren öffnet, war er sich vorgekommen in diesem sorglos-opulenten Dasein.

Mit einem Schlage war er wieder mitten drin gewesen in dem ganzen Ton. Der ihm angeborene Hang

zur Eleganz hatte neue Nahrung bekommen. Er war wieder empfindlich geworden für die Äußerlichkeiten der Lebensführung. Er selbst fühlte den Rückschlag, es verdroß ihn, aber konnte man's ändern!

Als er zum ersten Male wieder mit dem Ehepaar Seltmann zu Tisch niedersaß, störte ihn die spießbürgerliche Einrichtung, die geschmacklose Art, wie gedeckt war. Und selbst an Annas Haltung fand er im geheimen manches auszusetzen. Etwas Unwägbares war es, wie eine Verstimmung der Nerven, was ihn quälte.

Die kurze Trennung hatte genügt, ihn weit von Anna zu entfernen. Er hatte sich in der Zeit der Abwesenheit auf sich selbst besinnen können. Er sah, daß er auch ohne sie zu leben vermochte, ja, daß das Leben ohne all das Demütigende, das in der Angst vor Entdeckung lag, eigentlich glücklicher und würdiger sei.

Wir befinden uns in einem fortgesetzten Wandlungsprozeß auch den liebsten Menschen gegenüber. Fast unmerklich, wie die Stellung der wandelnden Sterne, verschiebt sich das Verhältnis der Menschen zueinander. Aber auch diese nur scheinbar dunklen Vorgänge stehen unter festen Gesetzen, wie der Gestirne und wie das Zusammenschießen der Kristalle.

Rüstädt glaubte eine andere Person vor sich zu sehen, als er, vom Hoflager zurückkehrend, Anna zum ersten Male wieder gegenübertrat. Sie hatte sich sicherlich nicht geändert in den vierzehn Tagen, aber er sah sie mit anderen Augen. Es kommt ja nur auf die Beleuchtung an, in der wir Dinge und Menschen sehen; unser eigenes Bewußtsein ist doch die Kamera, die alles aufnimmt und alles widerspiegelt.

Seine Phantasie hatte sich in der Zeit, wo er dem Quellenhayner Forsthause fern war, viel mit Anna

beschäftigt. Er war keineswegs so übersättigt, daß sie ihm nicht mehr begehrenswert erschienen wäre. Aber er sah aus der Ferne, wo die Sinne nicht mitsprechen, ihre Fehler und Unvollkommenheiten deutlicher. Er hatte sich vorgestellt, wie es sein möchte, wenn er mit ihr verheiratet wäre, bis in Kleinigkeiten hinein sich das Bild ausmalend. Bei dem Gedanken an ein tägliches Zusammensein, an all die lästigen Plackereien in enger Häuslichkeit erkannte er erst, daß die Neigung, die er für sie empfand, doch nicht von der Art und Kraft sei, um der ernüchternden Wirkung des Alltags standzuhalten.

Gewiß, sie hatte ihm ja ihr Selbst rückhaltlos preisgegeben; es konnte ihn rühren, wenn er daran dachte, wie sie ihn liebte. Aber bei aller Dankbarkeit stand doch das eine mit der Härte eines Gesetzes für ihn fest: man macht nicht ein Weib zu seiner Frau, das man unter leichteren Bedingungen gehabt!

Als ob sie etwas Böses ahne, befand sich Anna in elender Stimmung all die Zeit über, wo Rüstädt sich in der Umgebung des Fürsten aufhielt.

Sie war allein gelassen mit ihrem Jungen, denn auch der Oberförster wurde durch den Fürstendienst in Anspruch genommen. Wie würde sie früher solche Freiheit genossen haben! Aber in ihrer jetzigen Gemütsverfassung war ihr alle Freude vergällt. Das Kind konnte ihr nicht mehr ein und alles sein; es war ihm ein Rivale erwachsen. Und sie selbst fühlte, daß sie dem Kinde niemals wieder das sein würde, was sie ihm einst gewesen. Ja, Helmuts Gegenwart fing an, sie zu quälen wie ein Vorwurf; denn das Bewußtsein begann in ihr zu keimen, daß sie sich als Mutter viel schwerer versündigt habe denn als Gattin.

Der Knabe begriff natürlich nichts von alledem, er fühlte nur, daß die Mutter anders gegen ihn geworden war. Unwillkürlich teilte sich etwas von ihrer unglücklichen Stimmung dem Kinde mit. Er begann in zudringlicher Kindesart die Mutter auszuforschen, was es gebe, erhielt Antworten, die sein geweckter Verstand als Unwahrheit durchschaute, und wurde auf diese Weise nur noch verwirrter.

Dazu kamen die Erfahrungen, die er mit dem Major hatte machen müssen. Helmut konnte natürlicherweise auch hier nicht den natürlichen Zusammenhang verstehen; er fühlte nur die Zurückweisung und war gekränkt.

Man hatte ihn herausgerissen aus seiner Kindlichkeit, hatte ihn durch die Beachtung, die man ihm schenkte, verwöhnt, nun mit einem Male wandte man sich von ihm ab. Helmut war wie aus allen Himmeln gestürzt. Die erste Erfahrung war es, die der Junge mit der Wandelbarkeit der Menschengunst machte, die erste, wirklich bittere Erfahrung mit dem Leben.

Auch mit Schrupper, der früher sein Intimus gewesen, hatte er ja gebrochen in dem Augenblicke, da er sich dem neu aufgehenden Gestirn des Majors zugewendet. Mit dem wieder anzuknüpfen, verbot dem Knaben etwas wie ein keimendes, männliches Selbstbewußtsein. Die alte Waldine war verendet und lag draußen am Waldrande begraben neben manch anderem treuen Hunde. Dazu das Verbot des Oberförsters, ein Gewehr anzufassen! Es kam viel Unglück auf einmal für Helmut. Er schlich trübe und unbeschäftigt umher und sah dem Ende der großen Ferien fast mit Sehnsucht entgegen.

Die mannigfaltigen feinen Fäden, die sich zwischen

den drei Personen: Rüstädt, Anna und Helmut, angesponnen hatten, schienen mit einem Male wie abgeschnitten, und was noch an Verbindung zwischen ihnen bestand, war verwirrt. Anna merkte dem Major, als er in ihr Haus zurückkehrte, sofort mit jenem gesteigerten Fühlvermögen des liebenden Weibes an, daß er ein anderer geworden sei. Sie argwöhnte, daß er sich ihr entziehen wolle.

Um dieser für sie wichtigsten Frage auf den Grund zu kommen, suchte sie eine Aussprache mit Rüstädt. Aber ein Mißgeschick, das ihn völlig unerwartet getroffen, nahm die Aufmerksamkeit des Majors fürs nächste in Anspruch.

Er hatte für die Zeit, wo er der Jagdeinladung des Landesherrn gefolgt war, seinen geliebten Unkas in der Oberförsterei gelassen; denn für Anstand und Birschfahrt wäre der Vorstehhund ja nur im Wege gewesen. Schrupper, der die anderen Köter versorgte, sollte auch auf Unkas ein Auge haben.

Als der Major zurückkehrte, fand er seinen Hund nicht vor. Schrupper, darüber zur Rede gestellt, gab an: als er eines Morgens das Futter gebracht, sei Unkas verschwunden gewesen, dabei die Tür des Zwingers verschlossen. Wahrscheinlich sei der Hund über die Umzäunung geklettert, um sich auf die Suche nach seinem Herrn zu machen. Er habe angenommen, der Hund sei inzwischen bei dem Herrn Major angekommen, sonst würde er längst Alarm geschlagen haben.

Inzwischen waren aber Tage vergangen. Rüstädt bereute jetzt aufs lebhafteste, den guten Hund nicht besserer Fürsorge anvertraut zu haben. Es galt nun, sich auf die Suche zu machen nach dem Tier. Keinem anderen wollte Rüstädt das überlassen, er ging selbst.

Oberförster Seltmann, der regen Anteil an dem Unglück nahm, gab ihm Findig, den Schweißhund, mit, der viel mit Unkas gespielt hatte, und der beim Auffinden seines Kameraden vielleicht gute Dienste leisten konnte.

Rüstädt durchstreifte nun die Ortschaften weit und breit; überall, wo Hunde gehalten wurden, fragte er an. Früh brach er auf, um erst spät abends heimzukehren. Mehr als einmal war er genötigt, wenn kein Wirtshaus in der Nähe war, die Gastfreundschaft eines Bauern oder eines Tagelöhners in Anspruch zu nehmen.

Er lernte dabei die Gegend erst eigentlich kennen. Immer von neuem war er entzückt von der Eigenart der Landschaft. Auch die einfachen Leute kamen seinem Verständnis näher. Er nahm mit Staunen wahr, welch ein vortrefflicher, gar nicht so ungenießbarer Kern sich unter der rauhen Schale bei dieser Art verbarg. So wie die Leute hörten, was der fremde Herr vorhabe, waren sie sofort mitleiderfüllt zur Hilfe bereit, wiesen ihm Weg und Steg und halfen ihm sogar suchen.

Aber es war alles vergebliche Mühe. Unkas war und blieb verschwunden, und Rüstädt mußte sich allmählich mit dem schmerzlichen Gedanken vertraut machen, diesen lieben Freund eingebüßt zu haben.

Da kam eines Tages ein alter Landstreicher von jenseits der Landesgrenze und erzählte, während er in der Oberförsterei die ihm gereichte Armensuppe verzehrte, droben auf der Fuchslehde liege ein veraaster Köter; beim Beerenpflücken sei er darauf gestoßen.

Die Fuchslehde war ein berüchtigter Forstort auf dem Bergrücken, ein langgestreckter, kahler Fleck mit sumpfigem Untergrund, mächtige Felsblöcke darüber hin

verstreut. Außer Birkengestrüpp, Wacholdersträuchern und Heidekraut wollte da nichts Rechtes fortkommen. Hier war ein beliebter Schlupfwinkel für Grenzschmuggler, Holzdiebe und Wilderer.

Man forderte den alten Vagabunden auf, den Weg zu dem Kadaver zu zeigen, — und richtig, da lag Unkas, bereits stark in Verwesung begriffen, aber doch noch erkenntlich an der ungewöhnlichen Farbe des Haares. Es stellte sich bei näherem Zusehen heraus, daß das Fell wie ein Sieb von Schroten durchlöchert war.

Der Major hatte mit Zärtlichkeit an dem edlen Tiere gehangen. Ein ehemaliger Kamerad, der nach Afrika ging, hatte ihm den Hund zum Andenken hinterlassen. Wer den Frevel verübt, war nicht zu ermitteln; man vermutete Wildschützen, die immer bereit waren, der grünen Farbe einen Possen zu spielen.

Dieses Ereignis verleidete Rüstädt den Aufenthalt in der Oberförsterei vollends. Er sehnte sich danach, sein Bündel zu schnüren und dem Quellenhayner Revier den Rücken zu kehren.

Aber er verschob die Mitteilung an den Oberförster, daß er nun gehen wolle, von einem Tag auf den anderen, gewissermaßen auf einen stichhaltigeren Grund für seinen Entschluß wartend. Noch nie hatte er an sich selbst eine solche Unentschlossenheit erlebt.

Was ihn noch hielt, wollte er sich nicht recht eingestehen. Er versuchte, sich einzureden, sein Verhältnis zu Anna sei eine abgetane Sache. Aber eine Stimme seines Innern sagte ihm sehr nachdrücklich, daß er in dieser Form unmöglich scheiden könne. Er fürchtete sich vor dem Abschied von ihr.

* * *

Eines Tages kam ein Brief mit behördlichem Stempel aus der Residenz an Major von Rüstädt.

Von der herzoglichen Forst- und Domänenverwaltung wurde ihm geschrieben, daß man ins Auge gefaßt habe, ihn im Landesforstdienst zu verwenden. Dazu sei notwendig, daß er eine Prüfung ablege. Er werde daher ersucht, sich baldigst behufs Vornahme solcher Prüfung da und da einzufinden.

In einigen privaten Zeilen war noch angedeutet, daß an höchster Stelle der ausgesprochene Wunsch vorhanden sei, ihn baldigst in Stellung zu sehen.

Die Nachricht, überraschend, wie sie kam, elektrisierte Rüstädt geradezu. Mit einem Male sah er die schönsten Aussichten für seine Zukunft eröffnet. Nun sollte er ein Amt, eine Tätigkeit haben, die fortan sein ganzes Leben ausfüllen würde. Das war ja von ihm erstrebt worden von dem Augenblick an, wo er der Hofkarriere entsagt. Aber daß sein Hoffen so schnelle Erfüllung finden sollte, hatte er sich nicht träumen lassen. So hatte ihn sein alter, guter Fürst also doch nicht vergessen! Das also war der geheime Sinn seines Lächelns gewesen, als er ihn mit „Weidmannsheil, Rüstädt!" entlassen hatte.

Und vor dem Examen bangte ihm durchaus nicht. Er fühlte sich gut beschlagen. Hatte er doch auf der Akademie mit Fleiß gehört, und sein Aufenthalt in der Oberförsterei war auch nicht umsonst gewesen.

In der ersten Erregung teilte Rüstädt dem Oberförster sogleich seine glücklichen Aussichten mit. Es war beschämend für ihn, zu sehen, mit welch aufrichtiger Freude der Alte den Erfolg seines Schülers begrüßte. Er bat, seiner Frau das mitteilen zu dürfen, und der Major konnte dazu nicht gut „nein" sagen.

Die Nachricht wurde Anna bei Tisch mitgeteilt. Rüstädt wagte nicht, in ihr Gesicht zu blicken; mit Herzklopfen wartete er auf eine Äußerung. Sie ließ keinen Laut hören, aber als er schließlich verstohlen nach ihr hinblickte, bemerkte er, daß sie sehr blaß war. Seltmann tadelte sie ihrer Gleichgültigkeit wegen und erhob das Glas, um mit Rüstädt auf alsbaldige Anstellung anzustoßen.

Nach Tisch fuhr der Oberförster aus; er werde vor Abend nicht wieder da sein, erklärte er. Es wäre ein leichtes gewesen für Rüstädt, den Alten zu bitten, daß er ihn mitnehme, um auf diese Weise einem Alleinsein mit Anna zu entfliehen; aber er tat es schließlich nicht. Er wollte der Auseinandersetzung, die doch einmal kommen mußte, nicht aus dem Wege gehen.

Lange war er denn auch nicht in seinem Zimmer, als er einen leichten Schritt auf der Holzstiege vernahm, einen ihm so wohlbekannten Schritt; wie manches Mal hatte er ihm klopfenden Herzens entgegengeharrt!

Aber heute flog er nicht auf sie zu. Er ließ sie eintreten, und ohne ihr auch nur die Hand zu reichen, machte er ihr eine steife Verbeugung.

Anna nahm Platz, und jedes blickte in einer anderen Richtung. So blieben sie eine ganze Weile stumm, in gedrückter Haltung, bis dem Manne der Zustand unerträglich wurde.

Er trat zu ihr und sagte, bestrebt, seiner Stimme einen angenehmen Klang zu geben: „Du hast mir nicht gratuliert, Anna!“

Sie erwiderte darauf weiter nichts als: „Du willst fort?“

„Ich muß!“ beeilte er sich zu versichern. „Ich soll mich einer Prüfung unterziehen, und dazu will ich noch

allerhand vorbereiten. Besuche muß man da machen, und equipieren will ich mich doch auch, falls ich wirklich bald eine Anstellung bekäme."

„Und was wird aus mir?" fragte sie mit dem Tone echter Leidenschaft, seine in falscher Gleichgültigkeit gehaltenen Ausführungen unterbrechend.

Er war nicht auf diese Frage vorbereitet. Sie setzte ihn in Verlegenheit. Was aus ihr werden sollte? Lieber Himmel! Sie hatte ihr Kind, sie hatte den Kreis ihrer häuslichen Pflichten. Ja, ihre „Pflichten", das war das lösende Wort, an das er sich klammerte. Er wies sie auf ihre Pflichten.

Sie sah ihn mit großen Augen an. Von Pflichten sprach er! Sie traute ihren Ohren kaum. Das wagte er ihr zu bieten, wo sie mit vollem Herzen zu ihm gekommen war, Hilfe suchend, das Höchste von ihm erwartend dafür, daß sie ihm das Höchste gewährt hatte! Und da kam er mit mageren Ausreden, sprach von Pflichten, die zu vergessen niemand anders als er sie gelehrt hatte! War das Hohn?

„Ja, wir müssen auseinandergehen, Anna!" sagte er und beugte sich zu ihr hinab, mit zuckenden Lippen, denn der Gedanke und fast noch mehr der Ausdruck, den er ihm verlieh, begann ihn selbst zu ergreifen. „Wir müssen! Es ist bitter. Das Herz blutet mir. Aber was soll ich tun? Sage nur selbst, was soll ich tun?"

Sie schwieg auf diese Frage. Der Vorwurf, der auf diesem Schweigen lag, traf ihn.

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Er fühlte, daß er etwas sagen müsse, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und wußte doch wieder nicht, wie er es sagen sollte, denn das einfache: „Zwischen uns ist es aus und muß es für alle Zeiten aus bleiben!" hätte doch

allzu kraß geklungen. Aber wie ihr diese herbe Tatsache beibringen?

„Das ist so im Leben, Anna! Wir müssen versuchen, die Dinge zu nehmen wie sie sind. Wir haben uns hinreißen lassen. Wer der Anlaß gewesen, will ich nicht untersuchen. Auch dein Mann ist nicht freizusprechen von Schuld. Vieles liegt in den Verhältnissen. Kurz, die Versuchung war da! Was in der Leidenschaft geschehen, ist geschehen! Aber nun, wo wir ruhiger geworden sind, wo wir die Sache mehr durch die Brille der Vernunft ansehen . . .“

Weiter kam er nicht, denn hier brach Anna, deren Miene schon während des Letzten nichts Gutes geweissagt, in einen Strom von Tränen aus.

Er wollte sie trösten, sie stieß ihn mit einer Härte, die er nicht an ihr kannte, von sich. Ihr Schluchzen wurde zum verzweifelten Stöhnen. Er fürchtete für sie und bangte zugleich vor einer Entdeckung. Aber sie zeigte sich unzugänglich für jedes Wort der Beruhigung.

Schließlich trat er, unmutig über Eigensinn und Unberechenbarkeit des Frauencharakters, ans Fenster und blickte hinaus. Das Schluchzen hinter ihm wurde allmählich stiller.

Er hörte ein Geräusch und sah sich um. Anna war aufgestanden und stand an der Tür mit verweintem Gesicht, auf dem Sprunge, zu gehen. Genau an derselben Stelle hatte sie gestanden an jenem für ihr Verhältnis entscheidenden Abende. Für einen Augenblick hatte er die Vision, als stehe sie noch einmal vor ihm wie damals: „Hier bin ich, nimm mich hin.“

Er lief nach ihr, wollte sie halten, aber sie war draußen, ehe er sie erreicht hatte.

Rüstädt blieb in großer Unruhe zurück. Eine der peinlichsten Stunden seines Lebens brach an. Er hatte das quälende Bewußtsein, taktlos, ja roh gewesen zu sein. Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen für jedes Wort, das er gesagt hatte. Wie mußte er in ihren Augen dastehen! Sie hatte ein Recht, sich auf das bitterste über ihn zu beklagen.

Und doch, was sollte, was konnte er tun? Sollte er sein Leben etwa an diese Frau ketten? Was ver- verband sie denn Gemeinsames als Erinnerungen, deren man sich bei nüchternem Überlegen schämen mußte? Einer solchen Frau seinen Namen geben? Nein!

Und doch hatte ihm ihr: „Was wird aus mir?" in die Seele geschnitten. Dieses eine Wort offenbarte ihm die ganze trostlose Verzweiflung ihres Gemüts.

Darin glichen sich eben alle solche Verhältnisse: die Frau nimmt die Liebe viel ernster als der Mann. Sie setzt ihr Alles ein, gibt sich ohne Rückhalt. Der Mann, im Augenblicke schrankenloser und glühender, bleibt doch der Kältere und Überlegtere, hält sich immer eine Tür zur Freiheit offen. So war es auch hier wieder. Was für ihn nur eine Episode gewesen, das hatte Anna aufgefaßt als den Wendepunkt ihres Daseins. Unvorsichtig, ohne jede Berechnung, hatte sie ihr Alles gesetzt auf ihn, den sie liebte. Und darum mußte sie getäuscht werden, denn sie hatte nicht gerechnet mit dem Ehrgeiz des Mannes, der vor allem sich selbst durchsetzen will und selbst die Liebe drangibt, wenn sie ihm hinderlich ist, seine Pläne zu verfolgen.

Seit Rüstädt durch das Schreiben der herzoglichen Behörde der Erfüllung seiner kühnsten Hoffnungen um so viel näher gerückt war, schien alles, was in ihm von Energie und Ehrgeiz geschlummert, so straff angespannt,

daß die feineren und weicheren Saiten seiner Natur darüber nicht zu Worte kamen. Hier galt es den Ausbau seines Lebens! Daß dabei das Glück eines anderen Lebens, in das er verhängnisvoll eingegriffen, zu grunde gehen könne, wollte er nicht sehen.

Einmal hatte der Bruch ja doch kommen müssen. Der Schnitt, je eher und je gründlicher ausgeführt, war um so leichter zu ertragen. Mit der Zeit würde ihr Schmerz Linderung finden und die Wunde verheilen.

An nächsten Morgen schon reiste er ab. Er hatte den ersten Zug gewählt. Seine Annahme, daß Anna bei der Abfahrt nicht zugegen sein werde, bestätigte sich. Der Oberförster aber war auf den Beinen und gab dem Major bis an die Grenze des Reviers das Geleite. Er sprach die Hoffnung aus, daß Herr von Rüstädt, wenn er erst den grünen Rock trage, sich wieder im Quellenhayner Forstrevier zeigen werde.

Rüstädt murmelte etwas wie eine Zusage, gab sich selbst dabei aber das Versprechen, daß ihn sein Weg nie wieder hier hinauf führen solle. Für ihn war dieses Lebenskapitel abgeschlossen.

## IX.

In Annas Dasein war die Sonne untergegangen. Nach kurzer Sommerlust brach für sie mit einem Male jäh, ohne Übergang, der Winter herein.

Die Demütigung, sich verschmäht zu sehen, ertrug sich leichter, als das Bewußtsein, für alle Zeit verlassen zu sein, verlassener als sie es vorher gewesen. Ein Gefühl trostloser Leere kam über sie, wie man es hat, wenn durch den Tod ein lieber Mensch jäh von unserer Seite gerissen wird. Wie vom Donner gerührt steht man

vor der dunklen Grube, vor dem düstersten aller Rätsel: daß nicht mehr sein soll, was gewesen, ein gähnendes Nichts, wo eben noch frisches Leben und Liebe.

Der Major war verschwunden aus dem Quellenhayner Revier, als habe ihn die Erde eingeschluckt. Selbst der Oberförster hatte erwartet, daß er von seinem neuen Aufenthaltsorte aus etwas von sich hören lassen würde; ein paar Worte wenigstens hätte er schreiben können!

Anna konnte sich nicht darein finden. Es war doch gar nicht möglich! So ganz und gar konnte er sie doch nicht vergessen haben. Gewisse Worte, Augenblicke, Vertraulichkeiten, Erlebnisse, die sich ihrem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hatten, von denen sie zehrte, an denen sie sich erwärmte, mußten doch auch ihm unvergeßlich geblieben sein. Er hatte doch dasselbe gefühlt! Die Flamme seiner Leidenschaft hatte die ihre entzündet, gemeinsam waren sie emporgewachsen, bis sie schließlich zusammenschlugen über den Menschen, ihr Fühlen, Denken, alles in einem Wirbel davontragend. Konnte man so etwas vergessen? Sicher, die Erinnerung daran, die Sehnsucht danach mußte ihm auf der Seele brennen. Er mußte die Öde des Alleinseins empfinden wie sie.

Anna fragte häufig den Postboten nach Briefen. Ja, sie ging so weit, sich bei der Agentur zu erkundigen, ob postlagernde Briefe da seien. Sie glaubte, Rüstädt scheue sich vielleicht, unter ihrer wirklichen Adresse an sie zu schreiben. Sie konnte und wollte die Hoffnung nicht aufgeben, daß eines Tages Botschaft von ihm kommen werde. Aber die Tage kamen und gingen, und ihre Hoffnung blieb unerfüllt.

Und so mußte sie sich allmählich in das Unerhörte

finden: sie war verlassen, betrogen von ihm, der ihr als der Inbegriff aller ritterlichen Tugend, der Großmut und Hochherzigkeit erschienen war!

Anna hielt es nicht für notwendig, ihren Kummer zu verbergen. Wie geschlagen schlich sie umher. Des Nachts fand sie keinen Schlaf, warf sich weinend und stöhnend auf ihrem Lager hin- und her. Der Herzenskummer stand ihr im Gesicht geschrieben. Sie magerte ab, ihre Haltung ward schlaff. Sie versäumte die häuslichen Pflichten, ließ alles gehen, wie es gehen wollte, kümmerte sich um nichts, weil ihr alles zum Ekel geworden war.

Oberförster Seltmann, der sich im allgemeinen nicht viel um die Gemütsverfassung seiner Umgebung kümmerte, wurde doch endlich aufmerksam; dadurch daß Anna die Wirtschaft vernachlässigte, bekam er es gewissermaßen am eigenen Leibe zu spüren, daß nicht alles in der alten Ordnung sei.

Weit davon entfernt, den wahren Zusammenhang sofort zu begreifen, fühlte er sich zunächst nur unbehaglich. Er klagte gelegentlich seinem Vertrauten, dem Pastor Waibel, gegenüber, welch ein Geist in Anna gefahren sei. Der Geistliche zuckte die Achseln und ließ Andeutungen hören, die den Oberförster stutzen machten.

Nun fing er an, seine Frau zu beobachten. Wäre es möglich, daß sie sich das Fortgehen des Majors zu Herzen genommen?

Selbst als sie den Argwohn ihres Mannes zu ahnen begann, hielt Anna es nicht der Mühe für wert, zu heucheln oder auch nur sich zusammenzunehmen. Eine große Gleichgültigkeit war über sie gekommen. Mochten die Menschen doch sehen, wie es mit ihr stand,

mochte man sie doch verlästern, mochte man mit Fingern auf sie weisen und alle Steine der Verdammung auf sie werfen! Es wäre ihr nur ein Labsal gewesen im Vergleich zu der Qual, mit der sie heimlich gefoltert wurde.

Die Sorge, ihr Mann könne alles entdecken, schreckte sie kaum noch. So zaghaft sie früher vor seinem Zorn gewesen, so ruhig sah sie ihm jetzt entgegen. Mochte es doch zu einem Ausbruche seiner Brutalität kommen! Sie sehnte sich geradezu danach. Er konnte sie niederschießen. Erlösung wäre das gewesen! Oder hätte er sie geschlagen, so wie er den Jungen manchmal schlug, dann würde sie gewußt haben, was zu tun; dann hätte er ihr ein Recht gegeben zu dem Schritte, den sie schon manches Mal erwogen: ihn zu verlassen.

Es kam zunächst zu keinem Ausbruch. Seltmann hegte Verdacht, aber ohne rechten Anhalt. Und nun, wo die Gelegenheit, etwas Sicheres festzustellen, längst vorüber war, fing er an, seine Frau zu überwachen. Er kam zu ungewohnter Stunde aus dem Forste zurück, um sie zu überraschen, er sah, wenn Briefe ankamen, nach Stempel und Handschrift.

Anna ertrug sein Spionieren mit absichtlich zur Schau getragener Verachtung. Sie wollte nichts vor ihm verbergen. Er konnte sie ja fragen, sie würde ihm alles gesagt haben. Aus ihrem eigenen Munde hätte er erfahren, was er auf diese Weise nimmermehr herausfand.

Seltmann hatte es früher nicht der Mühe für wert gehalten, mit seiner Frau in irgendwie tieferen Gedanken- und Gefühlsaustausch zu treten; ihre Bedürfnisse waren ihm fremd, ihre Seele war ihm ein verschlossenes Buch.

Kein Wunder, daß er ihre außergewöhnliche Verfassung jetzt erst recht nicht verstand.

Sein Mißtrauen war ein ganz oberflächliches, von außen in ihn hineingetragenes. Jedes feinere Empfinden für die Person oder gar für die komplizierte Individualität einer Frau ging ihm ab. Argwohn quälte ihn, er vermutete dunkel, daß Anna ihn hintergangen habe, vielleicht noch hintergehe. Wie ein Stachel saß dieser Argwohn in seinem Fleisch. Der ganze Mann war wie verändert, unruhig, ja unsicher geworden. Der alte, wetterharte, in mancher Gefahr erprobte Bursche stand verzagt. Er sah weder Weg noch Ziel vor sich in dieser Sache, die viel zu fein gesponnen war, um von seinen derben Händen entwirrt zu werden. Einfach zugreifen und den Knoten zerreißen, ging auch nicht an. Das geheime Bewußtsein, daß er selbst nicht frei sei von Verschuldung, trug dazu bei, seine sonst feste Hand zittern zu machen und sein klares Weidmannsauge zu trüben.

So gingen die Tage hin in der Oberförsterei, trübe und unbehaglich. Kaum, daß die Eheleute überhaupt noch miteinander sprachen. Eine schwere Katastrophe schien in der schwülen Luft zu hängen.

Inzwischen war der Spätherbst herangekommen mit rauhen Stürmen und den ersten Vorboten von Frost und Schnee. Finsterer noch als sonst stand der Wald. Die wenigen Laubbäume unter dem Nadelholz büßten täglich von ihrem Blätterschmuck ein. Bald waren die prächtigen Herbstfarben ausgelöscht, das letzte Zeichen verwischt, das noch an Frühling und Sommer erinnern konnte. Nebel senkten sich schwer über die Waldlandschaft hernieder, wollten sich nicht heben lassen von der Sonne, die keine Kraft mehr hatte. Kalt und grau

schien die ganze Natur, die Welt voll Todesahnungen und jede Hoffnung auf bessere Zeiten begraben.

Der Witterung zum Trotze ging Anna viel ins Freie. Sie suchte jene Plätze auf, an denen sie im vergangenen Sommer in seiner Gesellschaft geweilt. Jedes gemeinsame Erlebnis, jedes Wort, jeder Händedruck und Kuß, dessen Zeuge allein der verschwiegene Wald gewesen, lebte wieder auf in ihrem Gedächtnis. Und der graue Flor, den der November darüber gelegt hatte, stimmte gut zu ihrer Stimmung. Trostlos dem Ende zugeneigt, wie die in Leichenfarbe gekleidete Welt war ihr Gemüt, alles Hoffen unwiederbringlich dahin, wie Blätter, Gras, Blumen, die Zeugen ihres Glückes gewesen.

Kam da eines Tages Frau Pastorin Waibel zu Besuch in die Oberförsterei — wie sie selbst angab, nur um mal zu sehen, was die Verwandten machten. Der Oberförster war gerade nicht zu Haus, und Anna mußte sehen, wie sie allein mit der Dame fertig werde.

Die Pastorin erzählte erst dieses und jenes, aber es ging aus ihrem ganzen Gebaren hervor, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Nach einiger Zeit kam sie auch heraus damit: „Hast du denn schon gehört, liebe Anna, die Mönchsroder Försterei ist nun endlich besetzt?"

Das Mönchsroder Revier lag jenseits des Berges und grenzte auf der Höhe mit dem Quellenhayner Forst.

Anna fuhr zusammen bei der Frage, von einer eigentümlichen Vermutung gepackt. Und ohne ihre Wißbegier irgend zu verbergen, fragte sie atemlos: „Wer hat die Stelle bekommen?"

„Daß dir dein Mann so etwas nicht sagt!" meinte

die Pastorin mit lauerndem Blick. „Du kennst den neuen Förster; er war ja ein ganzes Jahr bei euch. Die Leute sagen, er hätte die Stelle durch Protektion erhalten. Merkwürdig, daß der Herr gerade so in eure Nähe kommen mußte! Nicht? Aber daß dir dein Mann gar nichts davon gesagt hat! Herr von Rüstädt ist nämlich schon angetreten."

In diesem Tone erzählte sie weiter, dabei immer gespannt in Annas Gesicht blickend.

Anna war erbleicht. Alles Blut wurde ihr nach dem Herzen getrieben. Sie lächelte, ohne es zu wissen, und starrte mit weiten Augen die Sprecherin an. Ihr Kopf schwindelte, aber ihr Herz jubelte.

* * *

Rüstädt sah sich, nachdem er in seine Försterei eingezogen, zunächst einmal im Revier um. Mit Hilfe der Karten beging er die Grenzen und nahm dann die einzelnen Bestände dran. Bald merkte er, daß er auf einen Platz gestellt sei, wo es Arbeit gab.

Die Försterei Mönchsroda war vor nicht allzu langer Zeit errichtet aus Ankäufen, die der Fiskus gemacht. Das Land, minderwertig und schlecht gepflegt, war zu Kulturzwecken vom Staate erworben worden. Schließlich hatte man diese einzelnen Stücke zusammengelegt und daraus ein selbständiges Revier gebildet. Wirklich alte Bestände, wie sie Rüstädt vom Quellenhayner Revier her kannte, gab es hier nur verschwindend wenige, dafür aber um so mehr liederlichen Bauernbusch, der durch Aufforsten und Anschonen erst der regelrechten Forstkultur gewonnen werden sollte.

Ein anderer würde vielleicht darüber geklagt haben, auf einen so unwirtlichen Platz gekommen zu sein;

Rüstädt war damit gerade einverstanden. Hier war er vor eine das Leben ausfüllende Aufgabe gestellt. Von hier wollte er nicht wieder fortgehen, selbst wenn man ihm mit der Zeit bessere Stellen anbieten sollte; hier wollte er seine Tage beschließen. Sein einziges Interesse sollte forthin sein: dieses Stück Ödland, das ihm sein gütiger Fürst anvertraut, auf die denkbar höchste Stufe der Kultur zu bringen.

Freilich, jetzt, wo der Winter vor der Tür stand, war nicht viel Großes zu unternehmen. Höchstens die Arbeit für das kommende Jahr konnte man vorbereiten. Sein Vorgänger hatte die Stelle nur als Durchgangsposten betrachtet und darum nur das Notwendigste getan. Die meisten Arbeiten hatte er von Schulkindern und Frauen ausführen lassen, darum fehlte es an einem Stamm geschulter Waldarbeiter.

Um den Winter nicht müßig zu verbringen, beschloß Rüstädt, einige der wildesten Partien, in denen Schneebruch gehaust und die niemals gesäubert worden waren, zu läutern. Dazu brauchte er Männer. Er schrieb die Arbeit aus. Unter den Leuten, die sich meldeten, wählte er die, welche seinem beim Militär geübten Blicke als die Kräftigsten und Ausdauerndsten erschienen. Sie sollten ihm den Grundstock abgeben für einen Waldarbeiterstamm, mit dem er später das Entwässern, Wegebauen, Anlegen von Saatkämpen und anderen Meliorationen vornehmen wollte.

Solche Tätigkeit hielt ihn von früh bis Abend in Atem. Wenn ihn die Dunkelheit ins Haus trieb, arbeitete er dann noch an dem arg vernachlässigten Forstschreibwerk, um schließlich, beim türkischen Tabak angelangt, seine Pläne weiterzuspinnen, im Geiste den Forst emporwachsen zu sehen, zu dem jetzt noch nicht

einmal der Same in die Erde gesenkt war. Selten nur fand er Lust dazu, in den französischen Romanen zu lesen, von denen er sich eine Anzahl zur Unterhaltung mitgebracht. Selbst der Zeitung vermochte er in dieser Stimmung keinen Geschmack abzugewinnen.

Das Mönchsroder Forsthaus war aus einem ehemaligen Bauernhause entstanden, dessen Land man zum neugebildeten Revier geschlagen hatte. Die einzige große Stube lag zu ebener Erde, mit niedriger Holzdecke und mächtigem Kachelofen, in dem sich gleichzeitig die Kocheinrichtung befand. Alles das war geblieben, wie es die ehemaligen Besitzer verlassen. Rüstädt zog in dieses Zimmer, das wärmste und gemütlichste im Hause.

Eine alte Frau, die er angenommen, kochte ihm die Mittagsmahlzeit. Den Tee früh und abends bereitete er sich selbst. Einige Konserven und ein paar Dutzend Flaschen guten Weins hatte er für alle Fälle mitgebracht. Im Hundezwinger bellten ein Vorstehhund deutscher Rasse und ein Teckel. Sein Waffenschrank war schon von früher her gut versehen. So hatte er alles, was er zu Leben und Beruf brauchte.

Sein jetziges Einsiedlerleben stach merkwürdig genug gegen die letzten Wochen ab, die er in der Residenz zugebracht. Noch einmal hatte er wohl oder übel Besuche machen und Einladungen annehmen müssen.

Es war ihm prophezeit worden, er werde es in der Einsamkeit von Mönchsroda nicht lange aushalten; nur zu bald werde er von da zurückkehren in die wirkliche Welt. Wie schlecht kannten ihn die Menschen doch!

Mit wahrer Befriedigung hatte er schließlich seine Gesellschaftsanzüge weggeschenkt, als Gegenstände, die

er nie mehr brauchen würde, mit vollem Bewußtsein die Schiffe hinter sich verbrennend.

Er dachte nicht daran, in dem neuen Heim irgend welchen geselligen Verkehr zu pflegen. Während seiner Lehrzeit im Quellenhayner Revier hatte er ja Land und Leute hier herum einigermaßen kennen gelernt, und er war der Ansicht, daß es nicht der Mühe lohne, Beziehungen anzuknüpfen. Er wollte die Menschen in Ruhe lassen und erwartete, daß sie ein gleiches Verhalten ihm gegenüber beobachten würden. So hoffte er, sich eingraben zu können wie der Dachs in seinen Bau.

Daß sein Haus kaum dritthalb Stunden vom Quellenhayner Forsthause entfernt lag, hatte ihm schon manche sorgenvolle Stunde bereitet. Diese Nachbarschaft war das einzige, was er an seinem Mönchsroder Reviere auszusetzen fand. Sie rief ihm die Erinnerung wach an einen Abschnitt seines Lebens, den er kaum noch zu begreifen vermochte.

Wert und Unwert eines Gefühles kann man recht eigentlich erst aus einer gewissen Entfernung bemessen. Jetzt, nachdem Monate vergangen, seit er Anna zum letzten Male gesehen, erkannte Rüstädt erst, wie wenig ihm eigentlich das Verhältnis zu ihr bedeutet hatte. Eine kurze Episode war es gewesen in seinem Leben. Ein leichter Sieg, auf den er sich nicht allzuviel einbilden durfte. Jugend, Unerfahrenheit und nicht zuletzt die Gelegenheit, hatten sie ihm als leichte Beute in die Hand gespielt. So oft er früher ernsthaft geliebt, wenn es zum Bruch gekommen, hatte er doch stets eine schmerzliche Krise seines ganzen Seins durchgemacht, wie verwaist war er sich jedesmal vorgekommen. Aber diesmal war die Wunde schnell geheilt. Die Wonne des Zueinanderfindens, die Freude des Einanderzugehörens

hatte er ausgekostet, und als sich die Tragik solcher Liebe verhängnisdrohend zu melden begann, da hatte ihn ein gütiges Geschick von ihrer Seite wegversetzt.

Anna würde inzwischen wohl auch ruhiger geworden sein und eingesehen haben, daß es so das beste sei. Er hatte ihr nicht geschrieben, obgleich ihn die Versuchung in der ersten Zeit manchmal angewandelt. Er glaubte, wenn sie nichts von ihm höre, werde sie ihn am ehesten vergessen.

Jetzt kam alles auf sein Verhalten an, sagte er sich. Er mußte kaltes Blut bewahren, er mußte die einmal angenommene Rolle mit Konsequenz zu Ende führen. So allein nur war es möglich, ein unerquickliches Nachspiel zu verhindern.

Auch darum schon wollte er in keinem Hause der Umgegend verkehren, weil es der Zufall doch hätte fügen können, daß er ihr am dritten Orte begegne.

## X.

Mit Oberförster Seltmann sollte Rüstädt nur allzubald zusammenkommen.

Der Oberförster hatte eine Versammlung sämtlicher Förster der Umgegend einberufen, um zu beraten, was gegen die neuerdings wieder frecher denn je auftretende Wilddieberei geschehen solle.

Auch Rüstädt folgte der Aufforderung, aber er sah der Begegnung nicht gerade mit angenehmen Erwartungen entgegen. Auf den ersten Blick erkannte er, daß Seltmann nicht mehr unbefangen sei. Von der biederen Offenheit, mit der ihm der Oberförster ehemals begegnet, war heute keine Rede. Die Begrüßung der beiden Männer fiel steif und frostig aus.

Dem Major war es fast lieb so. Der Groll des Mannes schien ihm leichter zu ertragen als seine Freundlichkeit. Nichts hatte ihn bisher bei dem ganzen Handel so gedemütigt, als die Notwendigkeit, dem Gatten gegenüber erlogene Zuvorkommenheit aufrecht zu erhalten.

Rüstädt entfernte sich aus der Versammlung, so früh es irgend angängig war, um dem Alten das Peinliche seiner Anwesenheit zu ersparen. Daß die anderen Forstleute ihm das wahrscheinlich als Hochmut auslegen würden, nahm er mit in den Kauf. War man doch so wie so nicht gut auf ihn zu sprechen, weil er nicht von der Pike auf gedient hatte. Wahrscheinlich mißtraute man auch dem Aristokraten, hielt ihn wohl gar für einen Streber, der Karriere machen wollte. Nun, das konnte Rüstädt nicht ändern; mit der Zeit würden ihn die Leute schon besser kennen lernen.

Bei jener Versammlung waren energische Maßregeln beschlossen worden. Die Wilddiebe kamen von jenseits der Landesgrenze. Es war ihnen besonders schwer beizukommen, da jede Verfolgung aufhören mußte, sobald sie sich und ihre Beute ins neutrale Gebiet gerettet hatten.

Regelmäßige Patrouillengänge entlang der Grenze waren verabredet worden. Ein Förster sollte den anderen auf seinem Jagdgebiet unbeanstandet Durchgang gewähren. Ein Kennwort ward ausgegeben, Hilfs- und Alarmsignale wurden ausgemacht.

Die ganze Jägerei der Gegend befand sich in Alarmzustand. Seltmann, als der älteste und angesehenste Weidmann weit und breit, hatte die Führung in diesem Feldzuge im Kleinen übernommen.

Auch Rüstädt widmete sich der Sache mit Eifer.

Er wollte den anderen zeigen, daß er würdig sei, das grüne Kleid zu tragen. Er erkannte hierin einen Appell an seine Unerschrockenheit. Der Offizier in ihm war erwacht.

Er machte fleißig Rundgänge in seinem Forste. Nichts Verdächtiges zeigte sich. Wohl aber waren auf einem anderen Revier bereits Schüsse gewechselt worden zwischen Wilderern und Förstern, ohne Ergebnis.

Der erste starke Schneefall trat Mitte November ein. Am frühen Morgen schon fand er Rüstädt auf den Beinen, der den hochwillkommenen Spurschnee ausnutzen wollte, um Fährten zu untersuchen. Fuchs, Marder, Iltis und anderes Raubzeug schienen in Überzahl vorhanden, so daß er beschloß, Fallen aufzustellen.

Als er von seiner Streife durchs Holz auf den Hauptweg kam, der nach seinem Hause führte, fielen ihm im Schnee menschliche Fußspuren auf. Man war da vor kurzem gegangen; die Spur war noch ganz deutlich. Es war ein kleiner Fuß, wie von einem Kinde oder von einer Frau. Wahrscheinlicher war das letztere, denn an einigen Stellen hatten die Röcke geschleppt.

Rüstädt verfolgte diese Fußstapfen voll Spannung; ein beunruhigender Verdacht hatte sich seiner bemächtigt. Die Spur führte zum Waldrand an eine Stelle, von wo aus, tiefer im Gelände, das Mönchsroder Forsthaus zu erblicken war. Dort war man stehen geblieben — ein runder Fleck zeigte sich ausgetreten im Schnee —, dann war man umgekehrt und über den Berg in der Richtung nach dem Quellenhayner Forst zurückgegangen.

Also hier hatte sie gestanden und nach seinem

Hause hinabgeblickt! Vielleicht war es nicht das erste Mal gewesen. Nur der frisch gefallene Schnee war zum Verräter geworden.

Rüstädt erschrak in innerster Seele. Diese kleine Fußspur im tiefen Schnee redete eine deutliche Sprache zu ihm.

Alle seine Annahmen waren also falsch; sie hatte ihn nicht vergessen, sie wollte nicht von ihm lassen. Und würde sie sich begnügen, hier am Waldrande zu stehen und sehnsuchtsvolle Blicke nach seinem Hause zu schicken? Wie er die Frauen kannte, nicht! Eines Tages würde sie von neuem vor ihn treten mit ihrem verhängnisvollen: „Was wird aus mir?"

* * *

Am nämlichen Abend, als Rüstädt in seinem Armstuhle saß, darüber nachsinnend, wie er nach dieser Entdeckung sein Verhalten einrichten wolle, hörte er plötzlich durch die Nachtstille einen Ton hallen, der ihn auffahren machte: ein Schuß, wenn auch in weiter Ferne.

Er sprang ans Fenster, öffnete es und lauschte in die Nacht hinaus. Ein zweiter Schuß fiel; diesmal hatte er genau die Richtung feststellen können.

Er überlegte: sollte er zu einem seiner Kollegen gehen und sich mit ihm vereint auf die Suche nach dem nächtlichen Schützen machen? Er hatte es weit bis zum nächsten Forsthause. War es seiner nicht würdiger, die Sache allein auszuführen? Einen Augenblick nur schwankte er, dann hatte er auch schon seinen Drilling in der Hand, und damit hinaus.

Die Nacht war windstill und mondklar, dazu leuchtete der Schnee, so daß man hätte meinen können, es sei heller Tag.

Rüstädt schritt, ohne einen Weg anzunehmen, quer durch den Wald, bergan, in der Richtung der vernommenen Schüsse. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und lauschte mit gespannten Sinnen nach jedem Laut, sorgfältig bedacht, selbst so wenig als möglich Lärm zu machen.

Über eine Stunde war er schon so gegangen, ohne das geringste Verdächtige entdecken zu können.

Seine Gedanken, anfangs ganz bei der Sache, fingen an, sich anderem zuzuwenden. Eine leichte, beinahe freudige Laune kam über ihn. Es ist schwer, sich der eigenartigen Stimmung zu entziehen, die der Mondschein im Walde ausübt. Alles ist wie verzaubert. Das grelle Licht rückt die Dinge so nahe an uns heran, das Dunkel erscheint dunkler und das Geheimnisvolle geheimnisvoller. Jeder Spuk mag in solcher Nacht glaubhaft erscheinen. Mehrmals meinte er in einem ungewöhnlichen Stein oder Strauch eine verdächtige Gestalt zu erkennen; ja, das eine Mal war er seiner Sache ganz sicher: dort stand ein Kerl mit angelegter Büchse. Schließlich war es ein harmloser Baumstumpf, der ihm das Herz hatte schneller klopfen machen.

Rüstädt malte sich aus, wie es sein würde, wenn er von Wilderern überfallen worden und auf dem Platze geblieben wäre. Er war bei seinem eigenen Begräbnis anwesend, hörte die Grabrede und fühlte sich plötzlich von aufrichtiger Trauer und innigster Rührung erfaßt, als habe er soeben einen guten Freund begraben. Wie wenig Menschen gab es doch schließlich, denen sein Tod etwas bedeutet hätte, die ihn ernstlich betrauern würden! Wie allein war man doch in der Welt, wie furchtbar allein!

Und mit einem Male waren seine Gedanken bei

Anna, — er wußte selbst nicht, wie das kam. Sie war ihm wunderbar nahe, als schreite sie neben ihm, als halte er ihre Hand in der seinen, wie einst. O, wie er sie in diesem Augenblicke liebte, aus seiner Vereinsamung heraus! Was war das Leben, wenn man nicht das Bewußtsein hatte, wenigstens einem Mensch zuzugehören? Es war Unsinn, alles Unsinn, was er sich da vorgeredet hatte, daß sie ihm gleichgültig geworden sei. Wenn er sie jetzt hier gehabt hätte, wie wären alle Gründe der Vernunft verflogen, mit denen er sich hatte festmachen wollen! Er dachte an seine Entdeckung vom Morgen; in ganz anderer Beleuchtung erschien sie ihm jetzt. Also im Schnee hatte sie gestanden um seinetwillen! Er sah sie ordentlich vor sich, von einem Fuße auf den anderen tretend, unschlüssig, sich nicht getrauend, zu ihm hinabzugehen. Vielleicht saß sie jetzt noch auf drüben im Quellenhayner Forsthause und dachte seiner. Er erwärmte sich an dem Gedanken.

Inzwischen war er auf den Bergkamm und damit an die Grenze seines Reviers gekommen. Hier begann die Fuchslehde, jener Streifen Ödland, auf welchem Unkas verendet gefunden worden war.

Rüstädt machte Halt, vor ihm lag eine Lichtung; gegenüber das Fichtendickicht war bereits Quellenhayner Revier. Weiter wollte er nicht gehen. Es war ja doch aussichtslos, auf ein paar ferne Schüsse hin einen ganzen großen Wald abzusuchen.

Während er noch stand, hörte er auf einmal ein Knacken, wie wenn auf einen dürren Zweig getreten worden sei. Da — noch einmal! Es kam von jenseits der Lichtung, aus den Fichten. War es Tier oder Mensch?

Rüstädt glaubte das eigene Herz schlagen zu hören; er umfaßte den Lauf seines Gewehres fester, überlegend, daß er durch den Mond, der gerade über ihm stand, gutes Büchsenlicht habe.

Die dunkle Masse der Zweige ihm gegenüber teilte sich an einer Stelle, zwei Männer traten hintereinander auf den halberleuchteten Platz hinaus. Einen Augenblick machten sie Halt und schritten dann quer über die Lichtung.

Als das volle Mondlicht ihre Gestalten traf, erkannte sie Rüstädt; es war Oberförster Seltmann, begleitet von Schrupper, der den Schweißhund an der Leine führte.

Rüstädt überlegte, ob er sie ruhig vorbeilassen solle. Aber Findig hatte bereits Witterung von ihm bekommen und schlug an. Sofort sprangen beide Männer, die eben den Hochwald erreicht hatten, jeder hinter einen Baum und gingen in Anschlag. Da rief Rüstädt das Kennwort und trat aus seinem Versteck hervor. Der Oberförster antwortete mit dem Kennwort und kam vor, noch nicht ahnend, mit wem er es zu tun habe. Rüstädt lüftete grüßend den Hut, wobei ein Mondstrahl über sein Gesicht fiel. Der Oberförster machte jäh Halt.

So standen sie eine Weile und blickten einander an, Gewehr im Arm, so nahe, daß jeder das Auge des anderen erkennen konnte. Keiner sagte etwas. Dann machte der Oberförster kehrt und ging fort.

Rüstädt blieb stehen, völlig überwältigt von dem eben Durchlebten. Findig drängte sich an ihn heran und sprang, den alten Freund wiedererkennend, freudig bellend an ihm in die Höhe.

Dann kam auch Schrupper und erzählte: etwa in

der elften Stunde hätten sie zwei Schüsse gehört und seien aufgebrochen, um den Wildschützen beizukommen. Mit Hilfe des Hundes hätten sie auch Anschuß und Schweiß gefunden, aber leider zu spät. Die Spuren führten nach der Landesgrenze; den Spitzbuben war es also wieder einmal geglückt, sich und die Beute in Sicherheit zu bringen.

Der Oberförster pfiff dem Hunde, der sofort folgte, und auch Schrupper ging seinem Herrn nach.

Langsam schlug Rüstädt den Heimweg ein, tief in Gedanken. Er wurde das Bild nicht los: Annas Gatte ihm gegenüber, Gewehr im Arm, ihn mit dem scharfen Weidmannsauge musternd. Selbst für den Mutigsten hat es etwas tief Beunruhigendes, das Bewußtsein, einen Todfeind zu haben.

## XI.

Pastor Waibel kam jetzt öfter in die Quellenhayner Oberförsterei. Wenn er Anna begegnete, ließ er sie durch vernichtende Blicke seine moralische Entrüstung fühlen.

Was machte sie sich aus solcher Verachtung! Konnte ein Mann wie Waibel verstehen, daß sie sich ihrer Liebe nicht schämte?

Was der Pastor mit ihrem Gatten bespreche bei solchen Gelegenheiten, wußte Anna nicht; daß es für sie nicht günstig sei, schloß sie daraus, daß der Oberförster nach jeder Zusammenkunft mit dem geistlichen Vetter nur noch finsterer vor sich hinbrütete. Anna machte sich darüber keine tieferen Sorgen, aber das, was sie eines Tages erfahren sollte, kam ihr doch überraschend und versetzte sie in die größte Erregung.

Zwischen den beiden Männern war besprochen worden, daß Helmut die Weihnachtsferien nicht im elterlichen Hause verbringen solle, sondern unter Pastor Waibels Obhut in dessen Pfarrhause. Das erfuhr Anna nur ganz gelegentlich, als sie ihrem Manne von Vorbereitungen sprach, die man für Helmuts Bescherung zu treffen habe.

Anna hatte sich zwar daran gewöhnt, vieles über ihren Kopf weg angeordnet zu sehen, aber das hier war ihr zu viel. Ihr Junge während der Ferien in ein fremdes Haus gegeben? Was dachte ihr Mann denn?

Weshalb das sein solle, fragte sie. „Weil ich's so bestimmt habe!" entgegnete er. Aufs höchste aufgebracht, meinte Anna dagegen, sie werde das nicht zulassen, sie verlange den Jungen.

Ihr Mann maß sie mit einem feindlichen Blicke. „Wenn du die Mutter danach wärst, ja! Aber einer Frau wie dir vertraut man nicht sein Kind an."

Anna senkte das Haupt, schwer getroffen. „Ihr wollt mir das Kind nehmen?" fragte sie nach einiger Zeit, Tränen in der Stimme. Der Oberförster schwieg.

„Ihr werdet den Jungen nicht zwingen!" rief die Mutter, zum Äußersten gebracht. „Er wird sich's nicht gefallen lassen. Er hat mich lieb; er gehört mir!" Mehr brachte sie im Augenblicke nicht heraus vor Weinen.

„Das laß nur Waibels Sorge sein!" erwiderte Seltmann kühl; „Waibel wird den Bengel in die Kur nehmen. Es ist die höchste Zeit, daß er gestutzt wird. Er ist allzu sehr nach der Frau Mama geraten! Alles Flennen ändert nichts!"

„Und der heilige Christ für das Kind?" klagte Anna.

„Heiligen Christ werden wir in diesem Jahre überhaupt nicht haben," erwiderte Seltmann in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß.

An dem Tage, der Helmut bringen sollte, fuhr der Oberförster selbst nach Kupferberg, um den Jungen an der Bahn in Empfang zu nehmen, was bisher stets Sache der Mutter gewesen. Diesmal würde sie ihn überhaupt nicht zu sehen bekommen; er sollte sofort in das Pfarrhaus befördert werden.

Anna war wie von Sinnen. Eine solche Vergewaltigung! Wenn sie selbst körperlich gemißhandelt worden wäre, so hätte sie das leichter ertragen als den Gedanken, daß ihr Junge für sie büßen solle. Das arme Kind würde ja gar nicht den Zusammenhang verstehen. Und ihn zu wissen in den Händen eines Paares, dem sie gegen ihr Fleisch und Blut jede Grausamkeit zutraute! Helmut, dieses lebendige, Freiheit gewohnte Kind, in Korrektion gegeben! Verzweifeln würde er!

Nein, sie wollte das nicht ertragen! Aber, was für Mittel hatte sie in der Hand, es zu verhindern? Dem Jungen schreiben? — Man würde ihm den Brief nicht geben. Selbst zu ihm gehen? — Man würde sie nicht an ihn heran lassen.

Es gab nur einen Menschen, der hier helfen konnte, der eine, zu dem sie trotz allem, was geschehen, noch immer das tiefste Vertrauen hegte, der ihr helfen mußte, weil sie ihn so grenzenlos liebte.

Heute, das wußte sie, würde sie den Mut finden, bis zu ihm zu dringen; heute brauchte sie nicht mehr zagend von ferne zu stehen, sich nicht getrauend, seine Schwelle zu überschreiten. Heute gab ihr ja das Unglück ein Recht, vor ihn hinzutreten und zu bitten: hilf mir!

* * *

Der Oberförster war noch nicht lange fort auf seinem Schlitten, als sich Anna in der Richtung nach dem Mönchsroder Forsthause auf den Weg machte.

Sie kannte den Weg ja nur zu gut, den Berg hinan und hinab; in anderthalb Stunden konnte man dort sein. Tapfer schritt sie durch den hohen Schnee.

Rüstädt war nicht zu Haus. Aber die Aufwartung sagte, er esse jeden Tag pünktlich um zwei Uhr zu Mittag, eine halbe Stunde vorher komme er herein, um sich umzuziehen. Anna beschloß also, zu warten.

Klopfenden Herzens betrat sie das Zimmer, das er bewohnte; kaum, daß sie es wagte, sich auf den Stuhl zu setzen, den ihr die Aufwartung diensteifrig anbot. Sie sah sich um. Da waren die bekannten Gegenstände, die ihn umgaben: Bilder, Rauchzeug, Schreibsachen, Bücher, alles, wie er es auch in ihrem Hause um sich gehabt hatte. Dasselbe feine Aroma des Tabaks, den er zu rauchen pflegte, herrschte auch hier. Dort hing sein Gewehr, auf dem Tisch lag ein Jägerhut, ein paar Handschuhe von Wildleder darüber. Die ganze Persönlichkeit stand mit einem Male zum Greifen deutlich vor ihr, als sie diese Zeugen seines Tageslebens wiedererkannte.

Anna bemerkte, daß die Einrichtung des Zimmers manches zu wünschen übrig ließ; an verschiedenen Stellen lag Staub. Wie gern hätte sie hier Ordnung gestiftet! Es war so schmerzlich, zu denken, daß er es nicht gut habe. Wie hätte sie ihn umgeben mögen mit aller fürsorgenden Aufmerksamkeit! Wie gern würde sie jede Mühe und Aufregung auf sich genommen haben, wenn es ihm gegolten!

Rüstädt kam pünktlich zur angegebenen Zeit. Anna sah ihn vom Walde hereinkommen mit den beiden

Hunden. Pfeifend schritt er an den niederen Fenstern des Zimmers vorbei. Dann hörte sie, wie er draußen die Hunde einsperrte; bald darauf trat er ein.

Anna hatte sich erhoben. Er starrte sie an wie eine Geistererscheinung.

Er fühlte es mit jäher Erkenntnis: sein Schicksal stand vor ihm. Es sollte ihm nichts erspart bleiben. Er hatte geglaubt, leichteren Kaufs davon zu kommen. Aber ein liebendes Weib läßt sich nicht so abschütteln.

Rüstädt war sehr bleich geworden. Schnell ging er ein paarmal im Zimmer auf und ab; dann plötzlich, seiner Pflichten als Hausherr eingedenk werdend, reichte er Anna die Hand und führte sie zu einem Stuhle.

Sie dankte ihm mit einem Blicke, von seiner Aufmerksamkeit angenehm berührt. Sie hatte es ja gewußt, daß er ihr freundlich begegnen würde. Ihr Zutrauen hatte sie nicht getäuscht.

Ermutigt durch den guten Anfang, begann sie von dem zu sprechen, was sie hergeführt: Helmut und das Geschick, das ihm zugedacht sei. Die Zunge war ihr nun einmal gelöst, sie berichtete weiter von ihren eigenen Bedrängnissen, was sie alles durchgemacht habe in der letzten Zeit. Davon erzählte sie mit der eifernden Geläufigkeit einer Frau, die sich in ihrem Rechte weiß.

Welchen Eindruck ihre Worte auf Rüstädt machten, konnte sie nicht erkennen. Er stand an einem der Fenster und blickte hinaus, wohl bestrebt, ihr seine Züge zu verbergen.

Rüstädt hörte jedes Wort und war ergriffen. Schwerer noch als das, was sie sagte, traf ihn das, was sie verschwieg. Was hatte sie leiden müssen durch ihn und um ihn! Und der schwerste Vorwurf, zwischen ihren Worten unausgesprochen, aber für sein Ohr doch

deutlich vernehmbar: erst hast du meine Liebe genossen, und dann bist du gegangen, hast mich im Stiche gelassen in schwerer Zeit, hast mich der Gefahr ohne Schutz überlassen. Mit unerträglicher Wucht fiel ihm die Anklage aufs Gewissen: Feigheit!

Und trotz alledem dieses Vertrauen zu ihm! Keine Bitterkeit, keine Rache, keine Drohung! Nur dieser unermeßliche Glaube. Das entwaffnete ihn vollends. Er fühlte sich klein ihr gegenüber. Sie war ihm rührend und verehrungswürdig zugleich. Wie kleinlich und niedrig erschien sein Verhalten im Vergleich zu dem ihren! Wahrhaftig, dessen war auch nur eine Frau fähig, einer solchen, die bitterste Kränkung vergessenden und vergebenden Liebe.

Sie bat, daß er ihr den Jungen verschaffe; er müsse eingreifen, dürfe nicht dulden, daß das Kind der Mißhandlung ausgesetzt werde.

Rüstädt sah sofort, daß das, was sie sich in weiblicher Lebhaftigkeit als ganz leicht ausführbar vorgestellt hatte, unmöglich sei. Wie konnte er sich in Helmuts Erziehung einmischen? Nein, hier durfte er nichts tun! Der Angelegenheit mußte er sich — das geboten Vernunft und Zartgefühl — fernhalten.

Aber ganz andere Gedanken waren in ihm rege geworden. Möglichkeiten erblickte er vor sich, an die er wohl schon früher verstohlen gedacht, die er aber absichtlich in den Hintergrund gedrängt hatte. Klarer und klarer sah er den Weg, den er zu gehen haben würde, um aus diesem Wirrsal widerstreitender Gefühle und Pflichten herauszukommen. Und auf diesem Wege würde er auch die Mutter, die jetzt ratlos zu ihm geflüchtet war, auf diesem Wege würde er auch Anna herausführen aus allen ihren Bedrängnissen.

Eine klare, schlichte Stimmung hatte sich seiner bemächtigt; wie einem zumute ist, wenn man in einer sittlichen Frage einen großen Entschluß faßt.

Mit ernsten, ruhigen Worten vermochte er Anna auseinanderzusetzen, daß er ihren Wunsch jetzt nicht erfüllen könne. Anna brach in Tränen aus. Wenn er ihr nicht helfen wollte, wer dann? —

Er redete ihr in freundlicher Weise zu und brachte sie schließlich dazu, die Sache ruhiger anzusehen. Der Oberförster liebte sein Kind doch schließlich auch, und etwas wirklich Schlimmes würde dem Jungen sicherlich nicht geschehen.

Noch hielt er die Zeit nicht für gekommen, ihr von den Plänen zu sagen, die in seinem Innern gärten. Er nahm ihr nur das Versprechen ab, daß sie sich in Geduld fassen wolle.

## XII.

Eine große Ruhe war über Anna gekommen, seit sie mit Rüstädt gesprochen hatte. Was er vorhabe, wußte sie nicht eigentlich, aber sie hatte das sichere Gefühl, daß er alles zum Guten hinausführen werde. Wirklich getröstet legte sie den Heimweg zurück.

Der Oberförster war noch nicht heimgekehrt, wie sie richtig berechnet hatte. Er kam erst abends. Anna brachte es über sich, ihn nach Helmut zu fragen. Seltmann war mißgestimmt und ließ nicht viel heraus. Nur daß der Knabe sich nicht in die Neuordnung der Dinge habe fügen wollen, deutete er an; das sei ihm aber schnell ausgetrieben worden.

Anna mußte sich mit diesen hingeworfenen Brocken begnügen, sie sagten ihr genug. Aufs neue fühlte sie

sich in Unruhe gestürzt. Im Geiste sah sie ihren Jungen in dem fremden Hause, bei diesen kalten, ihm feindlich gesinnten Leuten. Weinend mochte er sich zu Bett geschlichen haben, mochte sich trostlos und ratlos nach der Mutter sehnen, gleich ihr keinen Schlummer findend.

Am nächsten Morgen wollte sie nochmals ernstlich mit dem Oberförster sprechen. Vielleicht würde er doch ein Einsehen haben und Helmut kommen lassen. Die Unterredung, die sie heute mit Rüstädt gehabt, hatte ihr Selbstvertrauen gehoben. Sie traute sich zu, ihrem Manne die Stirn zu bieten.

Aber als sie bei hellem Tageslicht erwachte, fand sie, daß sie sich verschlafen habe. Der Oberförster war bereits ins Revier gegangen. Anna erwog bei sich, ob sie es nicht wagen solle, anspannen zu lassen und zu Pastor Waibel zu fahren, um Helmut zu besuchen. Wenn sie ihn auch nicht mit sich fortnehmen durfte, so konnte sie ihm doch wenigstens einige Eßwaren zustecken. Es wurde nämlich behauptet, die Pastorin knausere mit dem Essen, und Anna glaubte solchem Gerüchte nur zu gern.

Sie saß, dieses und Ähnliches bedenkend, noch am Frühstückstische, als sie auf ein scharrendes Geräusch an der Außenwand aufmerksam wurde. Nach dem Fenster blickend, erkannte sie dort auf einmal das Gesicht ihres Jungen, die Nase gegen die Scheibe gedrückt, mit feuerroten Backen, wie er großäugig ins Zimmer starrte.

Anna saß einen Augenblick starr vor Schreck, dann sprang sie ans Fenster. Helmut, der auf einem Sägebock stand und sich auf den Fußspitzen zu dem für ihn noch immer hohen Parterrefenster emporreckte, machte

der Mutter verstohlen allerhand Zeichen. Sie verstand; der Vater war nicht da, er konnte ruhig sein. Sie öffnete einen Fensterflügel und küßte den Jungen mitten ins Gesicht. Darauf war sie ihm beim Einsteigen behilflich.

Als Helmut in dieser Weise eingedrungen war, fiel er seiner Mutter in die Arme, noch völlig außer Atem. Er hatte zwei gute Stunden Wegs hinter sich, die er zum großen Teil im Trabe zurückgelegt hatte.

Nachdem man sich genug getan mit Umarmen und Küssen, ging Helmut an den gedeckten Tisch, an dem sein Blick begehrlich haften blieb. Die Mutter fragte ihn, ob er denn schon etwas genossen habe. Er erzählte, er sei vor allen anderen im Pfarrhause aufgestanden und davongelaufen.

Natürlich gab das der Mutter Anlaß, das Kind zu bedauern und von neuem an ihr Herz zu schließen. Was irgend an Leckerbissen im Hause war, schaffte sie heran und hatte die Genugtuung, den Jungen tapfer einhauen zu sehen.

So saßen die beiden einander gegenüber, als sei nichts geschehen. Helmut erzählte von lustigen Streichen, die sie in der Klasse ausgeführt hatten, und die Mutter, in diesem Augenblicke selbst ein großes Kind, erlebte alles mit.

Als der Junge gesättigt war, drängte sich die Frage auf: was weiter? Da wurde sich Anna freilich mit einem Male wieder bewußt, was über ihr schwebe. Was sollte werden, wenn der Oberförster zurückkehrte? Wie würde er Helmuts Flucht aufnehmen? Wie sollte man seinen Zorn beschwichtigen? Ratlos stand sie vor solchen Fragen.

Aber Helmut hatte schon einen Plan fertig. Nicht

ohne Nutzen hatte er seine Indianerbücher gelesen. Er wollte mit der Mutter fliehen, weit weg. Eßwaren sollten mitgenommen werden für einige Tage, und damit in den Wald. Diesen Gedanken trug er mit Feuer und nicht ohne Beredsamkeit vor; ihm war es völlig ernst mit seinem Vorschlage.

Die Mutter schüttelte traurig den Kopf; das ging ja nicht! Ihr wurde jetzt erst die ganze Schwierigkeit ihrer Lage klar, als das Kind seinen abenteuerlichen Plan auskramte. Was sollte sie tun? Den Jungen zu Pastor Waibel zurückschicken? Auf keinen Fall! Ihn hier versteckt halten? Wie bald mußte das an den Tag kommen! Und das Kind, das jetzt mit strahlenden Augen vor ihr saß, der strafenden Hand des Vaters überantwortet zu sehen, das brachte sie auch nicht übers Herz.

Ihre Gedanken gingen wieder den Weg, den sie in letzter Zeit immer gegangen waren, wenn sie um Rat und Hilfe verlegen war. Kein anderer konnte hier helfen! Dem Ratschlage, den e r ihr geben würde, wollte sie sich blindlings unterwerfen.

Hastig machte sie sich zum Ausgehen bereit und befahl Helmut, mitzukommen. Sie sagte ihm nicht, was sie vorhabe, denn noch scheute sie sich, den Namen „Rüstädt“ vor des Kindes Ohren zu nennen.

* * *

Rüstädt hatte eine schlaflose Nacht außerhalb des Bettes zugebracht. Das Erlebnis vom gestrigen Tage hatte ihn in der Tiefe aufgewühlt. Er verlebte eine Reihe jener seltenen Stunden, wo der Mensch unter dem Hochdrucke des Außerordentlichen, befreit von allen kleinlichen Rücksichten und Erwägungen, zu großen,

freien, weit in die Zukunft vorgreifenden Entschlüssen gelangt.

Das Ergebnis war: er würde Anna heiraten.

Wahrlich, nicht leichten Herzens war Rüstädt zu dem Entschlusse gekommen. Er wußte, daß Minne und Ehe zwei grundverschiedene Dinge sind. Er gab seine Freiheit auf. Er, der so sehr an einem ruhigen Dasein hing, er, der für die Einsamkeit so viele Gaben mitbrachte, sollte sich fortan in die zerreibenden Sorgen des Familienlebens schicken! — Und was tauschte er für seine geliebte Unabhängigkeit ein? Konnte er sicher sein, mit Anna glücklich zu werden? Würde sie nicht vielleicht in der Ehe ganz andere Seiten hervorkehren als die lichten Züge, die er jetzt an ihr sah? Würde nicht von vornherein ein Schatten liegen auf ihrem Glücke: die nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache, daß sie zuvor einem anderen angehört, und das Bewußtsein, daß sie gemeinsam diesen anderen hintergangen hatten? Waren das nicht verhängnisvolle Morgengaben?

Aber wenn Rüstädt auch alles das klar vor sich sah, so stand dieser Gedankenreihe doch eine andere, ebenso geharnischte gegenüber: das Bewußtsein, wie viel er gut zu machen habe. Ob er glücklich werde, das war eine Frage von untergeordneter Bedeutung der ehernen Pflicht gegenüber. Seine Ehre war verpfändet in dieser Sache. Er konnte Anna nicht im Stiche lassen in einer Lage, der sie nicht gewachsen war, und in der sie, blieb Hilfe aus, zugrunde gehen mußte. Keiner der Vorwürfe, die er sich seit gestern gemacht, war schwerer auf sein männliches Selbstbewußtsein gefallen, als der, daß er den feigen Versuch gemacht hatte, eine Frau für sich in die Bresche

springen zu lassen. Er hätte sich selbst verachten müssen, wäre er ein zweites Mal der Gefahr aus dem Wege gegangen.

Nun hatte er der Notwendigkeit mutig ins Angesicht geschaut, und da war ihm diese Antwort geworden.

Daß Anna einwilligen werde, stand für Rüstädt fest. Niemals zwar war zwischen ihnen über diese Möglichkeit gesprochen worden, aber unausgesprochen hatte es oft genug in der Luft geschwebt, zu heikel, um mit nüchternen Worten abgemacht zu werden. In der Frage der Frau: „Was wird aus mir?" hatte es mit inbegriffen gelegen.

Wie aber würde sich der Gatte zu der Frage einer Scheidung stellen? Wußte er alles? Und wenn, mußte er dann nicht das Verlangen hegen, eine Ehe aufzulösen, die, längst zur Lüge geworden, nur ein Ärgernis bedeuten konnte für jeden Mann von Ehre?

Aber der Oberförster — wie ihn Rüstädt kannte — war ein verschlossener, schwer zu berechnender Charakter. Konnte man wissen, was im Laufe eines sechzigjährigen Lebens für Ansichten und Grundsätze sich bei ihm abgelagert und versteinert haben mochten? Er dachte an manchen Zug von Eigensinn und Trotz, den er an dem Alten beobachtet. Er dachte auch an jenes nächtliche Zusammentreffen neulich auf der Fuchslehde und an den unheimlich haßerfüllten Blick, mit dem ihn der Oberförster da gemessen hatte.

Leichten Kaufes würde er seine Rechte an Anna jedenfalls nicht aufgeben. Sein Weib mußte ihm schließlich doch ans Herz gewachsen sein in zehnjähriger Ehe. Einmal hatte er sie doch geliebt! War nicht ein Zeugnis dafür da, das deutlich sprach?

Ja, dieses Kind! Das war ein anderes, schweres

Bedenken. Gesetzt den Fall, der Oberförster willigte in die Scheidung, würde er nicht den Knaben für sich beanspruchen? Hatte er nicht bereits den ersten Schritt getan, das Kind den Händen der Mutter zu entziehen? Gewiß, wenn er Helmut behielt, so bedeutete das eine große Verantwortung und eine Last weniger für Rüstädt; aber wie würde Anna, die so an dem Jungen hing, eine solche Maßregel ertragen?

Alle diese Fragen gehörten schließlich vor den Richter, das wußte Rüstädt wohl. Er selbst war in Rechtssachen wenig bewandert. Aber er ahnte, daß es von Bedeutung sei, wie eine solche Angelegenheit von vornherein in die Wege geleitet werde, und daß durch Unkenntnis des Gesetzes hierin leicht viel versehen werden mochte.

Er entschloß sich daher, an einen Jugendfreund zu schreiben, der Jurist war. Er schilderte ihm seinen Fall, ohne Namen zu nennen, als suche er Rechtsbelehrung für dritte Personen.

Rüstädt schrieb eben an diesem Briefe, als Anna, ihren Jungen an der Hand, bei ihm eintrat.

Die herzliche, lebhafte Freude, die Helmut beim Wiedersehen mit seinem Freunde und Gönner an den Tag legte, half über die Befangenheit der Begrüßung hinweg. Rüstädt, dem Annas Besuch völlig unerwartet kam, glaubte zu bemerken, daß sie allein mit ihm zu sprechen wünsche. Er schickte also den Jungen ins Freie; einen günstigen Vorwand dazu gaben ihm die Hunde ab, die Helmut noch nicht kannte. Sobald er fort war, berichtete Anna in Hast, was sich inzwischen ereignet habe.

Rüstädt erkannte sofort, daß hier ein arger Fehler begangen worden sei. War nicht dem Oberförster eine

neue, schwere Kränkung zugefügt dadurch, daß man eigenmächtig in seine Vaterrechte eingegriffen? Und auf ihn, Rüstädt, mußte der Verdacht fallen, als unterstütze er solches Tun. Wie erschwerte dieser unbedachte Schritt Annas das, was er vor hatte! Wieder einmal waren die Ereignisse schneller vorangeschritten, hatten einen ganz anderen Weg genommen, als zu berechnen gewesen.

Sollte er Anna deshalb Vorwürfe machen? Von ihrem Standpunkte aus hatte sie ganz natürlich gehandelt! Furcht und Verzweiflung hatten sie von ihrem Gatten weg zu ihm getrieben. Es konnte ihn ja nur mit Stolz erfüllen, welche Größe des Vertrauens sie ihm fort und fort zeigte.

Er mußte nun endlich offen mit ihr reden.

Obgleich Anna auf die Frage, die er jetzt an sie richtete, seit seinen gestrigen Abschiedsworten nicht völlig unvorbereitet war, so kam ihr sein wirklicher Antrag doch mit erschütternder Wucht. Eine körperliche Schwäche befiel sie, sie mußte sich setzen; unter Tränen nur vermochte sie ihm endlich ihr Jawort zu geben.

Er achtete ihre Ergriffenheit. Keine knabenhafte Leidenschaftlichkeit — das fühlte er — war hier am Platze. Das Verlangen, sie in seine Arme zu nehmen, kam ihm zwar beim Anblicke ihres in seiner Verschämtheit doppelt lieblichen Gesichtes, aber er unterdrückte diese Wallung. Denn jetzt, wo er sie als seine Braut betrachtete, wo er den Entschluß gefaßt, diese Frau über alle Hindernisse hinweg zu der seinen zu machen, achtete er sie höher, war sie für ihn ein Heiligtum geworden, dessen Reinheit er um keinen Preis der Welt hätte entweihen mögen.

Rüstädt hätte es Anna gern erspart, diese glückliche

Stunde durch Vernunfterwägungen und Sorgen um das Nächstliegende zu stören, aber es ging nicht anders; die Ereignisse trieben gebieterisch auf eine Lösung hin.

Zunächst mußte der Junge seinem Vater wieder zugeführt werden. Und wenn auch Anna bat und Vorstellungen machte, Rüstädt fühlte zu sicher, daß er im Rechte sei der weiblichen Logik gegenüber. Freilich wurde es ihm schwer genug, ihren rührenden Bitten gegenüber standhaft zu bleiben.

Eines versprach er zu tun: er wollte den ersten Grimm des Oberförsters selbst bestehen. Er wollte zu ihm gehen, ihm sagen, was sich inzwischen ereignet, ihm erklären, wie es gekommen, und so weit wie möglich ihn zu großmütigem Verzicht zu stimmen versuchen.

Der Gang war nicht leicht, aber er mußte getan werden. Vor allem jetzt Offenheit, sagte sich Rüstädt, nachdem durch Heimlichkeit bereits so viel gesündigt worden war.

In dieser Absicht machte er sich auf den Weg nach der Quellenhayner Oberförsterei. Anna sollte einstweilen mit Helmut in seinem Hause bleiben. Erst mußte von Mann zu Mann alles ins gleiche gebracht sein, ehe er zuließ, daß sie dem Gatten wieder unter die Augen trete.

Als er ging, standen Anna und Helmut in der Haustür und sahen ihm nach. Am Waldrande angekommen, an jener Stelle, wo er einst Annas Fußstapfen im Schnee entdeckt, machte er Halt und schaute sich um. Die beiden standen immer noch und winkten ihm — er winkte wieder.

Wunderbar! Die Frau und der Knabe in seinem Hause und er auf dem Wege zu dem Gatten und Vater, um sich von ihm die beiden zu erbitten!

Das Leben war doch ein rätselvolles Ding! Man faßte Entschlüsse, man bereitete Pläne vor, man erreichte Ziele, und alles das schien ohne Einfluß auf den eigentlichen Lebensgang. Die wirklich wichtigen und entscheidenden Ereignisse kamen, ohne daß man es merkte, gegen unseren Willen. Erst nach Jahren vielleicht begriff man, was man vorzeiten getan, und warum man es getan. Jetzt stand er am Ende einer solchen Kette von Handlungen. Ahnungslos hatte er das vorgenommen und jenes unterlassen, ohne ein Ziel, nur dem Bedürfnisse des Augenblickes folgend, und nun war auf einmal alles da: ein Resultat, von ihm nicht beabsichtigt, dem er sich doch fügen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Und so in tiefer Verwunderung über das Lebensrätsel, aber auch in Ehrfurcht vor seinem tieferen Sinne, von dem ihm eben eine schwache Ahnung aufgegangen, schritt er dahin und verschwand hinter den Bäumen.

Anna, an die sich der Knabe geschmiegt hatte, sah ihm noch lange nach.

## XIII.

Pastor Waibel war, nachdem Helmuts Entweichen bemerkt worden, dem Flüchtling, von dem er richtig annahm, daß er sich dem Elternhause zugewandt habe, nachgefahren.

Aber er kam zu spät. Helmut hatte bereits in Begleitung seiner Mutter die Oberförsterei verlassen. Niemand wollte wissen, wohin die beiden seien.

Nun dauerte es wieder einige Zeit, bis der Geistliche den Oberförster ausfindig gemacht hatte. Pastor

Waibel berichtete seinem Verwandten mit einem beträchtlichen Aufwande moralischer Entrüstung die Flucht des jungen Übeltäters, und daß, wie's scheine, die eigene Mutter mit ihm unter einer Decke stecke.

Bei dem Oberförster schwoll die Zornader. Nach seiner Art sagte er nicht viel; er wisse, was er zu tun habe. Der Geistliche konnte den Heimweg einschlagen mit der Genugtuung, den beiden, wann immer der Oberförster sie finden sollte, einen heißen Empfang bereitet zu haben.

Wo er Anna zu suchen habe, war für Seltmann sofort klar; er machte sich auf den Weg nach dem Mönchsroder Forsthause.

Er war noch nicht weit weg von der Oberförsterei, als ihm Schrupper nachgelaufen kam, seinen aufgeregten Mienen nach zu schließen mit wichtiger Nachricht. In der vergangenen Nacht hatte ein Kampf stattgefunden zwischen Forstleuten und Wilderern; einer der Wildschützen war, durch einen Schuß verwundet, den Förstern in die Hände gefallen, die anderen waren entwichen. Die Nachricht davon hatte vor kurzem ein Kurier überbracht. Alles, was zur grünen Farbe hielt, war nun auf den Beinen; man wollte versuchen, ob man nicht auch der Flüchtigen habhaft werden könne.

Unter alltäglichen Umständen würde diese Nachricht den Oberförster in nicht geringe Aufregung versetzt haben, — was bedeutete sie ihm heute, im Vergleich zu dem, was ihm selbst widerfahren war! Er befahl Schrupper, sich an dem Kesseltreiben zu beteiligen, er selbst habe keine Zeit dazu. Kopfschüttelnd blickte der Waldläufer seinem Herrn nach; mit dem konnte heute auch nicht alles richtig sein.

Hastig schritt Oberförster Seltmann vorwärts, quer

durch die Bestände, Wildwechsel und Schneisen benutzend; der gewöhnliche Weg mit seinen Krümmen wäre ihm heute viel zu lang erschienen. Die innere Erregung versetzte dem alten Manne häufig den Atem; er mußte wiederholt Halt machen. Seine Frau davongelaufen! Das Blut pochte ihm in den Schläfen, vor den Augen flimmerte es ihm.

Seltmann hatte die Ehe nie anders aufgefaßt, als daß allein der Mann Rechte habe, die Frau nur Pflichten. Das war wohl von Anbeginn so von Gott geordnet; gegrübelt hatte er darüber ebensowenig als über andere Fragen. Anna hatte er geheiratet, um den leeren Platz auszufüllen, der durch den Tod der ersten Frau entstanden war. Geliebt hatte er sie gewiß! Es war eine Liebe, aus Gewohnheit entstanden, weil er ihr Gesicht eine Reihe von Jahren um sich gesehen und weil sie die Mutter seines Jungen war.

Die Empörung, die der getäuschte Ehemann empfand, entsprang hauptsächlich dem Gefühle, daß er aus diesem für ihn so bequemen Zusammenleben, das außerdem sein gutes Recht war, jäh herausgerissen wurde durch ihre Untreue. Wie konnte, wie durfte ihm so etwas geschehen!

Sechzig Jahre war er geworden. In Ehren hatte er gelebt, in Treue seinem Fürsten gedient und mit Eifer seinen Beruf erfüllt. Und nun geschah ihm das!

Was wußte er von solchen Sachen! Nie hatte er sich mit Frauenzimmergeschichten eingelassen. Kaum daß er hin und wieder mal gehört oder gelesen hatte, daß solche Dinge vorkämen. Ihm persönlich waren die Weiber furchtbar gleichgültig gewesen all sein Lebtag. Seine Jagd war ihm am kleinen Finger lieber als alle Liebesabenteuer.

Und zum Lohne dafür, daß er sich so anständig geführt und so solid gehalten, brach nun diese Katastrophe über ihn herein!

Seine Entrüstung wäre vielleicht nicht so stark aufgeflammt, wenn nicht Pastor Waibel das Eisen geglüht hätte. Seltmann erfuhr durch ihn, daß solche Vergehungen nach göttlichem und menschlichem Recht unverzeihlich seien und daß er als Gatte und Vater die Pflicht habe, mit unbarmherziger Strenge gegen die Missetäter vorzugehen.

Die bittersten Gefühle hegte Seltmann gegen Rüstädt. Er sah in ihm einen abgefeimten Buben, der, die Gastfreundschaft mißbrauchend, Anna mit glatten Verführungskünsten umgarnt hatte. Wie hatte es dieser Fuchs verstanden, ihn zu überlisten! Wie hatte er sich in sein Vertrauen eingeschlichen, um ihm hinter seinem Rücken das Schwerste anzutun. Daß er den Menschen nicht zeitiger durchschaut, verdroß ihn am meisten.

Der Major mochte sich vorsehen! Wäre nicht neulich, als er ihm zur Nachtzeit oben an der Grenze begegnete, Schrupper dabei gewesen, hätte er jenem allein, Mann gegen Mann gegenübergestanden, einer von ihnen beiden hätte den Schauplatz nicht lebendig verlassen.

Der Oberförster war nicht mehr allzuweit von jener Lichtung auf dem Bergkamme, wo sich die nächtliche Begegnung abgespielt hatte. Schon senkte sich der Weg zum jenseitigen Hange, und bald befand er sich auf Mönchsroder Revier.

Unwillkürlich überlegte er, was er tun würde, wenn er jenem jetzt begegnen sollte, wenn man einander von neuem gegenüberstünde, so nahe, daß einer das

Weiße im Auge des anderen erkennen könnte. — Er würde ihn anrufen, ihm befehlen, sich schußbereit zu machen, und dann: eins, zwei, drei! — Er glaubte kaum, daß seine Hand zittern würde.

Und während er sich noch dieses Bild ausmalte in allen Einzelheiten, fiel sein Blick von ungefähr auf einen dunklen Gegenstand, der breit über den Weg etwa zwanzig Schritte vor ihm lag.

Ein Gegenstand? Nein, ein Mensch! Er erkannte das Haar auf dem Haupte, die Arme, die weit ausgestreckt in den Schnee griffen. Es war ein Mann. Er lag mit dem Gesicht nach unten, der grüne Jägerhut neben ihm.

Oberförster Seltmann blieb stehen wie angedonnert. War das Wirklichkeit, was er sah? Ein ähnliches, zum Verwechseln ähnliches Bild hatte ihm seine Phantasie soeben vorgegaukelt. Unwillkürlich griff er an seine Büchse, die ihm über der Schulter hing. Nein, er hatte nicht geschossen, — daran war er schuldlos.

Dann schlich er sich auf den Zehen näher, mit großen, starrenden Augen. Ja, er war es. Er erkannte ihn jetzt ganz deutlich.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sich der Oberförster zu entschließen vermochte, den Körper zu berühren. Er ergriff eine der feinen, weißen Hände, hob sie und ließ sie fallen.

Jawohl, er war tot! Dann drehte er die Leiche um. Der Schuß saß vorn auf der Brust. Nur wenig Blut war zu sehen, die Wunde klein, Kugelschuß. Der Tod mußte sehr schnell eingetreten sein, das Gesicht war nicht im mindesten verzerrt; im Schnee sah man keine Spuren, die auf Todeskampf gedeutet hätten.

Beraubt war die Leiche nicht; Uhr, Ringe, Brief-

tasche, alles befand sich an seinem Orte. Kein Zweifel, die Tat war von Wilderern begangen. Nichts ahnend war Rüstädt ihrer Rache für den gefangenen Spießgesellen zum Opfer gefallen. So wenig war er auf einen Überfall vorbereitet gewesen, daß er nicht einmal ein Gewehr bei sich gehabt; ein einfacher Spazierstock lag neben ihm.

Der Oberförster dachte nicht an ein Aufsuchen der Spuren, um die Mörder zu verfolgen. Er wäre es gar nicht imstande gewesen. Die Augen mit der Hand bedeckend, lehnte er an einem Baumstamm.

Alles, was er eben noch gedacht und gewollt, seine Leidenschaft, sein Haß waren verstummt. Diese grellen Töne mußten schweigen in Gegenwart eines Höheren, dessen Majestät sich niemand entzieht. Der Tod hatte sein ausgleichendes Wort gesprochen.

Eine ganze Weile verharrte der alte Mann so, unbewußt den toten Feind ehrend. Dann kam ihm der Gedanke, die Leiche zu bergen. Die nächsten Menschen waren Waldarbeiter, die er auf seinem Revier mit Holzfällen beschäftigt wußte. Sie herbeizuholen, machte er sich jetzt auf den Weg. Es ging nur langsam vorwärts, die Füße waren ihm wie Blei.

Endlich kam er bei den Männern an. Er hieß sie eine Tragbahre anfertigen und mit frischem Tannenreisig belegen. Zur Eile trieb er die Leute an, denn die Sonne stand bereits tief, die Dunkelheit mußte bald hereinbrechen.

Seltmann schritt den Trägern voran. Als man sich der Leiche näherte, sah der Oberförster, daß sie nicht mehr allein war. Zwei Gestalten erblickte er. Die eine neben dem Entseelten knieend, halb über ihn gebeugt: Anna! Und das Kind daneben: Helmut!

Hatte ihn Rüstädts Tod erschüttert, so gab ihm dieser Anblick einen Stich ins Herz. Dort kniete seine Frau! Konnte er sie dem Toten streitig machen? — Sollte er hingehen und sie von ihm wegreißen? — Er war nicht imstande, einen Schritt vorwärts zu tun. Es war, als stünde ein unsichtbarer Engel über jener Gruppe, der seine Schwingen über sie gebreitet hielt, jedem wehrend.

Diese dort gehörten zusammen; er besaß keinen Anspruch mehr auf sie. Freiwillig hatten sie sich abgewandt von ihm, dem anderen zu. Er wollte sie nicht zurückrufen.

Und so wandte er sich, ohne daß ihn Anna oder Helmut bemerkt hätten, und schlug den Weg nach seinem vereinsamten Hause ein.

---

# Inhaltsverzeichnis.



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.